Landes-
bibliothek
Coburg

[Naubert:]

Neue Volksmährchen der Deutſchen.

Drittes Bändchen.

Leipzig,

in der Weygandſchen Buchhandlung.

1792.

D III 8 / 17a

Landes-
bibliothek
Coburg

Die Fiſcher.

Es ſaßen drey Fiſcher am Donauſtrand; der Tag begann ſich zu neigen. Der Strom warf die tauſendfach ſpielenden Farben der ſcheidenden Sonne lieblich zurück, der Abglanz des aufgehenden Abendſterns blinkte auf der ruhigen Fluth, die, vom Abendwinde bewegt, einen Kahn, der nah am Ufer an einem Baum befeſtigt war, ſanft hin und herwogte. Er war das Eigenthum des älteſten der drey Geſellen, die hier bey ihren Netzen die Nacht durchwachen, und dann das Beſte von dem Fiſchzuge, den ſie gegen den Morgen erwarteten, gen Kalenberg zum Markgrafen von Oeſterreich bringen ſollten, deſſen Hausfrau, Frau Agnes, die guten Donaufiſche immer freygebig zu bezahlen pflegte.

Ihr werdet aus dieſem Eingange, meine Leſer, nach eurer Weisheit ſehr leicht merken, daß euch die jüngſte der Muſen, die Mährchenerzählerin, weder an die ſchwäbiſchen Ufer der Do-

nau geführt hat, wo ſie, kaum noch ein Fluß zu nennen, zwiſchen dürrem Sande rinnt, noch wo St. Nikolas an ihrem wilden Strudel wacht, noch wo ſie ſich mit majeſtätiſchem Brauſen ins ſchwarze Meer ergießt, ſondern in jene lachenden Gegenden, wo jetzt das hochthürmichte Wien ſich in ihren Fluthen beſpiegelt.

Wien war zu jenen Zeiten, in welche unſere Sage fällt, den düſtern Zeiten des zwölften Jahrhunderts, nicht mehr das berühmte Vindobona der Alten, auch noch nicht die prächtige Kaiſerſtadt, die ſie jetzt iſt, ſondern ein wüſter unbebauter Fleck, auf welchen die Markgrafen von Oeſterreich ein Jägerhaus gebaut hatten, das ſie mit Birken und andern wilden Bäumen umpflanzten und den Birkhof nannten; einige kleinere Gebäude lehnten ſich an ſeine Mauer; dort thürmte ſich ein ſtolzes Kloſter empor, und an ſeiner Seite ſtand die alte Reſidenz der Herzoge von Oeſterreich, ſo wie etwas weiter abwärts nach dem Strom hinunter, ſich eine Reihe Fiſcherhütten zog, in welche auch unſere vorerwähnten Drey zu Hauſe gehörten.

Schweigend, in eigene Gedanken vertieft, oder auch wohl gar nichts denkend, hatten ſie lang geſeſſen; es ward immer düſterer, der Schlaf begann ſie zu beſchleichen, da wurden

ſie eins, ihn durch Sang oder Erzählung denk⸗würdiger Geſchichten zu vertreiben, und Main⸗hard, der jüngſte unter ihnen, wurde zuerſt aufgefordert, das Seine zu leiſten; aber der arme Bube hatte kaum zwanzig Sommer die Welt geſehen, war wenig Meilen weiter gekom⸗men als ſeines Vaters Fiſchhandel reichte, und konnte alſo von eigenen Erfahrungen nichts, und von fremden nur ſo viel ſagen, als ſeinen beyden Gefährthen, aus deren Munde er ſie hatte, be⸗reits bekannt war. Doch er wußte ein ſchönes Lied zu ſingen, das ein neuerer Dichter in unſern Zeiten in liebliche Reime und Geſangsweiſe ge⸗bracht und dadurch ſeinen Werth entſchieden hat. Es handelte von einem Fiſcherknaben, den eine blonde Nixe mit verführeriſchen Worten hinab in die Tiefe lockte, von wo er nimmer wieder in die Oberwelt zurückgekehrt ſeyn ſoll. Mainhard ſang es ein, ſang es zweymal, bis die beyden Alten, ſein Vater und ſein Oheim des Dinges müde wurden, und ihn ſchweigen hießen.

Hört, begann darauf der erſte bedacht einen unterhaltendern Weg einzuſchlagen, wie wir ſo hier ſitzen, dort das Kloſter und die alte mark⸗gräfliche Burg uns gegenüber, ſo fällt mir ein, wie in meinen jungen Jahren alles ſo ganz an⸗ders war, und was ich auf meinen Heerszügen

mit unſers Herrn Vater und Großvater für Dinge erfuhr. Du, Veit, kannſt hiervon nicht viel wiſſen, du kommſt wenig von den Netzen, auch ſpricht man ungern von den Geſchichten großer Herrn, wenns einen nicht ſo eine vertrauliche Stunde wie die gegenwärtige aus dem Munde lockt.

Erzähle Bruder! rief Veit! Erzählt Vater, ſtimmte Mainhard ein, und der alte Martin begann.

Die Welt, ſagt man, wird älter, aber nicht frömmer; richtig geſagt, doch mit Einſchränkung, ich weis Euch Thaten in meiner Jugend, die man in der heutigen für unglaublich halten würde, wenn man dem Erzähler nicht trauen dürfte. Wer würde zum Beyſpiel unſerer gnädigen Frau, Frau Agneſen, ſolch Herzleid zufügen, als zu meiner Zeit zwey Markgräſinnen von Oeſterreich widerfuhr? Welcher Fürſt unter den jetztlebenden ſich ſo muthwillig in Schimpf und Schande ſtürzen, als zwey Fürſten in meinen Tagen thaten?

Unſers Herrn des Markgrafen Vater, Herr Leopold, hatte einen Bruder, Namens Albert, beydes mächtige Fürſten und gute Ritter, angeſehen bey kaiſerlicher Majeſtät, und der Kirche

getreue Söhne. Markgraf Leopold hatte dem-ohngeachtet noch mehr Liebe, Anſehen und guten Ruf, als Markgraf Albert, dem hier und da einer dem andern ins Ohr den Namen des Leichtſinnigen gab; ob er es war, das beweiſe dieſe Geſchichte.

Markgraf Leopold, wegen ſeiner einnehmenden Heldengeſtalt mit Recht der Schöne zubenamt, buhlte mit ſeinem Bruder zugleich um Kaiſer Heinrichs Schweſter, die holde Itha, und gewann ihm ohne Mühe ihr Herz und ihre Hand ab, das verdroß Alberten, er zog heim mit grimmigem Zorn und ſinnend auf Rache. — In Leopolds Herzen war kein Trieb, der ihn bey einem andern heimliche Bosheit vermuthen ließ, er ſchente ſeinen beleidigten Bruder nicht, ſondern beklagte nur dieſes, daß, ſeit Itha Markgräfin von Oeſterreich war, Albert ſeine Burg nicht wieder geſehen hatte und mit ihm wie mit einem Fremden lebte.

Tauſend Anſchläge zur Wiedervereinigung wurden von Seiten des gutmüthigen Leopolds gemacht, nichts, ſelbſt Alberts erboßte Hartnäckigkeit nicht war ihnen ſo entgegen, als das Bitten der Markgräfin, welche ein Schauer anwandelte, ſo oft ſie nur an Albert gedachte. Laß ihn, flehte ſie ihren Gemahl, laß ihn den fürchterlichen Mann! Willſt du den Löwen her=

ben locken deine Heerde zu zerreißen, oder den wilden Bergſtrom hereinleiten deine Fluren zu verderben?

Leopold lächelte zu den Beſorgniſſen der Markgräfin und tröſtete ſie; auch gelang es ihm einſt, als er perſönlich nach Perneck zog, ſeinem Bruder Verſöhnung anzutragen und ihn zu einem frohen Bundesfeſte einzuladen. Alberts Herz ward erweicht, er ſagte zu, und ehe drey Tage verliefen, war er vor Leopolds Burg, die man ihm unverzüglich öfnete und ihn in Abweſenheit des Markgrafen zu ſeiner Gemahlin führte. Leopold war dieſen Morgen mit allen ſeinen Reiſigen auf die Jagd gegangen, um ſeinem Gaſte, deſſen er erſt morgen gewärtig war, ein köſtliches Wildpret vorſetzen zu können, die Bedienten des Hauſes waren mit andern Zubereitungen auf das morgende Feſt beſchäftigt, und die Dirnen der Markgräfin ordneten den Schmuck ihrer Gebieterin, ſo daß Albert die ſchöne Jtha gar allein fand.

Sie zitterte nicht, da ſie ihn erblickte, denn ſie glaubte in ihm ihren Gemahl zu ſehn, ein zauberiſcher Mönch hatte Alberten die ſchöne Geſtalt ſeines Bruders Leopold geliehen, und man denke, mit welchem Entzücken der boshafte Fürſt ſich von Jtha umarmt und mit all den ſüßen

Namen bewillkommt ſahe, die ſie ihrem Gemahl beyzulegen pflegte. — Wie ſo bald, mein Theurer? fragte ſie ſchmeichelnd; war dein Jagdglück heute ſo groß, oder wollteſt du nur einmal dein treues Weib unvermuthet überraſchen, um zu ſehen, wie ſie ſich in ihrer Einſamkeit betrage? —

Der falſche Leopold ſchützte ſchnelle Unpäßlichkeit vor, und verlangte in derſelben nur von ihren Händen gepflegt zu ſeyn.

Während Itha ihres vermeinten Herrn Befehl erfüllte, ward Markgraf Leopold mit ſeinen Jägern im Walde durch wunderliche Abentheuer aufgehalten bis an den andern Morgen; ich war mit unter den Jägerpurſchen, und kann wohl ſagen, daß, ſo jung und unerfahren ich damals war, mir doch alles, was uns Schlag auf Schlag zuſtieß, unſern Heimzug zu verzögern, wie Zauberwerk vorkam, wie es denn auch wohl ſeyn mochte; — Als die Morgenröthe anbrach, verſchwanden die Schattenbilder, mit welchen wir eine ganze Nacht gekämpft hatten. Von dem Ungewitter, das wir überſtanden zu haben glaubten, war keine Spur mehr vorhanden und die Irrgänge des Waldes, die uns bisher den Rückzug nach dem Schloſſe verſperrten, waren jetzt ſo ſchnell aus einander gewickelt, daß wir den Weg

dahin, in weniger als einer halben Stunde zu- rück legten.

Leopold fand ſeine Gemahlin mit der Ver- zweiflung ringend, der Zauber des Mönchs, der Alberts verbrecheriſche Liebe begünſtigt hatte, dauerte nicht länger als bis zu den erſten Strah- len der Morgenröthe. Der nehmliche Augenblick, der uns im Walde von unſern Banden befreyte, hatte auch Alberts Truggeſtalt zernichtet. Itha ſah ſich, als ſie erwachte, nicht in den Armen ih- res Gemahls, ſondern ſeines ruchloſen Bruders, der mit teufliſchem Lächeln von ihr ſchied, und ſie ohnmächtig hinterließ. Von dem Innern die- ſes Geheimniſſes hatten wir damals nur Muth- maßungen, denn die Klugheit des beleidigten Ehepaars wollte es, daß die Sache bis zum Au- genblick der Wiedervergeltung mit dem dichtſten Schleyer verhüllt blieb, und Rache und Wieder- vergeltung wars, was unſer Herr ſeiner weinen- den Gemahlin ſchwur, als er ſie auf den Wagen hob und uns gebot, ſie nach einem benachbarten Kloſter zu bringen, wo ihre Baaſe Aebtiſſin war.

Nach der Zeit hatten die beyden Brüder von Oeſterreich verſchiedentlich Gelegenheit ſich an des Kaiſers Hofe zu ſehen. Leopold verbiß Ra- che und Wuth, und Albert kützelte ſich mit

dem Gedanken, ſein Bruder wiſſe nichts von ſeiner Verrätherey, Itha habe ſein damaliges Ausbleiben auf die geſchehene Einladung zu beſchönigen gewußt, und das Uebrige mit Stillſchweigen bedeckt; ein Umſtand, den er ſich als Unterpfand geheimer Liebe deutete.

Albert haßte jetzt ſeinen Bruder nicht mehr, er hielt ihn für einen Betrogenen und verlachte ihn heimlich. Er kam ihm mit verrätheriſcher Freundlichkeit entgegen und ermangelte nicht, als er bald darauf mit der ſchönen Henna von Pohlen Beylager hielt, ſeinen Bruder zu demſelben einzuladen.

Leopold erſchien mit großem reiſigen Zeuge, um auf dieſe Art die Rache zu decken, die er ſich vorgenommen hatte. So wie Albert ſich heimlich und durch Zauberliſt in die Stelle des Gemahls eingedrungen hatte, ſo riß jetzt Leopold mit Gewalt öffentlich die Stelle des Bräutigams an ſich und vergalt ſeinem Bruder den Schimpf, den er ihm erwieſen hatte.

Daß aus dieſer Sache die blutigſte Fehde erwuchs, brauche ich euch nicht erſt zu ſagen. Alberts Leute und wir geriethen ſchon bey dieſer Bluthochzeit hart an einander, die Sache unſrer Herrn auszufechten, aber die Hauptſchlacht lie-

ſerten die Brüder einander auf der großen Ebe- ne, nicht weit von hier, noch bis auf dieſen Tag Mordberg zubenamt; die Rachſucht unſerer Herrn hatte ſich unſern Herzen mitgetheilt, wir ruhten nicht, bis wir einander faſt alle aufgerieben hat- ten; auch ich blieb für tod auf dem Wahlplatze liegen, aber ich war unter den Wenigen, die ein Zufall rettete. Nach meiner Geneſung erfuhr ich, daß der Kaiſer die beyden Brüder hart ge- ſtraft hatte, doch Alberten, der all ſeiner Ho- heit verluſtig gehen mußte, härter als Leopol- den. Ich aber entſagte den Kriegsdienſten auf geraume Zeit, bis ich in ſpätern Jahren wieder mit unſerm jetzigen Herrn gegen die Ungarn aus- zog. Als ich wieder nach Hauſe kehrte und zum erſtenmal, wie es oft meine Handthierung heiſcht, des Nachts über das Mordfeld gieng, bemerkte ich, daß die Zeit das Gaukelſpiel noch nicht ge- ändert hatte, das ich ſonſt hier oft bemerkte. Die Ebene mit Brüderblut gedüngt, iſt unheim- lich zu bereiſen, Schattenheere kämpfen dort noch jede Nacht mit Schattenheeren, und ich ra- the es niemanden, ſich ohne Noth unter ihre Schwerder zu ſtürzen; die Streiche, die ſie füh- ren, ſind luftig, die Wunden, die ſie verſetzen, ohne Blut, aber lieber wollte ich die Flammen des Fegefeuers ein ganzes Jahr erdulden, als in jenem Geiſtergedränge noch eine einige ſolche

Nacht zubringen, als ich mir einſt aus kühner Unvorſichtigkeit zuzog.

Hier endete Martin. Veit und Mainhard wollten über das Letzte genauer belehrt ſeyn, aber der alte Fiſcher ſchwieg und ſuchte andre Geſpräche einzuleiten.

Vater, begann Mainhard nach einer Weile, ihr habt uns hier eine wunderliche Geſchichte erzählt, und ich wollte die Welt nicht drum nehmen, daß unſer Herr der Markgraf es wüßte, daß ihr die Geheimniſſe ſeines Hauſes aus eurem Munde gelaſſen hättet.

Martin meynte, die Sache ſey ſo geheim nicht geblieben, und Veit ſagte; Großen Herrn könnte man noch ehe ungeſtraft ein Wort nachreden als Mönchen und dem Teufel, und doch, fuhr er fort, doch wüßte ich auch eine Geſchichte dieſer Art, die ich Muth genug hätte euch mitzutheilen, und damit den Reſt der Nacht vollends hinzubringen.

Martin und ſein Sohn antworteten: Erzähle, und Veit begann. — Martin, ſagte er, hat uns viel von dem Weſen der alten Markgrafen von Oeſterreich entdeckt, aber eins hat er uns doch verſchwiegen, das ihm aber auch vielleicht nicht ſo gut bekannt war als mir, der ich

dieſe Gegend wenig verließ und viel von dieſen Dingen hörte.

Weiß einer die Urſach, warum unſer Herr ſein gutes Schloß, an der Seite des Kloſters dort gegenüber, verließ und ſich ein neues auf dem Kalenberge erbaute, der ſage es, ſonſt will ich ſie ihm erzählen, ob es gleich die Nothwendigkeit erfordern wird, ein wenig weit auszuholen und mit Geſchichten zu beginnen, die ſich wohl lange vor den Zeiten der öſterreichiſchen Alberte und Leopolde mögen zugetragen haben.

Das Kloſter dort in der Ferne, deſſen weißgraue Mauern euch der aufgehende Mond jetzt eben ſichtbar macht, iſt ſehr alt, älter als das Schloß, das unſere Markgrafen, in dem frommen Wahn ſich klöſterliche Unſchuld und Heiligkeit zur Nachbarin gewählt zu haben, an ſeine Seite bauten. Zu den Zeiten, da es ſich vor kurzen erſt über ſeinem Fundamente völlig zuſammen gewölbt hatte, und die Chorherrn noch hier und da auf die Verſchönerung deſſelben ſannen, geſchahe es, daß ein Pilger aus dem heiligen Lande kam, welcher an den Stufen des heiligen Stuhls gekniet hatte und der, wie er meynte, aus Rom einen guten Verſtand von Pracht und Verzierung eines geiſtlichen Gebäus, von Mahlerey und den Wundern der Bildhauerkunſt

mit herüber brachte. Ihm wollte, was die deutſchen Mönche nach ihrem Geſchmack hatten fertigen laſſen, auf keiner Seite gefallen; doch, zu gutmüthig, ſie mit dem Tadel ihres ganzen Baues zu kränken, und zu verſtändig, ihnen Aenderungen in den Kopf zu ſetzen, welche nur mit ungeheurem Aufwand von Zeit und Koſten möglich zu machen geweſen ſeyn würden, blieb er blos bey dem Hochaltar ſtehen, welchen er mit groteskeſten Verzierungen ſo überladen und mit einer abentheuerlichen Schilderung der heiligen Jungfrau ſo verunziert fand, daß er auf Befragen unmöglich ſchweigen konnte, ſondern frey geſtand, hier ſey nicht alles wie es ſeyn ſollte, und er habe es in Rom beſſer geſehen.

Der Pilger ſtand bey den Chorherrn in großem Anſehen, ſie trauten ſeinen Worten, fragten nach der Möglichkeit der Aenderung und waren zu allem bereit, was er vorſchlug. Heilige Väter, ſagte er, ich habe unter euch einen jungen Mann bemerkt, mich welchem ich all dieſe Dinge glaube beſſer verhandeln zu können als mit euch, denn er iſt ein Kunſtverſtändiger und wie ich aus einigen guten Stücken ſchließe, die ich geſtern in ſeiner Zelle ſah, aus einer der beſten römiſchen Schulen; man rufe mir ihn und ich will, weil ihr es denn durchaus fordert,

ihm meine Meynung über dieſes und jenes entdecken.

Es war den Chorherrn groß daran gelegen, daß ihre Kirche nicht weit hinter den römiſchen Meiſterſtücken zurückbleiben ſollte; mit Aenderung des Altarbildes meynten ſie, ſey alles gethan, und ſie freuten ſich nicht wenig, einen Mann, der hiezu die Hand bieten könnte, in ihrem Mittel zu haben, und dadurch an Mühe, Zeit und Koſten ein Beträchtliches zu erſparen. Sie ſäumten nicht den Bruder Medardus zu rufen, von welchem ſie bisher nicht geglaubt hatten, daß ſeine Hände ein anderes Werkzeug regieren könnten, als den Roſenkranz und die Schlüſſel; denn er war unterer Schließer der Kirche oder Diener des fetten Sakriſtans, der ihm faſt all ſeine Geſchäfte überließ, weil er ſichs gern bequem machte.

Verkanntes Verdienſt wohnt gern in Klöſtern, und ſo war es eben kein Wunder, daß niemand von den Geſchicklichkeiten des jungen Mönchs wußte, mit denen er über dem nie zu prahlen pflegte. Jetzt kamen ſie in der Berathſchlagung mit dem Pilzer an den Tag, Medardus zeigte ſo große Kunſtkenntniß und äuſſerte dieſelbe in ſo hochtönenden Kunſtworten, daß

ſelbſt der Fremde vor ihm verſtummte und den Mönchen beym Abſchied betheuerte, ſie könnten ſich auf dieſen jungen Mann in allen verlaſſen, und er ſey verſichert, daß unter ſeinem Pinſel und unter ſeinem Meiſel Meiſterſtücke entſtehen würden, welche ſelbſt ihn, wenn er nach einer kleinen Nebenwallfarth zum heiligen Jakob von Kompoſtell wieder hier einſpräche, in Verwunderung ſetzen würden.

Der Pilger ſchied und nach einem erhaltenen Verweiſe, daß er mit ſeiner Kenntniß, die er zum Nutzen des Kloſters zu üben ſchuldig geweſen wär, ſo lang hinter dem Berge gehalten habe, ſetzte Medardus ſich ans Werk, das, da Luſt, Liebe und Ehrgeiz ihm die Hand führten, wie durch Zauberkunſt von ſtatten gieng. — Er arbeitete unermüdet auf ſeinem Gerüſte, dort fand ihn der erſte Morgenſtrahl und die ſpäte Dämmerung, manche andre Kloſterpflicht ward darüber verſäumt, aber man ſchloß die Augen, die Verſäumniß kam auf die Rechnung der Kirche.

Ich ſagte vorhin, nicht nur Luſt und Ehrgeitz haben ihm die Hand geführt, ſondern auch Liebe, und dieſe war es auch größtentheils allein, die ſein Werk zur Vollkommenheit brachte, eine Art heiliger andächtiger Liebe, die er allein auf

die Königin des Himmels übergetragen hatte, weil ihm die Regel den Gedanken an jede andere ihres Geſchlechts zur Sünde machte. Er war ein Verlobter St. Mariens von Jugend auf, ihr Bild hatte er in den ſchönſten weiblichen Formen ſtudirt und hundertfältig verſchönert nachzubilden geſucht. Wie ſeine Phantaſie, wie ſein Pinſel ſie ihm ſchilderte, ſo ſah er ſie wachend und im Traume, und wie er wachend und träumend ſie ſah, ſo ſtand ſie jetzt auf dem ſchönſten Altarbilde, das je eine Kloſterkirche geziert hat, zu jedermanns Verwunderung da.

Vetter, unterbrach hier Mainhard ſeinen Oheim, ich habe die Madonna der Chorherrn oft geſehen, aber ſie iſt nicht ſchön.

Schön, wie die Engel Gottes! erwiederte Veit etwas unwillig und fuhr aus Furcht vor weiterer Gegenrede in ſeiner Erzählung fort:

Das Kloſter ſchrie Wunder über die Reitze, die unter der Meiſterhand des jungen Künſtlers hervorgingen. Man kam von allen umliegenden Orten, auf das Gerüſte des jungen Sakriſtans zu ſteigen; man erſtarrte vor Schönheit der Königin des Himmels und die Zahl derer, welche ſich ihrem Dienſte weihten, wuchs mit jedem Tage. So ſchön hatte ſich ſie noch kein Sterblicher gedacht.

Der

Der Ehrgeitz des Künſtlers wuchs mit jeder neuen Lobeserhebung, die man ſeiner Madonne machte, und da er an ihren Bilde keinen Pinſelſtrich mehr wagen wollte, weil ihm jedermann ſagte, die kleinſte Veränderung würde Verminderung der Vollkommenheit ſeyn, ſo machte er ſich an einen zweyten Verſuch, der nicht minder ſchwer, und wenn er gelang, nicht minder Ehrebringend war. Das höchſte Ideal der Schönheit hatte Medardus geliefert, nun ging auch das Nonplusultra der Häßlichkeit unter ſeinem zauberiſchen Pinſel hervor. Ein Teufel krümmte ſich zu Mariens Füſſen, den man nicht ohne Abſcheu und Entſetzen anſehen konnte. Man ſchauderte vor ihm zurück, und konnte ſich doch nicht entbrechen, wieder nach ihm zu blicken, weil der Kontraſt zwiſchen ihm und der Göttin, die über ihm thronte, zwey der widerſprechendſten Regungen ſo nah neben einander ſtellte, daß jeder, der das wunderbare Gemählde verließ, geſtand, nie etwas ähnliches erfahren zu haben, und ſich zuſagte, nächſtens wieder zu kommen, um dieſes ſeltſame wonniglich ſchauerliche Gefühl noch einmal zu haben.

Dies wars was Medardus gewünſcht hatte: Ehre für ſich und tiefere Anbetung für ſeine Heilige. — An dem Tage, da er ſein Werk vollen-

det, und, unwillig, ſich nun von der ſüßen Arbeit trennen zu müßen, an der Einfaſſung des Bildes noch ein paar gleichgültige Engelsfiguren ausgearbeitet hatte, legte er ſich ziemlich ſpät, und äuſſerſt ermüdet zu Bette; er wartete auf die gewöhnliche Ruhe und die himmliſchen Träume, die ihn immer umſchwebten, aber — nichts hiervon in dieſer ſchrecklichen Nacht, ſondern ganz das Gegentheil!

Nachdem er ſich bis weit gegen den Morgen in einem äuſſerſt mißbehaglichen Zuſtand zwiſchen Wachen und Schlafen herumgeworfen hatte, ſchloſſen ſich endlich ſeine Augen, und eine Geſtalt ſtand vor ihm, die er augenblicklich, nach ſeiner Mönchserfahrung von der Geiſterwelt, für die Gewalt des Argen erkannte, zwar etwas minder häßlich als die, welche ihm ſein Pinſel gegeben hatte, aber doch immer noch ſchrecklich genug, um ihn an allen Gliedern zittern zu machen.

Jetzt ſiehſt du mich wie ich bin, brüllte die Schreckensgeſtalt, ſage, wie du mich findeſt? — Hatteſt du Urſach mir noch mehr furchtbares anzudichten als ich beſitze? — Antworte, was bewog dich, wider alle Mahlertreue ein Bild von mir zu verfertigen, zu welchem ich dir nicht geſeſſen habe?

Ich haſſe dich, Satan, rief der Mönch, der ſich zitternd ein Herz faßte, unter ſeiner Decke

hervor. Ich haſſe dich, und will, daß jedermann dich haſſen möge, ſo wie ich thue!

Sehr wohl, mein Herr Medardus, grinzte das Geſpenſt, mich dünkt, es liegt eine Art von Kompliment in dem, was du mir hier ſagſt, aber wir ſprechen jetzt ein Wort im Ernſte mit einander: Warum mußteſt du, wenn ich dir in meiner eigenen Geſtalt nicht haſſenswürdig genug dünkte, warum mußteſt du mich ganz und gar mit ins Spiel mengen? Hätteſt du mich doch wohl unkonterfeyt laſſen können! — Aber ich weis, alles geſchah um die Heilige zu verſchönern, deren Fuß du auf meinen Nacken geſetzt haſt, und deren Vollkommenheit du durch nichts als durch die himmelſchreyendſte Ungerechtigkeit gegen mich glaubteſt erhöhen zu können.

Was willſt du endlich von mir, du Verworfner? ächzte der Mönch, der vor Entſetzen kaum mehr zu athmen vermochte, das melde mir, und dann entflieh zur Hölle!

Du haſt mich geſehn, verſetzte der Arge, einige Pinſelſtriche können mir Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und haſt du dir mein Geſicht etwa nicht genugſam eingedrückt, ſo bin ich ſtündlich bereit, mich vor deine Staffeley zu ſtellen, und mich Zug vor Zug von dir zeichnen zu laſſen.

Medardus proteſtirte bey ſich ſelbſt wider dieſs allzufreygebige Erbieten; er wünſchte den Anblick, den er einmal gehabt hatte, nie wieder zu haben, und faßte vermuthlich Entſchlüſſe, mit welchen der beleidigte Teufel hätte zufrieden ſeyn können, doch ſie waren Kinder des nächtlichen Schreckens, die der erſte Morgenſtrahl verwiſchte. Es war Tag, als er ſich völlig beſann. — Er wußte nicht, ob er geträumt oder ein Geſicht geſehen hatte, er beredete ſich das erſte, und verließ ſein Lager mit ganz andern Geſinnungen als ihm zu ſeinem Beſten zu wünſchen geweſen wären.

Er eilte nach der Kirche und beſtieg das Gerüſte das heute abgenommen werden ſollte, zum letztenmal mit den Attributen ſeiner Kunſt. Sein Blick hieng mit Wonnetrunkenheit an der göttlichen Madonne, er fiel drauf mit einer etwas andern Empfindung auf das Ungeheuer zu ihren Füßen. Medardus dachte an ſeinen Traum, aber anſtatt ſeine damaligen Entſchlüſſe auszuführen, ergriff er geſchwind ſeinen Pinſel, und gab dem armen Teufel durch eine neue Falte über dem Auge, durch einen unnachahmlichen Zug um den Mund noch ſo viel Ausdruck von Verzweiflung, und ohnmächtig knirſchender Wuth, daß er ſelbſt geſtehen mußte, die Abbildung des Böſeſten aller Weſen ſey nun ſo jedes Zuſatzes unfähig voll-

endet, als er das Gegentheil in der holdſeeligen Himmelskönigin vollendet ſah.

Noch ſtand er mit ſtaunender Bewunderung vor ſeinem doppelten Meiſterſtucke, er ſtieg einige Stufen ab, einige aufwärts, um ſeine namenloſen Reize von allen Seiten zu genießen; da begannen die Breter unter ihm zu knarren, da beugten ſich die Balken, ein Sturmwind fuhr gewaltſam durch das Kirchgewölbe, alle Fenſter flogen auf, alle Pforten keuchten auf ihren Angeln, und der arme Medardus taumelte von der oberſten Höhe des Gerüſts durch alle ſeine Abtheilungen hinab; Breter und Pfoſten ſchoſſen ihm nach und drohten ihn zu zerſchmettern Das war des Teufels Werk, der in eine Wolke von Staub gehüllt, dicht vor der Naſe des fallenden Künſtlers vorüber gleitete und ſich, weil ſeines Bleibens an heiliger Stätte nicht lange ſeyn konnte, hohnlächelnd zum nahen Kirchfenſter hinauswälzte.

War Medardus im währenden Fallen noch einer andern Empfindung, als der Empfindung ſeiner Gefahr fähig, ſo war es Unmuth, der Rache eines Feinds, den er bisher verachtet hatte, zum Raube zu werden. Du haſt geſiegt, hölliſcher Geiſt! ſagte er bey ſich ſelbſt, und die, für welche ich umkomme, kann oder will mich nicht retten!

Die Heilige mochte das beleidigte Kann ihres Dieners überhört haben, ſonſt würde ſie ſchwerlich ſo bereit geweſen ſeyn, ihn wegen des Will eines beſſern zu belehren, als ſie es würklich war. Als Medardus im Fallen vor ihrem Bilde vorüber kam; ſiehe, da ſtreckte ſie ihre Arme aus, ihn aufzuhalten; er ſank aus denſelben auf die Flügel der Engel, die er recht wie zu ſeiner Rettung am Untertheil des Altarſtücks in Marmor ausgearbeitet hatte, und dieſe hielten ihn ſo lange, bis einige Mönche, die eben eintraten, und einen Theil des Wunders mit anſahen, herzueilen und ihren Bruder vollends mit Sicherheit auf den Boden befördern konnten.

So viel Gefahr auch die Trümmern des eingeſtürzten Gerüſts zu drohen ſchienen, ſo war doch weder der Mahler noch ſonſt jemand beſchädigt worden und es fehlte alſo nichts, das Wunder vollkommen zu machen. Man beglückwünſchte den heiligen Medardus, wie man ihn von nun an zu nennen beſchloß, von allen Seiten, und verſammelte ſich zu einem feyerlichen Te Deum in der Kirche, welches wohl niemand herzlicher mitſang, als der, welchem die Gefahr am nächſten geweſen war.

Ich bin überwunden, rief der Arge, der dem Mönch dieſe Nacht wieder einen Beſuch in ſeiner

Stelle gab, ich bin überwunden, und du kannſt wohl denken, daß ich, nachdem ich die Macht deiner Beſchützerin kenne, wenig Luſt habe, mich zum zweytenmal an dir zu reiben; hüte dich indeſſen, daß dir von ihr, welche du ſo ſchön gebildet haſt, nicht mehr Gefahr drohe als von mir, den du haſſeſt, und zum Abſcheu der ganzen Welt aufſtelleſt.

Wie man ſagt, ſo iſt dem Teufel nicht zu trauen, Medardus wußte dieſes, aber es wär ihm wohl zu wünſchen geweſen, daß er dieſes etwas beſſer beherzigt hätte. Der Einfältige nahm es auf Treue und Glauben für bekannt an, daß der Widerſacher gänzlich aus dem Felde geſchlagen ſey, und ſeine Warnung vor der Heiligen, die er verehrte, hatte keine andere Folge, als die, welche der argliſtige Kenner des menſchlichen Herzens vermuthlich vorher ſah; ſie machte ihn noch eifriger in Mariens Dienſte, von welcher er ſich mit Recht kein Arges verſah. Er kniete Tag und Nacht vor ihrem ſchönen Bilde, er berauſchte ſich im Anſchauen von Reizen, die er ſelbſt geſchaffen hatte, und gab den Gefühlen, die hier in ſeiner Bruſt erwachten, mit frommer Einfalt den Namen Andacht.

Medardus war, ſeit ihm Mariens Huld den Namen des Heiligen erworben hatte, aus dem untern Kirchenſchließer zum wirklichen Sakriſtan und

Bewahrer der heiligen Schätze erhoben worden, auch hatte man, da es ſich fand, daß der Ruf von dem Wunder, das ihm zu Liebe geſchahe, bey den benachbarten Kloſter-Frauen ein andächtiges Vertrauen zu ihm erweckt hatte, kein Bedenken getragen, ihn zu ihren Beichtiger und Kappellan zu beſtellen; Aemter, welche zwar ſeine Geſchäfte, aber auf keine unangenehme Art vermehrten. Er fuhr täglich über den Strom, juſt an der Gegend wo wir jetzt ſitzen, dort drüben, wo damahls das Nonnenkloſter ſtand, davon die Zeit keine Spur übergelaſſen hat, die heiligen Jungfrauen Beichte zu hören, (denn ſie bedurften ſeines Troſtes ſehr oft,) und kehrte denn des Abends mit ihren unſchuldigen Geheimniſſen beladen nach ſeinem Kloſter zurück, wo er nie vergaß, Gott zu danken, daß er in dieſer argen Welt noch immer ein Häuflein unſchuldiger Seelen erhielt, welche bey dem Leben der Engel, das ſie führten, ſich treuherzig für große Sünderinnen hielten, und unaufhörlich Rath und Troſt in ihren Gewiſſensſcrupeln bedürften. Ach Medardus wußte nicht, daß eben dieſe unſchuldigen Seelen ſeine Unſchuld fürchterlich bedrohten, und daß er ſich auf einem ſchlüpfrigen Wege befand, wo er nicht lang mehr feſtes Fußes gehen ſollte.

Ich weis nicht, war es Wahrheit, oder hatte etwa jene Macht, welche der ſchönen Ida von

Oeſterreich ihren Schwager unter der Geſtalt ihres Gemahls vorſtellte, auch hier ihr Spiel, gnug der geiſtliche Hirt der Kloſterjungfern glaubte in einem von den jüngſten ſeiner Schäflein, ſeit einiger Zeit eine wunderbare Gleichheit mit dem höchſten Ideal der Schönheit zu bemerken, das ſeiner Seele bisher nur als ein Gegenſtand der tiefſten Anbetung vorgeſchwebt hatte. Die Sache war bedenklich: Sollte er das, was er bisher für überirdiſch gehalten hatte, in einer Sterblichen finden? Ein anſtößiger Gedanke für ſeine fromme Seele, gleichwohl er mochte machen was er wollte, ſo ließ ſich die Aehnlichkeit des jungen Fräuleins mit ſeiner Madonne nicht hinwegräſonniren; er mochte ſeine ſchöne Beichttochter ſo oft ſehn als er wollte, ſie zeigte ihm die nehmlichen Reize, nur weil ſie beſeelt waren, noch weit anziehender als er ſie auf dem toden Bilde, ſo ſchön es auch war, hatte ſchildern können.

Kaum getraute er ſich mehr die Augen zu dieſem Bilde zu erheben; er war vernünftig genug über ſeine Gefühle nachzudenken, er war ſich bewußt, daß die Regungen, die er gegen die junge Nonne empfand, kein Haar breit von dem entfernt waren, was man Liebe nennt, und daß er, wenn er betend am Altare ſeiner Heiligen lag, im Grunde nichts that, als das irdiſche Mädchen

bewundern, in welchem er die anſtößige Gleichheit mit dem Bilde der Königin des Himmels zu finden glaubte.

Nach langen Kämpfen mit ſich ſelbſt fand er das Gefühl, das ſeine Andacht ſtörte, ſo unaustilgbar, als verbrecheriſch, er ſann, da er es nicht überwinden konnte, auf Mittel, es minder ſträflich zu machen, und fiel endlich auf etwas, das ihm der Arge, der Marien um ihr ſchönes Bild beneidete, ſicherlich nicht gerade zu hätte vorſchlagen dürfen, das aber ohne Zweifel ſeine Eingebung war.

Medardus überredete ſich durch künſtlich verſchränkte Sophismen, er würde die ſchöne Nonne ſchuldloſer lieben können, wenn die Aehnlichkeit zwiſchen ihr und dem Altarbilde in ſeiner Kloſterkirche minder groß wär. Er dachte hin und her, und endlich kam in unſeliger Stunde der Entſchluß zur Reife, ſich mit verbrecheriſcher Hand an die Entſtellung ſeines Meiſterſtücks zu wagen. Einige Pinſelſtriche, und das bezaubernde Madonnenbild war nicht das alte mehr; immer noch ſchön genug, aber nicht mehr das Wunderwerk, das jedermann anſtaunte, um ſich denn zu entzückter Anbetung niederzuwerfen. Medardus dachte hiebey, ſo geändert war ſein frommer Sinn, an nichts als an den Raub, den er an ſeinem Mah-

lerruhm beging. Es ſchmerzte ihm tief in der Seele, daß er ſich mußte nachſagen laſſen, ſeine Farben wären ſchlecht aufgetragen geweſen und fingen ſchon an zu verbleichen. Daß er ſeine Heilige durch den Eingriff in die Rechte ihrer Schönheit beleidigte, daß er durch dieſe Kühnheit den erſten Schritt zu ihrer Ungnade that, das fühlte er nicht einmahl, er glaubte ſeiner Liebe nichts als ſeine Künſtler Glorie aufgeopfert zu haben, und freute ſich heimlich, um dieſen Preis ſeine ſchöne Nonne nun ungeſtrafter lieben zu dürfen.

Den nächſten Tag nach der Frevelthat, bekam das Fräulein im benachbarten Kloſter einen außerordentlichen Beſuch von dem Sakriſtan; man erklärte ſich gegen einander, Medardus fand das Ebenbild der ſchönen Madonne ſo gütig und ſchön, und ein Einverſtändniß ward unter beyden geſchloſſen, das dem Argen den vollen Triumpf gewährte, den er gewünſcht hatte, und den er freylich durch Liſt leichter als durch Gewalt und Drohungen gewinnen konnte. Ein Theil ſeines Endzwecks war erreicht. Er hatte die Heilige, die er haßte, um ihr Wunderbild und um einen ihrer liebſten Diener, ihn aber um ihre Gnade und die Unſchuld und Heiligkeit betrogen, in welcher er bisher unſträflich einhergegangen war; doch dies

war dem Verführer nicht genug, und ihr werdet gleich hören, wie er ſeine Anſchläge weiter hinaus führte.

Obgleich die Liebenden ſich täglich ſahen, obgleich jede Nacht und jeden Morgen ein gutwilliger Fiſcher hier auf dieſer Stelle geſchäftig war, gegen reichen Lohn den verführten Sakriſtan hinüber und herüber zu führen, ſo war dies doch immer für die Wünſche der Liebe zu wenig, man wollte ſich immer ſehen, ſich ganz und auf ewig beſitzen, und — entſchloß ſich endlich zur Flucht. Jede Verabredung war getroffen, jede Anſtalt gemacht, nur eine Kleinigkeit hatte man bisher nach Art junger Liebenden unberichtigt gelaſſen, nehmlich, wovon man in der weiten Welt leben wollte.

Medardus hatte ſchon den Ring von der Kloſterpforte, durch die er um Mitternacht entwiſcht war, in der Hand, ſie leiſe wieder anzudrücken, dann nach dem wartenden Kahn zu eilen und hinüber zu fahren in das gegenſeitige Kloſter, um dort auch die Feſſeln ſeiner Geliebten zu brechen, als ihm auf einmahl in den Sinn kam, woran er noch nie gedacht hatte, daß man von den Küſſen und Anſchauen der Geliebten nicht leben kann, und daß ſo ganz arm als er ihr entgegen floh, ſo ganz arm als ſie im Begriff war ſich in ſeine Arme zu ſtürzen, ſie bald dahin ge

bracht ſeyn möchten, die ſpärlichſte Kloſterkoſt zu- rück zu wünſchen und den gethanen Schritt tau- ſendfach zu bereuen.

Ein guter Geiſt gab dem fliehenden Mönch vielleicht dieſen Zweifel ein, um ihn von ſeinem Vorhaben zurück zu halten, aber ſein Feind, der Arge, der ihn keinen Augenblick aus dem Ge- ſichte ließ, und nach Geiſterart ſeine Gedanken ſo gut verſtehen konnte, als wir deutlich geſproche- ne Worte, ermangelte nicht, ſelbſt das, was ihm Rettung hätte werden können, zu ſeinem Verder- ben zu nützen.

— Sind nicht die Schätze der Kirche in deiner Gewalt? flüſterte er ihm mit einer ſo ſüßen Stim- me zu, daß Medardus in derſelben unmöglich den Teufel erkennen konnte. Verwahrſt du nicht Koſtbarkeiten, die vielleicht niemand ſo genau kennt als du, die niemand vermiſſen, und ver- mißte man ſie, dir, biſt du einmal geborgen, nicht abfordern wird? — Sprich nicht, ſie ſind nicht mein! — Wes ſind ſie denn? des Kloſters das ſie nicht braucht? der Räuber, die ſie einſt rauben, der Flammen, die ſie einſt verzehren wer- den? — O nimm, nimm was hier unnütz ver- modert und brauche es zu Endzwecken, die nur die düſtre Mönchsmoral verdammen und die auf

den ärgſten Fall eine Wallfarth oder andre Pönitenz leicht abbüßen kann.

Alſo der Verführer. — Medardus fand ſeine Worte, die er für die Stimme ſeines eigenen Herzens hielt, ſo vernünftig, daß er zurückkehrte, die zurückgelaſſenen Schlüſſel noch einmal brauchte den Schatz zu öffnen, und mit Koſtbarkeiten ſo wohlbeladen den Weg der Flucht von neuem begann, daß er hoffen konnte, durch dieſelben ſich und ſeiner Geliebten ein ſehr tröſtliches Leben in der Welt zu verſchaffen.

So weit war es, daß ihn ſein fürchterlicher Feind haben wollte; ihn weiter gehen zu laſſen, wär wider ſeine diesmaligen Plane geweſen. — Medardus hatte die Schwelle der letzten Kloſterpforte noch nicht völlig erreicht, als auf einmal alle Glocken zu läuten begannen und durch alle Cellen der ſchlafenden Mönche die Stimme erſchallte: Erwacht! Erwacht! und rettet die Heiligthümer eures Kloſters!

Der Lärm war erſchrecklich, er hätte Tode erwecken können, wie vielmehr eine Anzahl frommer Mönche, die nüchtern, mäßig und wachſam, wie ſie damals noch waren, ihre Augen nie von einem andern als den leichteſten ätheriſchen Schlummer, den ein Lüftchen verhauchen konnte, zudrücken ließen.

Das was die Chorherrn ermunterte, und in enge Thätigkeit brachte, hatte auf den verführten Sakriſtan ganz die entgegen geſezte Würkung. Er hörte die Glocken tönen, hörte die Stimme, ſeine Anklägerinn, durch die Kreuzgänge brüllen, hörte die Mönche ſich von ihren Lagern erheben; und alle Kraft zu fliehen oder ſich zu verbergen entging ihm. Er ſtand wie eingewurzelt, er hatte nicht einmal ſo viel Beſonnenheit, ſeinen Raub von ſich zu werfen, und es war in der Geſtalt eines armen ertappten, aller Gegenwehr, aller Vertheidigung unfähigen Diebes, daß die Mönche, die ſich jezt um ihn herum verſammelten, ihn trafen und feſt nahmen.

Medardus war allgemein beliebt, mehrere Augen wurden naß, als man ihn, den man gern für einen Heiligen gehalten hätte, als einen Verbrecher vor ſich ſah. Wär nur ein Wort der Entſchuldigung oder Bemäntelung in ſeiner Gewalt geweſen, man hätte ſich vielleicht nach damahliger frommer Kloſtereinfalt bereden laſſen, man ſey mit ſehenden Augen blind; aber Medardus war ſo ganz betäubt und vernichtet, daß er kein Wort zu ſeinem eigenen Beſten nachſprechen konnte, ob man es ihm gleich faſt in den Mund gab.

Weil ſich denn der Abt überzeugen mußte, der Mann, den er ſo gern unſchuldig gefunden hätte, habe die Kirchenſchätze, die man bey ihm fand, weder poliren, noch aus Furcht vor Räubern an ſichere Orte bringen, ſondern im eigentlichen Verſtande ſtehlen wollen, ſo entbrannte er endlich in heiligen Grimm, befahl den Verbrecher in den unterſten Kloſterkerker zu werfen, hielt kurzen Rath mit den Chorherrn, und fertigte drauf drey Stunden vor Tage zween der Vornehmſten nach einer benachbarten Burg ab, wo ſich dermahlen der Biſchoff enthieſt, ihm die Sache vorzutragen, und ihn wo möglich zu bereden, daß er ſelbſt herüberkommen und über den gefallenen Heiligen das Urtheil ſprechen möchte.

Während die Mönche auf ihren Eſeln davon trabten, und der fromme Abt in ſeiner Zelle über den Fall ſeines Lieblings trauerte, lag dieſer in einem Kerker, deſſen Abſcheulichkeit noch die kleinſte Urſach ſeiner Verzweiſlung war; ſein geſunkner Ruf, die zernichteten Hofnungen der Liebe, die Beſchämung, vor denen, die ihn bisher als einen Heiligen verehrt hatten, als ein Verbrecher zu ſtehen, folterte ihn weit mehr, aber eigentliche Reue über ſeine That kam nicht in ſeine Seele, er bereute nur,

auf

auf der That ertappt worden zu ſeyn, ohne ſie ausgeführt zu haben.

Du haſts um mich verſchuldet, unterbrach ihn mitten unter dieſen Betrachtungen eine Stimme aus der düſterſten Ecke ſeines Gefängniſſes, du haſts um mich verſchuldet! in Unternehmungen, wie die deinigen, muß man mich zum Freunde haben. Daß ich dein Feind bin, kann dir nicht unbekanr. ſeyn, du haſts ja an nichts fehlen laſſen mich aufs äuſſerſte zu erbittern.

Medardus ſtarrte in den finſtern Winkel, und ſah bey einem blaſſen ſchwefelblauen Lichte, die ihm wohl bekannte Geſtalt des Argen. Ich weiß nicht was es war, das ihm dieſe Erſcheinung minder fürchterlich machte, als vordem, hatte der Feind ſich würklich in eine gefälligere Hülle gekleidet, oder hatte die Bekanntſchaft mit verdächtigen Handlungen die Kluft, die ehedem zwiſchen ihm und dem Urheber alles Böſen befeſtigt war, vermindert und ihn demſelben näher gebracht, genug, er rief ihm nicht wie ehedem zu: Was willſt du von mir, du Verworfner! ſondern er ließ ſich mit ziemlich kaltem Blute mit ihm in eine Unterhandlung ein, deren Ende treufliſcher Seits das Verſprechen war, gegen eine kleine Erkenntlichkeit, die der

Grosmuth des Mönchs anheim geſtellt ſeyn ſollte, die Sache noch zum Beſten zu kehren, die Ehre des ertappten Verbrechers wieder herzuſtellen, und den eingeladenen Biſchoff ſammt den Mönchen um einen Proceß zu betrügen, welcher dieſen guten Männern weit minder angenehm war, als der Böſe dem erſchrockenen Medardus, um ſeine Dankbarkeit deſto höher zu treiben, einbildete.

Der Verführer ließ am Ende noch einige Worte wegen Begünſtigung der Intrigue mit der ſchönen Nonne einflieſſen, und gewann dadurch den Sakriſtan ſo völlig, daß er einſchlug, und bey Schlieſſung des Handels nicht ermangelte, ſeinen Gegenmann grosmüthig zu nennen, weil er den Lohn für die Leiſtung eines ſo wichtigen Dienſtes ſo ganz in ſeine Willkühr ſtellte.

Du wirſt nicht vergeſſen, ſagte der Arge, Grosmuth mit Gegengrosmuth zu vergelten. Deine Freyheit haſt du von dieſem Augenblicke an, gehe jetzt hin, und lege dich in deiner Zelle ſchlafen, oder thue was dir ſonſt beliebt, das übrige erwarte von dem kommenden Tage.

Es war in der Zeit der kürzeſten Nächte, da dieſer Handel vorfiel, und als Medardus aus ſeinem Kerker, wo er den Teufel zurück ließ, in die Kirche heraufſtieg, ſchimmerte

ſchon der erſte Morgenſtrahl durch die Kirchfenſter, und machte beſonders das groſſe Altarbild, die Urſach all dieſer Abentheuer, ſichtbar. Medardus warf im Vorübergehen einen Blick drauf und erröthete; doch dürft ihr nicht etwa denken, daß das geänderte Bild ſeiner Heiligen es war, was ihm das Blut auf die Wangen trieb, ſchon längſt hatte er verlernt, ſeine Augen ſo hoch zu erheben; ſie fielen auch jezt nur auf das Bild des Satans zu ihren Füſſen, es beſchämte ihn, das Weſen, von welchem er einen ſo groſſen Dienſt erhalten zu haben glaubte, ſo abſcheulich gebildet zu haben, und ſeine Wahl, was er, ihm ſeine Dankbarkeit zu bezeugen, thun ſolle, war in dieſem Augenblicke entſchieden. Er flog nach ſeiner Zelle, und kehrte bald darauf mit all ſeiner Mahlergeräthſchaft zurück.

Er lauſchte ein wenig, ob alles im Kloſter noch ſtille ſey. Die Mönche hatten ſich wieder zur Ruhe gelegt, und er war ſicher. Einige Leitern wurden anſtatt eines beſſern Gerüſts zu Hülfe genommen, und der Künſtler machte ſich an eine Arbeit, die binnen weniger als einer Stunde geendigt war, und die den Teufel zu Mariens Füſſen, wenn auch nicht zum Engel, doch zu einer Figur machte, welche ehe im

Stande war, Mitleid als Abſcheu und Entſez-
zen zu erregen.

Er war fertig; und froh, ſich, wie er meyn-
te, ſeiner Schuld gegen das Weſen entledigt
zu haben, mit welchem er jetzt unglücklicher Wei-
ſe im Bunde ſtand, räumte er all ſeine Werk-
zeuge auf die Seite, und eilte nach ſeiner
Zelle, zur Ruhe zu gehen; die ſchicklichſte Lage,
wie er meynte, in welcher man ihn, des an-
dern Morgens bey Erkennung ſeiner vermeyn-
ten Unſchuld finden konnte, da er noch nicht
Böswicht genug war, ſich in heuchleriſcher An-
dacht vor irgend einem Heiligen-Bi[illegible]e betreffen
zu laſſen.

Kaum befand er ſich auf ſeinem Lager,
als man ein gewaltiges Klopfen an der Klo-
ſterpforte hörte: Es war der Biſchoff, der mit
den beyden abgeſchickten Mönchen anlangte, um
über den unglaublichen Vorgang, von welchem
man ihm Botſchaft gethan hatte, Gericht zu
hegen.

Medardus hörte das Klopfen wohl, ihm
wär es zugekommen, das Thor zu öfnen, denn
das Amt des Sakriſtans und des Pförtners floß
in den damahligen einfältigen Zeiten, ſo ziem-
lich in eines zuſammen, aber er hielt es für
gut, feſt zu ſchlafen. Die Mönche im Kloſter
wurden wach, ſie vernahmen die Ankunft des

ehrwürdigen Biſchoffs, aber ſie waren nicht im Stande, ihm zu öfnen, denn zwar wähnten ſie dem ertappten Verbrecher in voriger Nacht unter andern Schlüſſeln auch die Kirchenſchlüſſel abgenommen zu haben, aber ſie fanden ſich nirgends, und der Abt, welcher ſie unter ſein Kopfküſſen gelegt zu haben glaubte, ſah auf dieſer Stelle nichts als ſeinen Roſenkranz, der immer da zu liegen pflegte.

In der Angſt, den ehrwürdigen Biſchoff in der kalten Morgenluft ſo lang warten laſſen zu müſſen, ſuchte man an hundert Orten, wo es unmöglich war, einen Schlüſſel auch nur zu vermuthen, und lief endlich auch nach der Kammer des Verbrechers, den man unten im Kerker ſicher zu haben glaubte, und nun mit der größten Beſtürzung auf ſeinem Bette fand.

Haſtig richtete er ſich, als vom Geräuſch der Eintretenden geweckt, empor, und rieb ſich die Augen. Die Mönche taumelten vor Entſetzen zurück, und konnten auf ſeine Frage, was es gebe? kaum den Namen des Biſchoffs ſtammeln. Ich hoffe Verzeihung, erwiederte Medardus indem er ſich erhub, wenn ich, die ganze Nacht von unruhigen Träumen geſchreckt, gegen den Morgen zu feſt ſchlief; geht voraus, meine Brüder, ich folge euch auf dem Fuſſe, unſerm gnädigen Herrn die Pforte zu öfnen.

Es war ſo viel Ruhe und Gelaſſenheit in dem was Medardus ſagte. Seine Anweſenheit in der Zelle, die Schlüſſel in ſeinen Händen waren ein Wunder. Die Mönche wußten nicht, ob ſie ihren Augen trauen ſolten, ſie eilten hinaus, das, was ſie geſehen hatten, im Kloſter auszubreiten, und der Sakriſtan beflügelte indeſſen ſeine Schritte, den ungeduldig werdenden Biſchoff nicht länger warten zu laſſen.

Hier neues Erſtaunen, als der Biſchoff und die Mönche eintraten, und den, den ſie in Ketten und Banden glaubten, ſein Amt mit ſo vieler Unbefangenheit verwalten ſahen. — Der ganze Konvent verſammelte ſich nach und nach um den heiligen Medardus, der ihnen über ihre Zweifel keine Auskunft geben zu können afektirte, und man beſchloß endlich hinab in den Kerker zu ſteigen, um zu ſehen, was man da verwahrt hielt, da es ja am Tage lag, daß der Sakriſtan nicht der Gefangene war, und alſo auch nicht der Verbrecher geweſen ſeyn konnte. — Der Biſchoff ſchüttelte gewaltig den Kopf, und meynte, es wolle faſt das Anſehen haben, als ob er um eines Traums willen, den das ganze Kloſter geträumt habe, den weiten Weg in der rauhen Morgenluft herüber bemüht worden wär.

Als man hinab in den Kerker kam, gewann die Sache ein ernſthafteres Anſehen, man fand allerdings dort einen zweyten Medardus, der aber auf des Biſchoffs Beſchwörungen nicht unbeweglich war, ſondern ſich bald mit verſtelltem Zittern für den bekannte, der er wirklich war, für den Argen, der aus Neid über den Geruch der Heiligkeit, in welchem St. Medardus lebte, ſich erkühnt habe, dem frommen Mönche dieſen böſen Poſſen zu ſpielen, und ihn dadurch um Glimpf und guten Namen zu bringen; eine Ausſage, welche gar ſehr zu Ehren des Sakriſtans gereichte, und die durch die entwendet geglaubten Schätze, welche man nicht an den Orten, wo man ſie in voriger Nacht indeſſen hingeſtellt zu haben meynte, ſondern in den zehnmal verſchloſſenen heiligen Schreinen wiederfand, mächtig beſtättigt wurde.

So war die Ehre eines geglaubten Heiligen wieder hergeſtellt, aber — ſeine Tugend war auf immer verloren. Man laſſe ſich nur einmal mit dem Feinde in ein Bündniß ein, er weiß einen ſchon feſt zu halten! Zwar hielt er es nicht mehr für gut, dem Mönche ſichtbar zu erſcheinen, zwar beliebte es ihm, vielleicht von der Dankbarkeit des Mahlers, bey Aenderung des Bildes nicht völlig befriedigt, auch ihm ſeiner Seits einen Streich zu

ſpielen, und die bisher geglaubte Aehnlichkeit der ſchönen Nonne mit dem erſten Wunderbilde auf dem Hochaltar zu zernichten, aber in ſeinen Stricken war und blieb Medardus darum doch. Er hatte heucheln, lügen und leugnen gelernt, hatte verborgene Mittel ausgeſpäht, verbotene Pfade zu gehen, und er verließ ſie nie. Die nächtlichen Beſuche bey dem Kloſterfräulein dauerten fort; war ſie gleich keine Madonne mehr, ſo war ſie doch ein ganz hübſches Mädchen, das man, wenn man es einmal liebte, nicht ſo ſchleunig verlaſſen konnte.

Das ſchlimmſte bey der Sache war, daß, als das damalige Convent ganz ausgeſtorben war, und Medardus Abt wurde, unter ſeiner nachläßigen Regierung, unter ſeinem böſen Beyſpiel ein andres Geſchlecht aufkam, das die Wege ſeines Oberhaupts betrat, und Ueppigkeit und Verderbniß auch in das aſicirte Nonnenkloſter übertrug. Seit das Mönchskloſter dießſeit der Donau keinen Abt mehr hatte, der in der ſtillen Zelle, die Fehltritte eines ſeiner Chorherrn beweinte, ſeitdem hatten auch die heiligen Mauern genſeit des Stroms, keine unſchuldigen Seelen mehr in ihrem Bezirk, die bey dem Leben der Engel ſich in heiliger Demuth für groſſe Sünderinnen achteten, und unabläſſig Buße und Kaſteyung übten; aber des geiſt-

lichen Zuſpruchs der Chorherrn bedurften ſie noch immer, und es verging keine Nacht, da nicht der Nachen des Fiſchers geſchäftig war, einen oder mehrere Medardusſe hinüber und herüber zu bringen. —

Aber was macht ihr? ich glaube, ihr ſeyd bey der unterhaltendſten aller Erzählungen eingeſchlafen? Martin! wach auf! Wach auf Mainhard! Verſchwendete ich darum meinen Athem, daß ihr deſto ruhiger ſchlummern könntet?

Martin verſicherte, indem er ſich Mühe gab, die Augen weit zu öfnen, er habe alles vernommen, und wünſche zum Beſchluß nur noch zu wiſſen, was die ganze Mühe für einen Zuſammenhang mit der Geſchichte der Markgrafen habe, um derentwillen ſie eigentlich erzählt worden ſey.

Ja, rief Mainhard gähnend, eben darnach bin ich auch neugierig, denn ich weiß noch ganz eigen, daß der Vetter ſagte, er wolle uns jetzt erklären, was unſern gnädigen Herrn bewogen habe, ihre Reſidenz von dieſer Seite, auf den Kalenberg zu verlegen.

Wenn ihr nicht ſchliefet, erwiederte Veit, ſo könnt ich euch viel hievon entdecken, denn die Sagen gehen hier gar wunderlich durch einander. So viel iſt gewiß, daß die Mönche un-

der Markgraf keine Nachbarn für einander wären. Das Geſchlecht der geiſtlichen Väter, welches die genſeitigen Nonnen ſo fleißig beſuchte, war zwar längſt ausgeſtorben, das Kloſter, in welchem die nächtlichen Beſuche abgelegt wurden, war von Zeit, Flammen oder Feindsgewalt längſt bis auf den Grund zerſtört, aber darum hatten nicht minder die Chorherrn ihre heimlichen Wege, die das helle Auge eines gerechten Fürſten, das in der Nähe wachte, ſcheuten. Der Markgraf ſeiner Seits befand ſich auch nicht ganz wohl in der Nachbarſchaft der Mönche. Nicht allein der nächtliche Tempelgeſang, nicht allein das unaufhörliche Glockengeläut, das die Herrn jetzt eifriger als zuvor trieben, ſtörte die Ruhe ſeiner Nächte, ſondern es gab mancherley anderes fürchterliches und ſeltſames Getös im Kloſter und in der Kirche, die ſich an die Mauer der markgräflichen Burg lehnte, das ihm Unruh, und den Chorherrn ſcharfe Nachfrage zuzog.

Die Antwort, welche er erhielt, war immer: Ihr armes Kloſter habe einen alten erbitterten Feind an dem Argen — (vermuthlich noch von St. Medardus Zeiten her) — Sie für ihren Theil, ſeyen ſeiner Vexationen gewohnt, und wohlerfahren, ſie durch Gebet und Büſſungen zu überwinden, für ſeine markgräfliche Gnaden aber,

möchte wohl kein ander Mittel übrig ſeyn, zur Ruhe zu kommen, als Dero Hofburg ein Strecke weiter ins Land aufzuſchlagen.

Der Markgraf glaubte, dem was man ihm ſagte, und dachte auf Erbauung eines neuen Schloſſes, das er auch bezog, als es faſt noch im Werden war, denn, höret jetzt den ſeltſamſten von allen Zufällen, den ich bis dieſe Stunde noch ſelbſt nicht zu erklären weiß, — als er einſt in einer ſchlafloſen Nacht aus jenen Fenſtern dort drüben, die der untergehende Mond beglänzt, gerad auf die Stelle ſchaute, auf welcher wir jetzo ſitzen, da dünkte es ihm gar eigen, als ſchwämme ein Kahn aus der Bucht hervor, beladen, wie weiland zu Abt Medardus Zeiten, mit ſchwarz und weißen Geſellen — — Aber, heiliger St. Peter, ihr ſchlafet ſchon wieder? — Ha! das iſt zu viel! Erzähle auch ein andrer ſeine Geſchichten! wenns darauf ankommt, ſo kann ich mich pflegen, ſo gut als ein anderer, und dabey Athem und Lunge ſchonen!

Hier ſchwieg der geſchwätzige Fiſcher, und ſetzte ſich, nachdem er einige vergebliche Verſuche gemacht, die Schläfer zu ermuntern, und noch einmal nach den Netzen geſehen hatte, mit dem Rükken an eine hole Weide, auch ſich durch einen kurzen Schlummer zu erquicken, deſſen er, durch

ſeine langweilige Forſchung ſo gut ermüdet als ſeine Geſellen, wohl bedurfte.

Der Mond war jetzt ganz unter den Horizont hinab, und die Nacht ſo finſter wie ſie gewöhnlich, in den Stunden, die zunächſt an die erſte Morgendämmerung gränzen, zu ſeyn pflegt. Ein ſtarker Wind begann zu wehen, und machte, daß die Wellen des Stroms ungeſtümer rauſchten. Veit ließ ſich durch das Getön, das immer grauſender ward, nicht ſtören, er ſahe noch einmal zu, ob der Kahn feſt gelegt war, gab ſeinen Gefährten im Vorübergehen noch einige Stöße, von welchen er hofte, daß ſie erwachen würden, und ſetzte ſich dann, dichter in ſeinen Mantel gehüllt, an die gewählte Schlafſtätte, wo ihn der Schlaf, der ſich von den Söhnen der Arbeit und der Armuth ſeinen Lieblingen, ſelten lang vergebens rufen läßt, bald die Augen zudrückte.

Schlief Veit oder wachte er, ich weiß es nicht; denn ſein Schlummer, ſonſt nicht viel leichter, als die berühmte hundertjährige Lethargie der heiligen Siebenſchläfer, ward dieſes mahl durch öfteres Aufſchrecken unterbrochen; gnug er fühlte ſich auf einmal von einer eiskalten Hand berührt, und hörte von einer heiſern krächzenden Stimme ſeinen Namen nennen.

Was iſts? rief Veit, indem er die Augen aufſchlug. Eine Mönchsgeſtalt in der Kleidung

der dieſe Nacht ſo oft genannten Chorherrn, von einem Schimmer ſichtbar gemacht, den der dämiſche Fiſcher für wiederkehrenden Mondſchein hielt, forderte mit kurzen Worten, und dem ihm in die Hand gelegten Fährgelde die Ueberfarth. —

Der Strom geht hoch, der Wind iſt ungeſtüm, brummte Veit, der ſich dehnend erhub, ich vermag das Fahrzeug allein nicht zu regieren, doch laßt ſehen, ob ſich meine Gefärthen erwecken laſſen.

Martin und Mainhard lagen da wie vom ewigen Schlafe gebunden, kein Rufen, kein Schütteln erweckte ſie, die Mönche, deren Veit jetzt ſechſe erblickte, wurden dringend. Der Nachen, er wußte nicht von welcher Hand losgeſtrickt, ſchwamm bereits den Strom hinab, und er hatte, wenn er ihn retten wolte, nichts weiter zu thun als ihn mit dem Ruder feſt zu halten, und flink hinein zu ſpringen. Folge mir, wer kann! rief er, und im Augenblick füllte ſich ſein Fahrzeug mit ſchwarz und weiß gefleckten Herrn, ſo, daß er kaum Raum behielt, das Ruder zu regieren, welches ihm ohnedem, bey dem wachſendem Sturme ſchwer genug ward.

Man war jetzt am genſeitigen Ufer, die Mönche ſtiegen aus, Veit hielt die Hand hin,

um, da er nur für einen Paßagier bezahlt worden war, auch die Gebühr von den übrigen einzufordern, da faßte plözlich ein Sturmwind, ihn und den Kahn, und ſchleuderte ihn hinüber an die hole Weide, wo ihn die kalte Hand vom Schlafe geweckt hatte.

Der Strom, welcher während der Ueberfahrt fürchterlich gebraußt und Wellen geſchlagen hatte, als ſtürze er ſich abwärts über ſchroffe Klippen, begann jezt ruhiger zu flieſſen. Der erſchrockene Veit bemühte ſich ſein Fahrzeug feſt zu legen, aber vergebens! was ihn Wind und Waſſer verſtattet haben würden, daran verhinderte ihn eine unbekannte Gewalt, welche ihm auch zugleich die Macht benahm, ſeinen immer noch ſchlummernden Gefärthen zuzurufen, deren Hülfe er ſich in dieſem Augenblicke höchſt bedürftig fühlte.

Was das ſchlimmſte war, ſo ſah er am Ufer neue Paßagiers warten, welche mit Winken die Ueberfarth begehrten, und deren er auf ſein unwilliges: Ey ſo ſteigt ein, wenn ihrs vermögt! wieder eine ganze Ladung, er wußte ſelbſt nicht wie, in den Kahn bekam, alſo, daß derſelbe faſt zu ſinken begunnte. Der vorderſte der nächtlichen Reiſenden, drückte ihm wieder mit eiskalten Fingern den Fährgroſchen in die Hand. Veit, welchem gar ſonderbar zu muthe ward,

arbeitete mit rüſtigen Armen, ſeine Fracht bald möglichſt durch den ſchäumenden Strom hinüber zu fördern, auch dachte er am genſeitigen Ufer wohl nicht daran, das rückſtändige Schifferlohn zu fordern, sondern er ließ ſeine Mönche ausſteigen, und ſchickte ſich zur Rückfarth, die ihm aber auf eben die gewaltſame Art verkürzt ward, als das erſtemal. Ein Windſtoß ſchleuderte ſeinen Nachen mit Mann und Maus hinüber, ſo, daß man hätte denken ſollen, er müßte von dem gewaltſamen Schlage zu Trümmern und Stücken gehen.

Noch erwachten die Schläfer an der holen Weide nicht, ein halbes Dämmerlicht, das für Veiten etwas recht grauenvolles hatte, machte ſie ihm ſichtbar, aber kein Rufen konnte ſie erwecken, es tönte unhörbar über ſeine Lippen. Kein Beſprützen mit dem Ruder ſchreckte ſie auf, die Ströme, die er mit denſelben zu ihnen hinüberſchleuderte, kehrten zu ihm zurück, und machten, daß, ſo wie er bisher vor Angſt und Grauen gezittert hatte, ihm nun auch vor Näſſe und Froſt, die Zähne zuſammenſchlugen. Ach, den Beyſtand irgend eines lebenden Weſens zu ſuchen, und bey Nichterlangung deſſelben Todesangſt zu fühlen, hatte Veit wohl Urſach! Das Ufer ſtand wiederum voll ſchwarz und weißer Chorherrn, er ſah, daß es hier wieder auf eine

Ueberfarth abgeſehen war, ſeine Muthmaſſung beſtättigte ſich, und ſo, wie die Mönchsgeſtalten zu ihm in ſeinen Kahn hereinrauſchten, ſo wie die Todenhand mit dem Fährgroſchen wieder ſeine zurückgezogene Rechte berührte, ſo ward es ihm immer gewiſſer, daß hier der Arge ſein Spiel habe, um vielleicht Rache von ihm zu nehmen, daß er ſeiner und ſeiner Diener in der nächtlichen Erzählung nicht allemal mit ſchuldiger Achtung gedacht hatte.

Der diesmalige Transport lief ab, wie die beyden vorigen, aber was wird der Leſer denken, wenn ich ihm ſage, daß demſelben auch der vierte und fünfte folgte, und daß der arme Veit in dieſer Nacht eine Arbeit thun mußte, die allein ſchon ihm hätte den Tod bringen, und ihm bey ſeiner Ankunft in der Unterwelt, die gerechteſten Anſprüche, auf eine Subſtitutenſtelle bey dem berüchtichten alten Fährmann geben können, der bey beſſerm Solde, kaum ſo viel leiſtet, als er, und doch wenigſtens das Recht hat, einzunehmen und zurückzuweiſen was ihm beliebt.

Veit war ſo entkräftet, daß er ſich kaum mehr zu regen vermochte, er ließ ſein Schifflein treiben wie es der Wind wolte, und es ging darum nicht langſamer. Die Beſchäfti-

gung mit dem Ruder hatte ihm bey den erſten Farthen noch einen Theil des Grauens benommen, aber jetzt, da er die Hände ſinken ließ, gewann er erſt rechte Muſe, die Geſellſchaft, in der er ſich befand, zu betrachten: Greuliche, bleiche Geſtalten, zurückkehrende Bewohner des Grabes, Schatten, deren Unkörperlichkeit ſich mit der Schwere, die ſie dem ſchwankenden Kahne gaben, gar nicht zuſammenräumen ließ. Sie führten unter ſich ein leiſes mistönendes Flüſtern, in welchem der unglückliche Fiſcher nichts als den Namen Medardus, der fleißig genennt wurde, unterſcheiden konnte.

Veit ſeufzte, und verſuchte zu beten, da er ſich aber mit dieſer Uebung nie ſonderlich abgegeben hatte, ſo wollte es nicht gehn. Er wünſchte mit leiſer Stimme den Morgen herbey, und das Krähen einiger Hähne dieſſeits des Stroms, das ſich aus der Ferne hören ließ, verkündigte die baldige Erfüllung dieſes Wunſches.

Unter allen Thieren iſt der Hahn dasjenige, in deſſen Kehle eine wohlthätige Macht die Kraft gelegt hat, die Geiſter der Finſterniß zu verſcheuchen; ſeine Stimme iſt die Verkündigerinn des Tages, wenn ſie ertönt, eilen die Bewohner des Grabes in ihre Hölen zurück,

damit die Morgenröthe ihre düstern Augen nicht erblinden mache, oder damit die überſchrittnen Rechte der Geiſterwelt, nicht durch neunmal erſchwerte Feſſeln der Finſterniß beſtraft werden.

Kaum vernahm Veits Reiſegeſellſchaft den Hahnenſchrey, ſo witterte ſie Morgenluft, und ſtäubte mit einem Geheul, das von dem gegenſeitigen Ufer gräslich wiedertönte, von einander. Aber zugleich faßte auch ein wütender Sturm das Fahrzeug, das die verworfene Geſellſchaft getragen hatte, und ſchleuderte es, ſammt ſeinem unglücklichen Führer, zum ſechſten mahl an die hole Weide, aber diesmal ſo ernſtlich, daß nicht zum Schein, ſondern in der Wahrheit, Breter und Bohlen auseinander gingen, und Veit, ohne Kraft ſeine Schwimmkunſt zu nützen, in das Waſſer gleitete.

Die Zauberbande des Schlafs, die Martin und den jungen Mainhard bisher feſt gehalten hatten, waren ſchon mit jenem Hahnenſchrey gebrochen worden. Sie hatten von wütenden Stürmen geträumt, und erwachten jezt, das was ſie geträumt hatten, würklich zu ſehen und zu hören. Das Waſſer ſchäumte und kochte, der Wind heulte. Das Ufer bebte von dem Stoß, welcher Veits Nachen nicht weit von der Stelle zertrümmerte, wo Martin und Mainhard noch die Augen reibend ſaßen, und durch das ver-

miſchte Getös, ließ ſich eine Stimme, wie die Stimme eines Sterbenden hören; Veits Stimme, ſo lange er den Kopf noch über dem Waſſer zu halten vermochte, die aber bald gänzlich ſchwieg.

Mainhard war ein Jüngling von Muth, Thatkraft und Entſchlieſſung. Der alte Martin fragte noch, was dies wohl bedeuten möge, ſo war jener ſchon mit gleichen Füſſen in den Strom geſprungen, und brachte bald drauf ſeinen erſtarrten Vetter empor, welchen der erſtaunte Martin ihm vollends ans Ufer bringen half. Die Morgenröthe war über dieſen Dingen völlig herauf gekommen, ſie entdeckte ihnen, wer der Gerettete ſey, der ſich jezt zu regen begann, entdeckte ihnen die ſchwimmenden Trümmern des geſcheiterten Kahns, Folgen von Dingen, die ihnen ganz unbekannt waren, und über welche ſie auch, blos mit Veits völliger Wiederherſtellung beſchäftigt, jetzt nicht zu grübeln begehrten.

Veit langte in ſeiner Hütte an, um ſich auf das Sterbebette zu legen; ſeine Jahre machten ihn unfähig ein Abentheuer, wie das von voriger Nacht zu überleben. Er ſagte nichts von dem was ihm begegnet war, aber er begehrte vor ſeinem Ende zu beichten, und

da er, wie man denken kann, kein Zutrauen zu den benachbarten ſchwarz und weißen Chorherrn zu faſſen vermochte, ſo erſuchte man einen gewiſſen Bruder Siegwald, einen frommen Benediktiner, der im Vorüberreiſen einige Nächte auf der markgräflichen Burg geherbergt hatte, das Sündenbekenntniß des alten Fiſchers anzunehmen, und ihn zum Sterben einzuſegnen.

Veit ſtarb, und Martin nebſt ſeinem Sohne weinten bey ſeinem Grabe. Die Erbſchaft, welche ſie zu theilen hatten, war gering; der Kahn war zertrümmert, und das Netz, das ſie gemeinſchaftlich hielten, hatte in jener Nacht der Abentheuer, die ſie verſchlafen hatten, groſſen Schaden gelitten, ohne ihnen den gewünſchten Fiſchzug zu bringen. — Es ward gebeſſert ſo gut man vermochte, und Martin wagte es am dritten Tage nach Veits Begräbniß, mit demſelben und ſeinem eigenen Kahn, der ſein ganzes Vermögen war, das Gewerbe wieder anzutreten, das er bisher mit ſeinem unglücklichen Bruder gemeinſchaftlich getrieben hatte.

Es war wieder um die nemliche Stunde wie an jenem Abend, der der letzte in Veits Leben seyn ſolte, da ſich die beyden Ueberbliebenen nach geendeten Anſtalten zum morgenden Fiſchzug zur Ruhe an die hole Weide ſetzten, und ſich, ſo wie jenesmal durch Geſang und

Geſpräch den Schlaf zu vertreiben ſuchten, damit der Sturm ſie nicht wieder, wie an jenem Abend, um Kahn, Netz und Fiſchzug brächte, des noch traurigen Verluſts, den ſie an ihrem Verwandten und Gefärthen erlitten hatten, gar nicht zu gedenken.

Beyde waren traurig. Mainhard ſang ſein Lied vom Fiſcher und der Nixe, aber es brachte weder Troſt noch Unterhaltung, und Martin meynte, ein Todenlied würde ſich für dieſen Abend beſſer geſchickt haben!

Todenlieds genug! erwiederte der Jüngling, wer bürgt uns, da wir über das, was dem Vetter in jener Nacht zuſtieß, ſo gar keine Auskunft haben, wer bürgt uns dafür, daß ihm nicht eben das den Tod gebracht hat, was jenen Fiſcher in den Abgrund zog?

Mein Glaube an die Waſſernixen iſt gering, erwiederte Martin, aber, daß dem ehrlichen Veit in den Stunden, die wir verſchliefen, auſſerordentliche Dinge begegnet ſind, das iſt nun wohl gewiß. Sein ganzes Betragen, war das Betragen eines Menſchen, der viel auf den Herzen hat, und ſeine Beichte an den fremden Mönch war lang. — Soll ich dir die Wahrheit geſtehen, ſo glaube ich, er hatte in der Geſchichte, mit welcher er uns vom Schlaf abhalten wollte, zu frey über gewiſſe Dinge geſpro-

chen, und ihm iſt dann irgend etwas daruber zugeſtoſſen das nun das Grab und das Siegel der Beichte vor unſrer Wiſſenſchaft wohl ewig verſchlieſſen wird. Von Toden nichts als Gutes! ich weiß dies aus der Erfahrung. Ich ſagte dir an jenem Abend von meinen Reiſen über das Mordfeld. — Ich hätte ſie wohl ſicher thun können, hätte ich meinen Gedanken zu gebieten vermocht. Was ging es mich an, ob die Seelen derer, welche hier an der einen und an der andern Seite für eine ungerechte Sache bluteten, jetzt im Fegefeuer ſchwitzen oder im Himmel jubiliren mochten? gleichwohl fuhr mir ein ſolcher Gedanke durch den Sinn, und mit Schaudern ſehe ich es noch jetzo, wie ſich rund um mich das Schlachtfeld belebte, und tauſend Geiſterarme ſich wider mich erheben, um mir meinen Frevel zu lohnen. Noch einmal, von ſolchen Dingen iſt nicht gut zu ſprechen, am wenigſten um Mitternacht. Was aber jene Chorherrn anbelangt, von denen Veit in der letzten Nacht ſeines Lebens ſo viel zu erzehlen wußte, ſo iſts nicht ohne, daß ſie ein ſehr ungeiſtliches Leben geführt haben und noch führen, und daß es wohl noth thät, daß unſer Herr, der Markgraf, einmal drein ſähe, und dem Dinge ein Ende machte. — — —

Und bis er das thut, fiel Mainhard ein, ſo dächte ich, Vater, wir lieſſen die geiſtlichen Herrn in ihren Würden, und ſängen lieber das Lied vom Fiſcher und der Waſſerfrau noch einmal, oder, wenn ihr wolt, irgend ein Todenlied, zur Ruhe der Seelen, deren Richter wir nicht ſind.

Wir wiſſen nicht, ob kluge Ueberlegung oder Neigung zum Schlaf es war, was den Jüngling antrieb, den alten Martin auf dieſe Art zu unterbrechen; aber der Strom ſeiner Rede war ſo leicht nicht gehemmt; die Natur hatte ihn wenigſtens mit eben ſo groſſer Fiſcherſuada ausgerüſtet, als ſeinen verblichenen Bruder, nur daß jener gradezu zu erzählen pflegte, dieſer aber, indem er geheimnißvoll andeütete was er nicht ſagen dürfe und möge, dem Zuhörer auch wenig zu errathen übrig ließ. Auf dieſe Art bekam Mainhard die ganze geheime Geſchichte der übelberüchtigten Mönche mit dem Vorbehalt zu wiſſen, daß dieſe Dinge nicht über des Erzählers Lippen kommen ſolten, und fand ſich durch dieſelben ſo wenig erbaut, daß er ſich dem Schlafe, der ihm ohnedem bis nach Mitternacht vertragsweiſe zugeſtanden worden war, willig überließ, und die ſummende Stimme des Sprechers anfangs nur noch wie das ferne Sauſen des Stroms, bald drauf aber gar nicht mehr vernahm.

Mainhard befand ſich bald völlig in den zauberiſchen Reichen, die wir nur an der Hand des Traumgottes betreten. Die bunteſten Bilder wechſelten in ſeinen Nachtgeſichten ab; ſeine Phantaſie entlehnte ſie nicht wie gewöhnlich, von den Gegenſtänden, mit denen er ſich täglich beſchäftigte, er ſahe nicht reiche oder dürftige Fiſchzüge, glatte oder vom Sturm gerunzelte Ströme, nicht zertrümmerte Kähne und Netze nebſt deren Ergänzung, nein, ganz andre, andre Dinge, die ihm zwar völlig neu waren, aber ihn eben darum viel mehr intereſſirten, als alles, was ihm je wachend und im Traume vorgekommen war. Er konnte ſich nicht ſatt ſehen an den Bildern, die bald einzeln bald gruppenweis vor ihm vorüber ſtrichen, er wußte ihre Deutung nicht, aber er behielt ſie im Sinn, und wiederholte oft noch ſpät am Abend ſeines Lebens, ſeinen horchenden Enkeln, daß er in dieſer Nacht die erſte Ahndung genommen habe, daß er nicht zum Fiſchernetz geboren ſey, und daß er einſt in höhern Sphären würkſam ſeyn ſollte.

Mainhard trank immer tiefer, berauſchte ſich immermehr aus dem Zauberbecher des traumreichen Schlummers, und ſeine Seele wanderte in ſo weit entfernten Regionen umher, daß ſie natürlich wenig von dem vernehmen

konnte, was um die Gegend vorging, wo der Körper ruhte; eine heftige Erſchütterung war nöthig, die irrende Wanderin aus ihren Zaubergefilden in die wirkliche Welt zurück zu rufen, wenn nicht eine der wichtigſten Stunden von Mainhards Leben ſollte verſäumt, und er durch dieſe Verſäumniß zu daurenden Selbſtvorwürfen verdammt werden.

Schon lang hatte der junge Fiſcher im Schlummer ein entferntes Toſen, wie Windsbrauſen oder Wellenungeſtüm vernommen, und ſeine geſchäftige Seele hatte daſſelbe, ſo gut ſie konnte, in ihre Traumideen verwebt. Mainhards Geſichte wurden dadurch am Ende weniger angenehm, ſein Schlaf unruhiger, die Beſonnenheit kehrte allmählig zurück. Jezt ein heftiger Schlag, und er erwachte völlig.

Ein vom Sturm losgerißner auf ihn herabgeſtürzter Aſt des Baums, unter welchem er geſchlummert hatte, war es, was ihn ſo unſanft aus ſeinen Träumen empor riß. Er ſprang auf, und rieb die verlezte Schulter. Rund um ihn war Nacht, der Wind heulte fürchterlich, der Strom rauſchte, da kam ihm ein plözlicher Gedanke an jene Nacht, da er und ſein Vater auf ähnliche Art geweckt worden waren, ihrem verunglückten Gefährthen ſein Leben auf einige Stunden zu friſten; dieſem

Gedanken folgte ein zweyter an ſeinen Vater; er tappte nach der Stelle, wo er neben ihm geſeſſen hatte. Ein kalter Schauer überſtrömte ihn, da er ihn nicht fand, er rufte ängſtlich ſeinen Namen; keine Antwort, aber jetzt ein neuer Windſtoß, mit einem Erbeben des Ufers, mit einem Geräuſch vergeſellſchaftet, das Martinharden eben von jener Nacht her noch zu erinnerlich war, um ihn zweifelhaft zu laſſen, daß hier ein zweyter Nachen zu Trümmern ging, daß hier wahrſcheinlich ein zweytes Leben, ihm noch theurer als das Leben des unglücklichen Weibs, in Gefahr ſey.

Der Mond trat jetzt aus einer finſtern Wolke hervor, und ſahe den unglücklichen Sohn, bey welchem hier Gedanke, Entſchluß und That noch ſchneller auf einander folgten, als neulich ſich in die Fluthen ſtürzen, um, wo möglich zu retten, was er mit Recht für verloren hielt.

In dicker Finſterniß, auf Gerathewohl, würde der arme Jüngling muthmaßlich ſein Leben vergebens gewagt haben, ſeinem Vater zu Hülfe zu kommen, doch hier handelte nicht kühle Ueberlegung, ſondern das Feuer des heftigſten Afekts, der kindlichen Liebe. Das Schickſal begünſtigte ſie. Der freundliche Mond machte dem Schwimmer unter den Trümmern des geſcheiterten Kahns, das Gewand ſeines Vaters ſichtbar, das ſich an einem

Geſträuch des Ufers verwickelt hatte, und die Rettung erleichterte. — Noch ging der Strom hoch, noch ſtürmte und tobte der Wind; der arme Jüngling ward mehr als einmal zurück geſchleudert, aber endlich ſiegte die kindliche Liebe, ſein Vater war in ſeinen Armen, zwar ſtarr und ohne Lebenszeichen, doch für Mainhards Hofnung darum nicht verloren; er arbeitete ſich mit ſeiner Bürde vollends ans Land, gewann das ſteile Ufer, und eilte, ſo viel eigene Ermattung, und die durchnäßten Kleider es geſtatteten, nach der nächſten der Fiſcherhütten, wo er noch Licht erblickte, und wo ihm bey ſchleuniger Eröfnung der Thür, ein tröſtendes Feuer entgegen ſchimmerte.

Die Hütte war nicht die ſeinige, aber ſie gehörte einem ſeiner Freunde, dem er willkommen war, und der ſich, als er ſah, worauf es hier ankam, mit ihm vereinigte, dem erſtarrten Martin all die Dienſte zu leiſten, die man in den damaligen Zeiten zu Rettung im Waſſer Verunglückten für nöthig hielt.

Die Mühe, welche ſich die beyden Jünglinge gaben, dem ſeelenloſen Körper wieder Wärme und Leben mitzutheilen, glückte. Martin war ſogar gegen den Abend ſtark genug, ſeinem freundlichen Wirthe zu danken, und mit ſeinem Sohne nach ſeiner eigenen Hütte zurückzukehren, aber das Leben, das er von dieſem Tage an führte

war, kaum ein Leben mehr zu nennen. Was auch in jener Nacht mit ihm vorgegangen ſeyn mochte, denn keine Frage des bekümmerten Mainhards konnte ihn hierüber zum Sprechen bringen, ſo waren es Dinge, die ſein ganzes Weſen geändert, und ihn zu einem Fremdling in der Welt, in welche er noch zur Zeit gehörte, gemacht hatten. Mit holen Augen ſtarrte er alles verwundernd an, was ihn umgab, und ſchien es nicht zu kennen; kam man denn ſeinem Gedächtniß zu Hülfe, ſo erwachte er wie aus tiefem Schlafe, und war auf Augenblicke wieder der Alte, aber nur um ſchnell wieder in ſeine Unempfindlichkeit oder in ſein dumpfes Hinbrüten zurück zu ſinken. — Ueber alles ſchreckte er auf wie beym Anblick eines Geſpenſtes; ſein Sohn ſelbſt war ihm die meiſte Zeit unbekannt und gleichgültig, und ſein Gewerbe ward ganz vergeſſen, daher auch bald die bitterſte Armuth in ſeiner Hütte einkehrte. Mainhard war zu unglücklich um thätig zu ſeyn. Kahn, Netz und alles Fiſchergeräth war in der vorerwähnten Unglücksnacht vollends zu Grunde gegangen, daher nichts dieſe Hütte vor Hunger und gänzlichen Verderben ſchützte als die Wohlthätigkeit des guten Urban, eben jenes jungen Fiſchers, in deſſen Hütte man Mainhards Vater zuerſt wieder zu ſich ſelbſt gebracht hatte. Urban war ſelbſt arm, aber dies hinderte ihn nicht wohlthätig zu ſeyn, und in der

Wohnung des Elends alles zur Rettung des Vaters und des Sohnes zu thun.

Martins Leben dauerte kurze Zeit; als Urban ſahe, daß es mit ihm zum Sterben kam, da ging er gen Kalenberg auf die markgräfliche Burg, um nach dem Bruder Siegwald zu fragen, der ſich glücklicher Weiſe wieder daſelbſt befand, und von ihm die nehmlichen Dienſte für Martin zu fordern, die er dem ſterbenden Veit geleiſtet hatte; denn Mainhards Vater, deſſen Verſtand am Ende ſeines Lebens wie ein Licht kurz vor dem Verlöſchen wieder hell aufflammte, hatte ausdrücklich dieſen und keinen von jenen Mönchen zum Beyſtand in ſeinen letzten Stunden verlangt.

Was er dem frommen Benediktiner unter dem Siegel der Beichte anvertraute, erfuhr natürlich weder Mainhard noch Urban, auch war der erſte nicht im Stande ſich um irgend etwas zu bekümmern; der ſchnelle ſonderbare Verluſt ſeiner beyden nächſten Freunde, das tiefe Denken über das Wie und Wodurch hatte ihn ſo angegriffen, daß ſein Freund alles für ihn thun mußte, wenn er nicht umkommen ſollte.

Urban nahm nach Martins Tode ſeine kleine Verlaſſenſchaft zuſammen, und brachte ſie, nachdem er die verlaſſene Hütte verſchloſſen hat-

te, nebſt den unglücklichen Mainhard unter ſein Dach, dieſe Verlaſſenſchaft beſtand auſſer einigen Hamen und Fiſchreuſſen, aus ſechs alten Kupfermünzen mit unkenntlichem Gepräg, die ſich in Martins leinenem Kittel, den er in der Nacht des Unglücks trug, gefunden hatte. Er zeigte ſie dem Erben, der aus ſeiner eigenen Taſche fünf ähnliche hervor zog, die ſich bey Veiten gefunden hatten. Die beyden jungen Fiſcher wußten hieraus nichts zu machen, aber der Leſer wird durch dieſen Umſtand vielleicht auf die wahrſcheinliche Vermuthung kommen, daß Martin in jener Nacht genau das Abentheuer erfahren hatte, wie ſein unglücklicher Bruder; die Fährgroſchen der Chorherrn waren zu kenntlich, als daß man ſich in der Muthmaſſung auf die Geber irren könnte.

Mainhard lag die erſten Tage nach ſeines Vaters Tode würklich krank danieder. Es kam Botſchaft vom Markgrafen, er ſolle auf die Burg kommen, wo man mit ihm zu ſprechen habe. Er war zu ſchwach dieſen Ruf befremdend zu finden, oder ihm zu gehorchen. Urban erſchien an ſeiner Stelle, aber er wußte von all dem nichts, was man ihn fragte, und man entließ ihn wieder nach ſeiner Hütte, wo er ſeinen Freund pflegte, bis er genaß, und nach

und noch Stärke genug gewann, daß man Thätigkeit von ihm fordern konnte.

Urban zwang ihn beynahe, mit ihm wieder fiſchen zu gehen, ungeachtet das, was ſie erarbeiteten, kaum nennenswerth war. Beyde waren arm und trieben ihr Gewerbe ſehr im kleinen, hier war weder von Netzen noch Kähnen die Rede, der langweilige Gewinn mit den Hamen erhielt ſie allein, und hätte ſich nicht zuweilen das Glück mit ins Spiel gemiſcht, und ihnen irgend einen groſſen oder ſeltnen Fiſch, der auf die markgräfliche Tafel taugte, beſchert, ſie hätten kaum ihr Leben hinbringen können.

Höre, Mainhard, ſagte Urban eines Tages, da ſie mit der Angel in der Hand am Ufer des Stroms ſaßen, es ſind ſeltſame Dinge in der Zeit vorgefallen, da du an nichts auſſer dir Theil nehmen konnteſt, und mich dünkt, du oder vielmehr die Verſtorbenen ſind mehr in dieſelben verwickelt als man denken ſolte. Daß du bald nach deines Vaters Tode zum Markgrafen gefordert wurdeſt, und ich an deiner Statt erſchien, habe ich dir bereits geſagt; ſie thaten da allerley wunderliche Fragen an mich, die ich nicht beantworten konnte. Ich verbürgte mich für dich, daß du eben ſo unwiſſend wäreſt als ich, und es ſcheint, man hat

uns geglaubt, denn weder du noch ich ſind ſeit der Zeit in Anſpruch genommen worden. So viel iſt mir aus den Fragen, die man an mich that, gewiß, daß dein Vater und dein Vetter dem Pater Siegwald auf ihrem Todenbette Dinge in das Ohr geſagt haben müſſen, die er wieder dem Markgrafen ins Ohr geſagt hat, und deren Folgen wir bald ſehen werden. Die geiſtlichen Herrn dort drüben auf dem Berge müſſen mit ins Spiel gemiſcht worden ſeyn, denn man ſpricht ſtark von Aufhebung ihres Kloſters.

Was kümmert das dich und mich, erwiederte der traurige Mainhard; rede nie von den Verſtorbenen, ſage mir, wie mir geſchehen iſt, daß ich, noch vor kurzer Zeit durch ihren Umgang erfreut und unterſtützt, nun auf einmal allein in der Welt bin, ſage mir, wie ich mich darein finden ſoll, und ich will dir mehr dafür danken, als für die Erzählung all dieſer Händel, die mich nicht angehn.

Wie du dich drein finden ſollſt? verſetzte Urban, ja nun, wie ich und tauſend andre ſich in den Verluſt ihrer Väter und Oheimer gefunden haben; aber wie du um ſie gekommen biſt? — ja das wär ſo eher eine Sache, davon ich dir ein Wörtchen ſagen könnte, denn unter

ter uns, ich habe ein feines Liebchen auf der Burg, das bey einer Zofe der Markgräfin wohl gelitten iſt, und durch ſie habe ich, wenn ich etwa einmal Fiſche aufs Schloß brachte, die ganze Mähr erfahren, ſo ſchauerlich und erſtaunenswürdig, wie ſie den Verſtorbenen dort drüben in jenem Winkel an der Weide begegnet iſt. Ich werde mich wohl hüten, dieſe Stelle wieder zu betreten, am wenigſten des Nachts; doch jetzt iſts heller Tag, und man kann von ſolchen Dingen kühnlich reden.

Urban hatte würklich auf dem Schloſſe viel von der nächtlichen Mönchsſchifferey erfahren, welche Veiten und Martin zum Lohn für ihre ungebührliche Geſchwätzigkeit den Tod brachte. Pater Siegwald, der ſie aus der Beichte der Verſtorbenen kannte, hatte ſie auf deren Verlangen dem Markgrafen entdeckt, dieſer hatte vor ſeiner Gemahlin, der ſchönen Agnes, kein Geheimniß, und ſo war es allerdings Möglichkeit, daß dieſe verborgenen Dinge gradatim vermehrt und verbeſſert, aus dem Kabinet der Markgräfin in den Mund der Zofen, und von dieſen zu Urbans Ohren gelangt ſeyn konnten.

Die Redſeligkeit, welche dem Fiſchergeſchlecht, laut der Sage, angebohren ſeyn ſoll, war auch dem guten Urban in reicher Maaße eigen, und

ſo erfuhr Mainhard, er mochte ſich wehren und ſträuben wie er wollte, in wenig Minuten alles, was die Leſer theils auf vorigen Blättern geleſen haben, theils muthmaſſen können; und Urban hing ſeiner Erzählung die nochmahlige Betheuerung an, wie dieſe Dinge den Chorherrn den Untergang bringen könnten.

Nun lautete es, nach unſern heutigen Grundſätzen, fürwahr wohl ſeltſam, daß eine Geſchichte wie das Fiſchermährlein, in welchem Geſpenſter und Nachtgeiſter die Hauptrolle ſpielten, lebenden unverdächtigen Perſonen, die bey dem Handel gar nicht gegenwärtig geweſen waren, Verantwortung oder Nachtheil bringen könne, aber es hatte mit den Umſtänden, welche eine Perſon graviren könnten, damals eine ganz andere Bewandniß als heute bey Tage, auch waren die Chorherrn keinesweges unverdächtiae Perſonen; der Markgraf, ihr ehemaliger Nachbar, hatte ſchon längſt Muthmaſſungen über ihren Lebenswandel gehegt, die nur eine Beſtätiaung wie dieſe brauchten, um eine ſtrenae Unterſuchung nach ſich zu ziehen. Die Schiffsgeſellſchaft, an welcher ſich Martin zu Tode fuhr, hatte deutlicher von ihren lebenden Brüdern geſprochen, als Veits Fährgenoſſen; ſtatt des mistönenden Geflüſters, von welchem dieſer nur den Namen Medardus, Medardus ver-

ſtehen konnte, hatte Martin deutlichere Worte vernommen, die laut von den Vergehungen der verdächtigen Chorherrn ſprachen, und den unglücklichen Fiſcher zum Warner und Bußprediger für die Sünder ernannten; ein Auftrag, zu welchem ſich der arme Alte durch die Folgen ſeines Abentheuers unfähig befand, und den er erſt in ſeinen letzten Stunden, doch nicht an die Behörde, ſondern an den Benediktiner ausrichtete, vermuthlich in der Ueberzeugung, daß dieſer fromme und gelehrte Mönch, mit Zuziehung des Markgrafen nachdrücklicher predigen würde als er.

All dieſe Dinge wußte Urban ganz genau, doch er wußte nach Art dieſer Leute noch mehr als die Wahrheit. Jenem Kloſter, fuhr er fort, droht, wie du aus meinem Berichte ſiehſt, der völlige Untergang, und meines Erachtens, wird es wohl geſchleift und der Erde gleich gemacht werden müſſen. Es wird den Mönchen nichts helfen, daß ſie von der Geſchichte des Abts Medardus nichts wiſſen wollen, es wird ihnen nichts helfen, daß ſie zu Vernichtung der Sage, ihr gar nicht ſchönes Madonnenbild auf dem Hochaltar aufweiſen, auch frommt es ihnen nicht, daß ſie ſich in Anſehung ihres gegenwärtigen Wandels weisbrennen, und alles auf bösliche Ver-

läumdung des Argen, ihres Erbfeindes, ſchieben; aber eines könnte ſie retten, und weißt du was?

Ach laß mich! rief der unmuthige Mainhard, der ſich lieber allein als bey dieſem Schwäzer geſehen hätte, und dem überhaupt bey allem unnützen und verbotenem Geſpräch die Ohren ſchmerzten. Ach laß mich, und behalt all deine Gerüchte aus der Burgküche für dich, ſie tragen zuviel Spuren von ihrem Urſprung, um mich zu intereſſiren.

Höre alſo, fuhr Urban fort, der ſich nicht irre machen ließ, ein Mittel iſt noch übrig, die Mönche zu retten, ſie haben ſich deſſen bedient, und kein Zweifel, man wird ihren Vorſchlag annehmen. Es iſt weltkundig, und auch dir muß es bekannt ſeyn, daß Kaiſer Heinrich, der Vater unſerer gnädigen Frau der Markgräfin, unter dem päbſtlichen Bann geſtorben iſt; die heilige Erde, welche ſonſt jedem guten chriſtgläubigen Menſchen nicht verſagt wird, ward ihm nicht gegönnt; ſchon ins dritte Jahr ruht ſein Leichnam auf der Baare vor dem Hochaltar in St. Afra Kapellen zu Speyer. Keine Kirche, kein Kloſter vergönnt ſeinen Gebeinen die Stelle; wie meynſt du, wenn jene Mönche ſich dazu erboten hätten, wozu keine andre Brüderſchaft ſich verſtehen wollte? wenn der verbannte Körper, — Gott ſey der Seele

gnädig! — dort endlich zur Ruhe gebracht und die Thränen der Markgräfin geſtillt würden, die um den irrenden Schatten ihres Vaters Tag und Nacht fieſſen? glaubſt du dann, daß man es mit den gefälligen Chorherrn ſo genau nehmen, und gewiſſe Dinge allzuſcharf unterſuchen würde? glaubſt du — —

Höre, Urban, unterbrach hier Mainhard den politiſchen vielwiſſenden Fiſcher, ich will dir nach deiner langen Rede auch ein Wort ſagen: Von dreyerley Weſen iſt es dem gemeinen Manne gut und nütz zu ſchweigen: von Verſtorbenen, von Fürſten, und von der Geiſtlichkeit. Ich für meinen Theil redete und hörte nie gern etwas übles von ihnen; von den beyden erſten nicht, denn ſie ſind mir zu hoch, und von den letzten nicht, weil ich ihnen viel zu danken habe. Ein Mönch, eben einer von jenen verläſterten Chorherrn war es, der mich Leſen und Schreiben lehrte; er gab mir, als er mich aus der Schule entließ, zur Zugabe noch dieſe Lehre: — Du biſt ein Fiſcher, Mainhard, ſagte er, nimm dir von den Dingen, mit denen du täglich umgehſt, Regeln zur wahren Lebensweisheit: Heiter und ſtill ſey deine Seele wie der Strom, wenn er ruhig dahin fließt, und das Bild der Sonne von tauſend kleinen Wolken zurück wirft. Sey ſtumm

und taub wie die Fiſche in Wingen, die dich nicht angeben, und hüte dich vor Netzen. Netze werden dem Menſchen auf jedem Schritte geſtellt, und oft ehe er es denkt, iſt er ſchon gefangen. Dieſe güldnen Regeln habe ich unabhängig in meinem Herzen, und es würde mir lieb ſeyn, wenn ich auch dir ſie empfehlen könnte. Jetzt laß uns aufſtehn und ſehen, was uns das Glück für einen Fang beſcherte, deine Angel beugt ſich gewaltig, ich wette, hier hat ein mächtiger Fiſch angebiſſen.

Urban, welcher nichts zu antworten wußte, pfiff ein Fiſcherlied, und zog ſeine Beute herauf, ſie ward würdig erkannt, morgen auf der markgräflichen Tafel zu prangen; und Urban war ſo gefällig, Mainharden die Ehre des Ueberbringens anzutragen. Nein, ſagte der junge Fiſcher, gehe du ſelbſt; du weißt auf der Burg Neuigkeiten und ein feines Liebchen zu finden, dies iſt nichts für mich, ich ſcheue den Eingriff in deine Rechte. — Hierauf ſchied man mit einem treuherzigen Händedruck, und Mainhard ging zum erſtenmal wieder in ſeiner verlaſſenen Hütte zur Ruhe. Ich muß, ſagte er zu ſich ſelbſt, keine von meinen Lebensregeln unerfüllt laſſen. Es iſt Zeit, daß ich dieſe endloſe Traurigkeit bekämpfe, und meine Seele wider das Bild des Stroms ſeyn laſſe, wenn er

LB Coburg

ruhig dahin fließt, und von jeder ſeiner kleinen Wellen das Bild der Sonne zurückſtrahlt.

Wohl hatte Mainhard Urſach ſich mit feſtem Muthe gegen Gram und Unmuth zu rüſten, da ihn des andern Morgens ein neuer Verluſt kränken ſollte. Mainhard hatte ein zärteres gefühlvolleres Herz, als ſonſt in der niedern Volksklaſſe, zu welcher er gehörte, gewöhnlich iſt. Das Unglück konnte ihn auf keiner empfindlichern Seite faſſen, als wenn es ſeine Freunde antaſtete. Die zwey liebſten hatte es ihm ſchon entriſſen, nun ſollte er auch den letzten, ſeinen Jugendgefährthen Urban verlieren, der, ſo albern und geſchwätzig er auch war, doch ſeine volle Zuneigung hatte; und dem er ſich durch die Bande der Dankbarkeit noch feſter verbunden fühlte. Urban hatte ein gutes Herz, er hatte in den Tagen des Unglücks viel an Mainhard gethan, das dieſer ihm nie vergeſſen durfte.

Mainhard nahm des Morgens ſein Fiſchergeräth auf die Schulter, und machte ſich auf, an Urbans Thür zu klopfen, die er verſchloſſen fand. Er entſann ſich, daß er vom Schloſſe noch nicht zurück ſeyn konnte, und ward ruhiger. Aber als er bis an den Mittag am Donauſtrande geſeſſen hatte, und ſein Freund noch nicht erſchien, da ward er unruhig. Das Bild der Sonne ſpiegelte ſich nicht mehr in den Wellen des Stromes,

der Sturm wüthete und vertrieb die kaum entſtandne Stille.

Mainhard ging ſeinem Gefärthen mehr als die Hälfte des Weges entgegen, wo er ihn zu finden hoffen konnte, er fragte die bekannten Fiſcher, die ihre Netze trockneten, er fragte jeden der ihm begegnete: habt ihr meinen Freund Urban nicht geſehen? Nein, nein! war die Antwort, die aus aller Munde ertönte, und er kehrte traurig zurück.

Er ſetzte ſich unter die hole Weide, um das Andenken ſeiner Verſtorbenen zu feyern, die Thränen um ſie miſchten ſich in die um Urban. Die Dunkelheit kam heran; er fürchtete ſich nicht an dem ſchauerlichen Orte, er wollte hier übernachten. Immer hoffte er noch auf ſeinen Freund; auf dem Wege zu ſeiner Hütte mußte er, er mochte auch geweſen ſeyn wo er wollte, hier vorüber kommen, und Mainhard wollte der Möglichkeit ihn wieder zu ſehen, ſo nahe ſeyn als er konnte.

So kam die Mitternacht heran; er ward ſchläfrig, weder für Kahn noch Netz, weder für Fiſchzug noch Gefärthen hatte er mehr zu ſorgen, und er konnte ſich alſo ungehindert niederlegen, den feſten Schlaf der Armuth zu ſchlummern, die auf der Welt nichts mehr zu verlieren hat. Er hatte ſich den Tag über

müde geweint und gegangen, ſein Schlummer war feſt, und erſt gegen den Morgen begann die Zeit der Nachtgeſichte, die an einer ſo merkwürdigen Stelle wie die, auf welcher er ruhte, freylich bedeutend ſeyn mußten. Doch nicht ſchreckend waren ſie; fromme Einfalt und Rechtſchaffenheit können auf jeder Stelle die Augen ruhig ſchlieſſen, kein Geiſt der Finſterniß wagt ſich an eine Seele wie Mainhards, ſelbſt ihre Träume werden von guten Engeln geordnet und bewacht.

Mainharden dünkte es im halben Schlummer, der nahe ans Erwachen gränzte, gar eigen, als ſtünde St. Peter vor ihm, nicht im päbſtlichen Talar, ſondern in dem Fiſchergewand, das ihn zum Obermeiſter der Gülde machte, zu welcher der ſchlummernde Jüngling ſich zählte. Mainhard, ſagte er freundlich zu ihm, nimm deine Angel, dort an der Krümmung des Stroms wartet ein Fang auf dich, der dein Glück machen wird. Ach, heiliger Mann, erwiederte der junge Fiſcher, den das Bild des verlornen Urbans auch in die Traumgefilde begleitete, welches Glück wird mich freuen, wenn ich es nicht mit einem Freunde theilen kann? — Wo iſt Urban, mein Bruder, mein Wohlthäter? das ſage mir und ich will dir mehr dafür danken, als für den gröſten Fiſch im ganzen Donauſtrom.

Urban, antwortete das Traumbild, liegt auf der markgräflichen Burg in leidlicher Haft, weil er die Geſetze des heiligen Schweigens, die uns Fiſchern beſonders theuer ſeyn ſollten, gebrochen, und frey und ungeziemend geredet hat. Netze werden dem Menſchen auf jedem Tritte gelegt, und Lauſcher giebts an allen Orten.

Das Geſicht verſchwand, Mainhard dehnte ſich einigemal, rieb die Augen, und ſprang rüſtig empor, wie er gewohnt war. Er ſchaute um ſich her; die Donau floß lieblich in rothem Morgenſtrahl dahin; eine nicht weit entfernte Stelle, wo ſich der Strom krümmte zeichnete ſich beſonders durch ihr friſches Grün aus, das entzückend zu dem roſenfarbnen Lichte abſtach, in welchem die ganze Gegend ſchwamm. — Es iſt die Stelle, ſprach Mainhard zu ſich ſelbſt, von welcher mein Traum ſagte, wie, wenn ich hinging und mein Glück mit der Angel verſuchte? — Sollte ich irgend einen guten Fang thun, ſo wär dieſes Erfüllung von dem erſten Theil meines Nachtgeſichts, und dieſe könnte mir zum Unterpfand dienen, daß auch dem Ende deſſelben zu trauen ſey. Urban in der Haft des Markgrafen? — Wohl! wohl! der Markgraf iſt kein Tyrann, auch iſt ein Wort kein Pfeil; hat Urban ſich geſtern durch Reden

vergangen, ſo wird das ja noch wohl zu verbitten und er zu befreyen ſeyn.

Mainhard richtete ſeine Angel zu, und ſezte ſich auf die liebliche grüne Stelle, wo ſich der Strom krümmte. Er hatte noch nicht lang geſeſſen, ſo fühlte er, daß ein Fiſch anbiß, aber ſeine Laſt war ſo gering, daß es nach ſeiner Meynung kaum der Mühe lohnte, ihn herauf zu ziehen; doch that er es mit möglichſter Behutſamkeit. Ein kleines mit Gold und Himmelsfarbe überſtrömtes Geſchöpf, das ſchönſte das je Floßfedern und Schuppen trug, zappelte vor ihm auf dem grünen Raſen; vorſichtig machte er es von dem Hamen los, und warf es in das Waſſergefäß, das zu den Fiſchergeräthſchaften gehörte, welche ihm nie ferne ſeyn durften, um die gefangenen Fiſche lebendig zu erhalten.

Man kann ſagen, daß Mainhard ſeinen Fang für auſſerordentlich wichtig hielt, oder ſich allzuſehr über ihn freute, aber er bewunderte ihn. Er hatte doch ſo eine ziemlich genaue Bekanntſchaft mit den Bewohnern der Ströme, aber dieſe Fiſchart war ihm nie vorgekommen. Seine Verwunderung vermehrte ſich, als er das kleine Geſchöpf näher betrachtete: ein zartes netzförmiges Halsband von feinem Golddrat fiel ihm in die Augen, das künſtlich genug befeſtigt war, um ſo wenig verloren zu gehen, als dem zarten Körper,

den es umſchloß, ſelbſt wenn er ſich ausdehnte, Schaden zu bringen. Dieſe Dinge hatten für den ungelehrten Mainhard noch mehr verwunderunswürdiges als ſie vielleicht für einen andern würden gehabt haben; unſer eins würde bey einem ſolchen Zufall geſchwind nach ſeinem Antiquitätenlexicon gelaufen ſeyn, und unter dem Artikel Lucius Craſſus, bey einer ähnlichen Geſchichte von einem Fiſche, Murene genannt, ausgerufen haben: Es geſchieht nichts neues unter der Sonnen!

Der junge Fiſcher verlor ſich in Anſchauen, Bewundern und Muthmaßen, und erſt ſpät kam ihm der Gedanke, wie er aus dieſem ſonderbaren Fiſchzug einen Vortheil ziehen könnte. Eine Seltenheit iſt dieſer Fiſch doch allemal, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er eine Stange durch den Griff des Gefäſſes ſteckte und es auf die Schulter nahm. Groſſe Herrn ſind Liebhaber von Seltenheiten, ich will gen Kalenberg zu dem Markgrafen gehn, vielleicht, daß er das kleine Ding gut bezahlt, und — und wer weiß, was noch aus der Sache entſpringt. O Urban! Urban! ſollte mein Traum wahr reden, und ſollte ich dich befreyen!

Es war nicht anders als wenn ein guter Geiſt Mainharden dieſen Einfall in den Sinn gäbe; ſo viel iſt gewiß, daß er mit ſeiner Beute nirgend hätte willkommener ſeyn können als auf

der markgräflichen Burg. Man höre hievon die Geſchichte:

Als nun vor mehr als zehn Jahren Markgraf Leopold von Oeſterreich ſein Gemahl, die ſchöne Agnes, heimführte, war die holde Frau mit groſſer Schwermuth beladen. Ihren e ſten Gemahl, den wackern Friedrich von Hohenſtaufen, konnte ſie bey dem zweyten Geliebten, ſo ſehr ſie es auch barg, noch nicht ganz vergeſſen, auch fehlte es in ihrem Hauſe nicht an mancherley Verdrüßlichk iten, die wohl einer Privatperſon, wie vielmehr einer Fürſtin, wie die F rſtinnen damals waren, hätten Kummer machen können. Ihr Bruder, den ſie ſehr liebte, lebte in unabläßiger Fehde mit ihrem von ihr eben ſo zärtlich geliebten Vater. Dieſer Vater, der unglückliche Kaiſer Heinrich, lag unter vielfachen Bannſtrahlen, und wußte kaum noch ob er eine Krone trug. Ach ſeine zu Rom erlittene Schmach konnte die grosmüthige Fürſtin noch nicht verſchmerzen, auch ſchauerte ihr die Haut, wenn ſie an die Zukunft dachte, welche bald genug all das heranbrachte, wofür ihr bey ihrem weitſehenden Scharfblick ſchon längſt gegraut hatte, Gefängniß ihres verfolgten Vaters, und ſein unrühm icher nur von ihr beweinter Tod. Ihr Gemahl der Markgraf konnte nicht helfen, oder er wollte nicht, weil er mehr auf die Seite der Gegner ſeines Schwiegervaters

hing, aber herzliches inniges Mitleid fühlte er gegen ſeine gekränkte Gemahlin. Den Kummer ihres kindlichen Herzens wollte er wenigſtens zerſtreuen, da er nicht zu heben war. Dieſes zu bewürken ſah jeder Tag ein neues Feſt. Jagden, Tänze, Luſtfarthen, Fiſchereyen und tauſend andre damals modiſche Zeitvertreibe wechſelten ab, um die holde Traurende nie mit ihrem Kummer allein zu laſſen.

Dieſe Palliatife würkten wenig, und das wenige auf kurze Zeit. Mitten im Freudenſpiel, fiel der Schmerz die bekümmerte Agnes von neuem an, und ſelbſt da, wo ſie ihrem Gemahl zu Liebe Heiterkeit erkünſtelte, zeigte ſich oft ſchnell und unvorhergeſehen ein Zug von trübſinniger Schwärmerey, den man am beſten unbemerkt hingehen ließ. Tauſend kleine Geſchichten wären hiervon zu erzählen, doch von allen nur die einzige, die hier zu unſerm Zweck dient:

Markgraf Leopold hatte eine groſſe Fiſcherey auf der Donau veranſtaltet und nichts verabſäumt, dieſe Luſtbarkeit für ſeine Gemahlin prächtig, neu und reizend zu machen. Nichts von allen bunten Auftritten dieſes glänzenden Tages gehört für uns als derjenige, den wir eben erwähnen wollen, und der einer der lezten war. Es war weit gegen den Abend, man hatte faſt den ganzen Tag auf dem Strome zugebracht und ruderte nun nach

dem Ufer, den Freuden der Tafel und des Tanzes entgegen. Die ſchöne Agnes ſchwamm in einer vergoldeten Gondel an der Seite ihres verliebten Gemahls die Donau herauf; in ihrer Hand hing nachläßig eine Angel in die Fluthen hinab, mit welcher ſie den ganzen Tag, vermuthlich aus Unachtſamkeit nichts gefangen hatte. Leopold ſcherzte mit ihr darüber, und ſie zwang ſich zu lächeln. Wie? fragte ſie, wie, wenn ich in dieſem Augenblick einen Fang gethan hätte, der meine Fiſcherehre rettete? Ich fühle einen leiſen Zug an der Ruthe, und ich bin neugierig zu ſehen, was mir das Glück aufbehielt.

Mit geſchäftiger Eil war man bemüht, der Fürſtin ihren Fund zu ſichern, man zog den gefangenen Fiſch herauf und — es war eben derjenige, der jetzt in dem Zuber auf Mainhards Rücken plätſcherte. Jedermann bewunderte ihn, niemand wollte ihn kennen. Agnes hielt ihn traurig mit tiefgeſenktem Blick in der Hand; armes kleines Geſchöpf! rief ſie, ſollte ich dich deiner Freyheit, deines Lebens berauben? ich, die gern den kleinſten Wurm beglücken möchte, ob ich gleich ſelbſt nicht glücklich bin? nein, kehre zurück in dein Element, der Freuden zu genieſſen, deren du fähig biſt!

Und vielleicht morgen geſotten oder geröſtet in ſilberner Schüſſel vor mir auf der Tafel zu ſtehen; fiel Leopold lachend ein.

Wie das? fragte Agnes mit erſchrockenern Blick als die Geringfügigkeit der Sache erforderte.

Dieſer Fiſch, fuhr der Markgraf fort, iſt in dieſen Waſſern, um gefangen zu werden; ob er gleich euren Hamen entging, ſo wird ihn doch bald genug ein anderer heraufziehen, und ihn ſeiner Beſtimmung, der Ehre, von Menſchen verzehrt zu werden, entgegen bringen.

Das ſoll er nicht, der mörderiſche Hamen! rief die ſchwärmende Agnes, welcher es in dieſem Augenblick war, als ob ihr und all der ihrigen Glück an dem Leben dieſes Fiſches hing. Man nehme ihn, und bewahre ihn auf in friſchem Waſſer, bis ich mich entſchloſſen habe, was ich zu ſeinem Beſten thun kann.

Die junge Markgräfin, damals noch nicht ſiebzehn Sommer alt, ſann in der That dieſen Abend und die ganze Nacht auf eine glänzende Verſorgung ihres Fiſches; bald wollte ſie ihn in dem groſſen Marmorbecken ihres Gartens aufbewahren; aber der Mangel an immer neuſtrömenden Flußwaſſer hätte ihn töden mögen; bald wollte ſie ihn wieder in den Strom ſchik-

ken,

ken, aber der mörderiſche Hamen, der ihm doch endlich hätte den Tod bringen können! — So dachte ſie die ganze Nacht, ihre Träume handelten von eitel Netzen und Todbringenden Hamen, Bilder aus der Geſchichte ihres Hauſes webten ſich mit ein, und am Morgen ſchien ihr ihr Gefangener ſo wichtig, ſo vordeutend für ſie auf die Zukunft, daß der ſchwärmeriſche Entſchluß zur Reiſe kam, den der Leſer und Mainhard hier erfüllt ſehen. Der Liebling der Markgräſin ward mit einem zarten goldnen Halsband geſchmückt, auf deſſen breiteſter Stelle ſich die, von unſerm Fiſcher noch nicht bemerkten Worte: Unverletzlich, befanden. Agnes ſetzte ſich mit ihren Jungfrauen drauf wieder in ihre vergoldete Gondel, und vertraute ihren Gefangenen mit eigenen Händen dem Strome. Fahre hin, kleines Geſchöpf! rief ſie, indem er ihrer Hand entſchlüpfte. Sollte es möglich ſeyn, dich einſt wieder zu ſehen, ſo würde ich dies für Unterpfand eines Glücks achten, auf das ich jetzt nicht einmal hoffen darf.

Der Markgraf hörte von dieſen Dingen, und ſie gefielen ihm nicht ganz, aber er that als wüßte oder beachtete er ſie nicht. Mit Recht hoffte er, daß Agnes mit reifern Jahren eine männlichere Denkungsart annehmen, und ſich nicht

mehr vor ihrem Hofgeſinde durch ähnliche Spielereyen lächerlich machen würde.

Mainhard, welcher von dieſen Dingen, die ſeinem Fiſchzuge einen ſo hohen Werth gaben, nichts wußte, ſetzte in mancherley Gedanken den Weg nach Kalenberg fort, wo man ſchon in der markgräflichen Küche der Zukunft eines Fiſchers von der Gegend des Birkhofes entgegen ſah.

Gut, daß ihr kommt! rufte der Koch Mainharden entgegen, es iſt heute noch keiner eurer Geſellen bey uns geweſen, und ohne Euch hätten wir dieſesmal die vierte Schüſſel von dem Küchenzettel hinwegſtreichen müſſen.

Gut vielleicht für die Tafel des Herrn, und ſchlimm für mich, daß ich komme! verſetzte Mainhard. Man ſagt, daß nicht alle Fiſcher zu dieſem Thore ausgehen, die zu demſelben eingegangen ſind. Der Koch, welcher Mainhards Freund war, verſtand ihn, und beſtättigte mit einigen geheimnißvollen Worten, was der Fiſcher ſchon durch ſeinen Traum wußte, daß Urban geſtern bald nach ſeiner Ankunft in das Burgverlies ſey transportirt worden, wo er ſich noch befinde.

Mainhards Muth wuchs auf dieſe Kunde; er verſagte dem wartenden Koch den Anblick ſeines Fiſches, und ſagte, daß er geſonnen ſey,

ihn dem Markgrafen als eine ſonderliche Seltenheit in eigene Hände zu liefern. In den damaligen Zeiten koſtete es einem geringen Manne noch nicht ſo viel Mühe vor einen Fürſten gelaſſen zu werden, als heute bey Tage. Man meldete Fiſcher Mainharden in Leopolds Gemach, und da dieſer eben müſſig war, ſo ward er vorgefordert.

Der Markgraf fragte nach ſeinem Geſchäfte.

Euch dieſen Fiſch, den ſchönſten und ſeltenſten, den ich jemals ſah, in eigene Hände zu liefern! war Mainhards Antwort.

Was verlangſt du für dieſe Seltenheit?

Ich ſtelle es eurer Großmuth anheim! Doch ihr würdigt meinen Fang keines Anblicks, wie wollt ihr ihn ſchätzen; laßt mich alſo fordern. Ich verlange für die Seltenheit, die ich euch bringe, weder Geld noch Geldeswerth, ſondern nur die Freyheit eines jungen Fiſchers, welcher geſtern unſchuldig bey euch in Haft gebracht worden iſt.

Urban? der kühne Schwätzer? unſchuldig? Ha! vermuthlich ſehe ich in dir ſeinen ſaubern Geſellen, der ſich unter dem Vorwand von Krankheit bisher der Unterſuchung über wichtige Gegenſtände entzog, und der ſich nun ſelbſt

der Hand ausliefert, die ſeiner ohnedem nicht verfehlt haben würde. Man greife ihn augenblicklich, und werfe ihn zu ſeinem Mitſchuldigen, daß über ſie gleiches Gericht ergehe.

Mitſchuldiger? ſaubrer Geſelle? ſagte Mainhard lächelnd zu ſich ſelbſt, wie ich zu dieſen Ehrentitteln kommen mag? Doch das wird ſich auf die kleinſte Unterſuchung aufklären; der Fürſt iſt gerecht, ich kann ruhig in den Kerker gehn, wo ich Urban finden werde, und wo ich bey meiner Unſchuld ſo frey und ſicher bin als am Donauſtrande.

Mitlerweile ſich die beyden Freunde im Gefängniß einer Seits mit Thränen, anderer Seits mit frohem lachenden Muthe umarmten, ward Mainhards ſeltner Fiſch ohne Barmherzigkeit und unbeſehen dem Koche ausgeliefert, ihm zu thun wie ſeines Amts war. Schon bewaffnete ſich ſein blutgieriger Arm mit dem Meſſer, ſchon ſchäumte in dem Keſſel über dem Feuer der Wein, in welchem Mainhards köſtlicher Fang ſollte geſotten werden; als es dem Vollzieher des markgräflichen Befehls über die kleine Figur des Delinquenten zu misdünken begann; er unterſuchte ihn genauer, und theils ſeine Schönheit, theils der goldne Schmuck, mit dem er geziert war, vermehrte die Verwunderung. Der Koch war einer der älteſten Be-

dienten des Schloſſes, er war ſchon lang am Amte geweſen, als der Markgraf ſich mit der ſchönen Agnes vermählte, nichts von all dem, was ſich ſeit der Zeit auf der Burg zugetragen hatte, war ſeiner Wiſſenſchaft entgangen, und folglich auch nicht das Abentheuer, das dem kleinen Geſchöpf, das jetzt unter ſeinen Händen zappelte, zu dem köſtlichen Schmuck verhalf, der es vor allen ſeines Gleichen auszeichnete. Es war ihm, als erblickte er in ihm einen alten Bekannten, ſinnend ſtand er, und die ganze Begebenheit ging hell und deutlich aus ſeinem Gedächtniß hervor. Er ſuchte an dem goldnen Geſchmeide das Wörtlein Unverletzlich, er fand es, und augenblicklich war ein Entſchluß gefaßt, der das Schickſal des Gefangenen völlig änderte, und ihm ſtatt des Keſſels voll ſiedenden Weins, ſeinen Aufenthalt in einem Zuber voll friſchen Waſſers anwies, ſich daſelbſt bis zur Mittagstafel, um die Zeit, da die vierte Schüſſel erwartet wurde, des ausgeſtandnen Schrekkens zu erholen.

Ach der Fänger und der Gefangene ſollten an dieſem verhängnisvollen Tage faſt gleiche Angſt und Schrecken fühlen. Mit ruhigem Herzen und getroſten Muthe war Mainhard zu ſeinem Freunde in das Gefängniß hinab geſtiegen. Die Freude des Wiederſehens hatte au

fangs jede widrige Empfindung verdrängt; nach Verfluß einiger Stunden ward das ganz anders. Der Jüngling war die köſtliche erfriſchende Luft unter Gottes freyem Himmel von Kindheit auf gewöhnt, und die dumpfe Düſterheit des kalenberger Burgverließes beengte ſein Herz nicht wenig. Traurig ſchaute er um ſich her, und hätte St. Peter ſich nicht ausdrücklich des Worts leidliche Haft bedient, er würde ohne Bedenken den Ort, an dem er ſich an Urbans Seite befand, mit dem Namen Kerker bezeichnet haben; er konnte ſich dieſe Disharmonie zwiſchen ſeinen Begriffen und den Begriffen des Himmelsbewohners nicht anders erklären, als daß St. Peter, ſo wohl der Schutzheilige der Gefangenen als der Fiſcher und der Päbſte, vermuthlich ein wenig beſſer mit den Schreckniſſen der Kerker bekannt ſeyn müſſe, in welchen oft die leidende Menſchheit unter dem Druck der Tyrannen ſchmachtete, als er, und daß er alſo dieſes grauenvolle Gewölbe etwa nur Vergleichungsweiſe mit andern, leidlich genannt haben müſſe. Mainhard ſah ſeinen Geſellen Urban mit bekümmerten Blicken an, dieſer, noch zaghafter als er, weinte, und bey beyden war das Gefühl der Unſchuld, und die Ueberzeugung, daß der Markgraf kein Tyrann ſey,

nicht ſtark genug, alle Beſorgniſſe wegen der Zukunft zu zerſtreuen.

Die Urſach, warum man mit den beyden Jünglingen ſo ſtreng verfuhr, waren die Chorherrn, die durch die Ausſage der beyden alten Fiſcher gewaltig ins Gedränge gekommen waren, und die nun, da ſie ſich nicht an die Verſtorbenen halten konnten, Rache oder Rechtfertigung bey den Ueberlebenden ſuchten. Ihr Richter war gerecht, er konnte ihnen das letzte nicht ganz verſagen. Man wußte, daß der junge Mainhard in jenen beyden grauenvollen Nächten, da Verſtorbene auftraten die Lebenden anzuklagen, nicht weit von der Scene des Schreckens entfernt geweſen war; auf ſein Zeugniß kam alſo hier viel an, und man war gleich anfangs hier geſonnen geweſen, ihn feſt zu nehmen; doch ehe man dazu ſchritt, wollte man vorläufig ihn belauſchen, ob ſich aus ſeinen einſamen Geſprächen mit ſeinem Buſenfreund Urban, irgend ein gehäßiger Anſchlag wider die angeſchuldigten Mönche oder ſonſt etwas verdächtiges erhorchen ließ, woran man ſich bey ſeinem Verhör zu halten habe; ſo war dieſer junge Menſch, ſeit ſeines Vaters Tode faſt nie ohne Aufmerker geweſen, ſo hatte auch bey der geſtrigen Unterhaltung mit Urban am Donauſtrande, ein forſchendes Ohr jede Sylbe vernommen,

und nach derſelben die Sprecher beurtheilt. Urban hatte, wie wir gleichfalls hörten, profan und frey genug geſprochen, um einige Ahndung zu verdienen. Seine geläufige Zunge hatte nicht allein die Mönche, ſondern auch die Ehre des markgräflichen Hauſes angetaſtet; die Geſchichte des unter dem Banne verſtorbenen Kaiſers war ſo, wie manche Begebenheit unſerer Zeiten zwar weltkundig, aber gern ſah man es nicht, wenn derſelben auf eine freye Art gedacht wurde; dies hatte Urban gethan, und er verdiente die Strafe, die ihm auf dem Fuſſe nachſchlich. Was Mainhardten anbelangt, ſo hatte er ſich hier, ſo wie immer, auf einer ſo vortheilhaften Seite gezeigt, daß man ihn näher zu kennen und noch auf einige Proben zu ſtellen wünſchte, um des für ſeinen Stand ungewöhnlichen Guten, das man in ihm wahrzunehmen glaubte, gewiß zu ſeyn.

Pater Siegwald, der Mann, den das Schickſal durch die Beichte der beyden Fiſcher, er wußte ſelbſt nicht wie, in die Geſchichte der unglücklichen Mönche gezogen hatte, war nebſt einem von dieſen Kloſterherrn in eigener Perſon Zuhörer von Mainhards und Urbans letztem Geſpräch geweſen; er nahm es über ſich, den erſten, da er ſich dieſen Morgen in frommer Einfalt ſelbſt in die Hände ſeines Richters lieferte, ſelbſt vorzunehmen und nichts zu ſparen, was theils zu Befriedigung

der Mönche, theils zu Berichtigung des Urtheils über den jungen Fiſcher dienen konnte. Auf dieſe Art wurden die Stunden dieſes Morgens, des längſten, deſſen ſich Mainhard in ſeinem ganzen Leben erinnern konnte, für ihn Stunden der ſtrengſten Prüfung; einer Prüfung, in welcher er bey ſeiner Unerfahrenheit und Einfalt unmöglich hätte beſtehen können, wenn er nur einen Schritt breit von der Richtſchnur abgewichen wär, die uns allein durch alle Irrgänge des Lebens ſicher hindurch führen kann, von der Wahrheit.

Mainhard wurde von ſeinem Gefärthen, mit dem man ſich ſo viel Mühe nicht gab, getrennt. Ernſt, Bitten, Drohungen, und die ſchlaueſten Künſte wurden genützt, Geſtändniſſe von ihm zu erpreſſen, die der Argwohn der Mönche für möglich hielt. Wo Siegwald nicht weiter konnte, da half ihm einer der Chorherrn, welchem dran gelegen war, den jungen Menſchen ſtraucheln zu machen; aber vergebens: Mainhard blieb bey ſeinen zwey oder drey Antworten, den einigen, die er zu geben wußte, weil es die einigen waren, die ſich mit der Wahrheit vertrugen; auf tauſenderley Art abgeändert nöthigte man ſie ihm ab; er verredete ſich nie, weil er ſich, der Wahrheit getreu, nie verreden konnte. Etwas bedenklicher waren die Fragen, durch die man ihm ſeine Urtheile über das Kloſter abnöthigen wollte, aber auch hier ſiegr

te er, ſie waren beſcheiden, und ſeinen oben an-
geführten Regeln treu, konnte er auch hier
nicht fallen.

Es ward Mittag, der Chorherr hatte ſich
ſchon nach ſeinem Kloſter zurückbegeben, Pater
Siegwald dachte an die markgräfliche Küche und
ſchloß ſein Verhör. Mainhard ward zu ſparſa-
mer Gefangenenkoſt zu ſeinem Leidensgefärthen
zurückgeführt, und der Benediktiner eilte zu den
duftenden Schüſſeln, die an der Tafel Leopolds
ſeiner warteten.

Während der erſten Gerichte gab es viel
Geſpräch zwiſchen ihm und dem Markgrafen
über den jungen Fiſcher und ſein vormittägli-
ches Verhör. Siegwald beſtättigte das gute
Urtheil, das über Mainharden gefallt worden
war, ehe man ihn noch perſönlich kannte, und
das ſein gutes Anſehen, welches dem Auge des
Markgrafen wohlgefallen hatte, ſo ſehr begün-
ſtigte. Er ſagte, er wiſſe niemand, der mit
dieſem Menſchen unzufrieden ſeyn könne, er be-
hauptete ſogar, daß die Chorherrn Urſach hät-
ten, ſich über ſeine Ausſage Glück zu wünſchen,
aber demohngeachtet meynte er, daß es eben
um dieſer Chorherrn willen, nöthig ſey, ihn
noch eine Zeitlang, etwa bis zu Austrag ihrer
Sachen, in Haft zu behalten.

Armer Mainhard! würdeſt du wohl dieſen Aufſchub deiner Freyheit ausgehalten haben? Röthiger als deinen Freunden, den Fiſchen das Waſſer ihres Stroms, war dir der Genuß der reinen heitern Luft, und volle Thätigkeit auf Gottes freyer Erde, und St. Peter hätte dir in der That keinen ſchlimmern Streich ſpielen können, als daß er dich um dieſe höchſten Güter des freyen Naturmenſchen brachte, indem er dich durch ein trügliches Gewerbe nach Hofe in die Hände der Gerechtigkeit lockte; ach wer würde nicht den Heiligen einer Partheylichkeit gegen die Söhne der Kirche anklagen, hätte er den Knoten unaufgelößt gelaſſen, den er ſelbſt ſchürzte.

Frau Agnes, die Markgräfin, hatte wenig Antheil an dem Geſpräch ihres Gemahls mit Siegwalden genommen, nicht als hätte ſie bey dem ganzen Handel keine Parthey gehalten, o nein, ſie hing nach Weiberart nur allzuſehr auf die Seite der Mönche, aber es war in den damaligen Zeiten die züchtige Sitte der Damen, vornehmlich über der Tafel nur wenig zu ſprechen, und ſich mehr mit Vorlegung der Speiſen und Regierung der Ordnung bey Tiſche zu beſchäftigen.

Drey Schüſſeln, — die markgräfliche Tafel zählte deren nie mehr als ſechſe — waren

bereits vorüber, man erwartete die vierte, und eine tiefe silberne Schale wurde vor die fürstliche Wirthin gesetzt, das darin enthaltene zu zerlegen und unter die Gäste auszutheilen. — Sie hob die hochgewölbte Decke empor, sie schaute hinein, und siehe ein goldfarbig und lasurblaues Fischlein schwamm in klarem Wasser. Agnes staunte, schaute noch einmal, versuchte mit güldner Kelle die Sache näher zu erforschen, doch nur wenig Blicke waren nöthig, sie ihren alten Bekannten, sein güldnes Halsband, und auf demselben das Wörtlein; Unverletzlich, erkennen zu lassen.

Nichts ist im Stande, die frohe Verwunderung der Markgräfin bey diesem Anblick zu schildern. Ihren Schwärmerey hatte an das Wiedersehen ihres ehemaligen Gefangenen, gewisse Ideen gebunden, die ihr unaussprechlich theuer waren; sie hatte so viele Jahre auf dasselbe vergeblich gehoft, und nun endlich, endlich, so unvermuthet in einem Augenblicke, da es ihrem sanften Herzen gar nicht an heimlichen Bekümmernissen fehlte, mußte das kleine liebe Geschöpf sich ihren Augen zeigen, das ihre Phanthasie zu einem Thiere guter Botschaft gestempelt hatte. —

Es giebt Augenblicke, da eine Kleinigkeit fähig ist, uns aus der Tiefe des Trübsinns empor zu reissen, und wie willkommen sind Dinge,

dieſer Art denn einem ſchwachen gekränkten Herzen! Agnes befand ſich ganz in der Lage ſo etwas zu fühlen. Voll Entzücken ließ ſie die Attribute der Wirthſchaft ſinken, ſchlug die Hände zuſammen, und ſchrie mit einer Thräne im Auge: O willkommen, willkommen ſüſſes Unterpfand von der Erfüllung meiner Wünſche! Geſegnet ſey die Hand, die dich mir brachte.

Der Markgraf brach auf den lauten Ausruf der Dame, dergleichen er gar nicht an ihr gewohnt war, mitten in einem Worte ab, das er an den Benediktiner richten wollte, und fragte ſeine Gemahlin, was die Urſach ihrer auſſerordentlichen Bewegung ſey. Keine Antwort, denn die Markgräfin hatte ſich eben an einen der hinter ihr ſtehenden Diener gewandt, ihm den Namen des Ueberbringers dieſes koſtbaren Fiſches abzufragen. Der Gefragte entſchuldigte ſich mit Unwiſſenheit, und ſchützte den Koch vor, und dieſer, der Mainhards Freund war, hatte dieſen Augenblick nur abgewartet, um alles auszuführen was er im Sinne hatte.

Auf die erſte Anforderung war er gleich bey der Hand, Mainhards Namen zu nennen, und für ihn um Freyheit zu bitten. — Mainhard? Mainhard? rief Agnes, eben der junge Menſch, von dem ich ſo viel gutes höre? Er, er iſt der Urheber meiner Freude? O mein

Gemahl! Kann ich bey Euch eine Fehlbitte thun? werdet ihr mir es abſchlagen, wenn ich fordere, daß dieſer Mainhard ſogleich herauf gebracht werde, damit ich ihm danken und lohnen kann?

Agnes bat und forderte; ſchon eins wär genug geweſen, einer Frau, die über ihren Gemahl ſo viel vermochte als ſie, jeden Wunſch zu gewähren. Leopold lächelte, und wandte ſich zu dem Benediktiner. Was meynt ihr, mein Pater, fragte er, ob unſer Gefangener dieſer Vorbitte genieſſen darf? ich weiß ohnedem nicht, wie wir ſeine Einkerkerung verantworten können. Siegwald verbeugte ſich, ſchweigend, als einer der keine Einwendung wagen mag, und Mainhard ward aus dem Burgverließ an die markgräfliche Tafel heraufgeholt.

Er war ein edler freyer Jüngling, der Muth hatte ohne Umſtände mit Pabſt und Kaiſer zu ſprechen, und er trat alſo ohne alle Verlegenheit ein, gleich wohl hätte es die Ehrfurcht erfordert, beſtürzt und verlegen zu ſeyn, und in dieſer Rückſicht bot man ihm ein Becherlein Weins ihn zu ſtärken.

Mainhard erwartete nicht, bis man ihm zu reden gebot, er verbeugte ſich ſittig und ſprach: Herr Markgraf, wenn ein Groſſer einem Geringen einen Trunk Wein reichen läßt,

ſo iſt dies ein Zeichen ſeiner Gnade; nichts als Gnade verſehe ich mich zu euch, meinem guten und gnädigen Herrn, vergönnt mir alſo, ehe ich dieſes auf Eure Geſundheit leere, eine freye Bitte.

Sage her, antwortete Leopold.

Die Freyheit meines Geſellen!

Warum nicht die deinige?

Ich habe nichts geſündigt, und werde alſo über kurz oder lang ohnedem frey werden, aber Urban hat ſich vergangen — — —

Mainhard! Mainhard! du trotzeſt mir zu viel auf deine Unſchuld!

Ich trotze nicht, gnädiger Herr! Soll ich euch wiederholen, was der ehrwürdige Vater Siegwald dieſen Morgen aus meinem Munde gehört hat?

O nein! guter Fiſcher, ſchrie die ungeduldige Agnes, wir wiſſen das alles; erſt die Geſchichte, wie du zu meinem Fiſche kamſt!

Nun ſo tritt näher zu deiner gnädigen Frau, ſagte der Markgraf, beantworte ihr was ſie fragt, und wiſſe, daß dein Urtheil von ihrem Munde abhängt.

Oder vielmehr von meiner Unſchuld, dachte Mainhard, aber gewohnt, nicht all ſeine Gedanken laut werden zu laſſen, überging er dieſes, und begann umſtändlich die Erzählung

von dem ſeltenen Fiſchfange. Mit Erſtaunen hörte man ihm zu; die Rolle, die ein Heiliger bey der Sache geſpielt hatte, gab ihr ein gewiſſes feyerliches deutungsvolles Anſehn, das der ſchwärmeriſchen Agnes ungemein behagte, und ſelbſt dem Markgrafen und dem Mönche Reſpeckt einflößte.

Sonderbar! rief Leopold, aber die Weiſſagung des Heiligen iſt noch nicht ganz erfüllt, wie mich dünkt.

Nein, gnädiger Herr, ſie iſt es nicht! Ich ſollte durch dieſen Fiſchzug mein Glück machen, und ich ſtehe trauriger vor Euch als ich geſtern war!

O fordre, guter Jüngling! ſchrie Agnes, fordre! was kann dich froh machen, ich weiß wohl, daß ich dir deinen Lohn noch ſchuldig bin.

Gnädige Frau! die Freyheit meines Geſellen! Dieſer gute Jüngling leidet um meinetwillen, wie ſehr muß es mich bekümmern ihm nicht helfen zu können!

Er ſey frey! erwiederte der Markgraf, dem die Gutmüthigkeit des jungen Fiſchers rührte, er ſey frey, und du kannſt ihm folgen. Aber zuvor erzähle uns noch einmal die Geſchichte von den nächtlichen Abentheuern am

Do-

Donauſtrande; wir ſind allein, du darfſt dich nicht ſcheuen, gewiſſe Herrn, die bey dieſen Dingen ins Gedränge kommen, durch Offenherzigkeit zu beleidigen.

Mainhard erzählte wahr und offen, aber mit ſo viel Feinheit und Schonung, daß man ihn bewundern mußte. Sein feſter Schlaf in den beyden Nächten der Erſcheinung half ihm an den bedenklichſten Stellen ſehr wohl durch, und das Uebrige, das er weder ſelbſt mit angeſehen, noch aus Veits und Martins eigenem Munde hatte, wurde als eine zweifelhafte Mähr nur auf die flüchtigſte Art berührt. — Der einige Beweis, ſchloß er, den ich von dieſen Dingen habe, ſind dieſe eilf Kupfermünzen, die ich bey den Verſtorbenen fand; ſie mögen herkommen wo ſie wollen, ſo ſind ſie alten und ſeltnes Gepräges, und ich bitte euch, gnädiger Herr, nehmt ſie zum Andenken eurer Gnade gegen einen armen Fiſcher in euren Schatz auf. Koſtbar gnug ſind ſie, denn ſie wurden vielleicht mit dem Leben zweyer Menſchen bezahlt.

Leopold, der ſich des verſtändigen freymüthigen Jünglings wunderte, nahm das Geſchenk an, das er ihm nach der Tafel mit eben ſo ſchwerem Golde bezahlen ließ. Mainhard hatte indeſſen noch eine Privataudienz bey der Mark=

gräſin, und eilte denn, ſeinen Freund aus dem Gefängniß heraufzuholen, den er mit allem beſchenkte, was er heute von der Markgräſin ſowohl als von ihrem Gemahl erhalten hatte, und ihm zugleich ins Ohr ſagte, wie er Vorbitte für ihn eingelegt habe, daß ihm ſein feines Liebchen, eine der ſchmuckeſten Küchendirnen der Burg, auf gebührliche Werbung nicht verſagt werden ſollte. — Urban ſchloß voll Dankbarkeit ſeinen Freund in die Arme, und ſegnete tauſendmahl die Gefangenſchaft, die ihn ſo glücklich gemacht hatte; auch ermahnte er ihn, bald nachzufolgen, da mit man heute noch die Verabredung wegen künftiger Betreibung ihres Gewerbes, das nun ſehr ins Groſſe gehen konnte, treffen könnte.

Aber als Mainhard zum Donauſtrande zurückkehren wollte, da fand ſichs, daß man ihn nicht laſſen wollte. Nicht allein der Markgraf und die Markgräſin, ſondern jedermann im Schloſſe war ihm gewogen; auch hatte Pater Siegwald, der das günſtige Vorurtheil für den jungen Menſchen mit den andern theilte, Winke gegeben, die er, ein Kenner der Kloſterpolitik, wohl geben konnte, daß es nicht rathſam ſeyn würde, Veits und Martins Sohn und Vetter, der Gefahr auszuſetzen, für die Ausſagen der Verſtorbenen, die Rache der Chorherrn zu erfahren, und daß Main=

hard ſich immer ſicherer auf der markgräfli-
chen Burg als in ſeiner Fiſcherhütte befinden
würde.

So geſchahe es, daß dieſer gute Jüngling
des Markgrafen Diener ward, der ihn zu ſol-
chen Geſchäften anſtellte, die er vor der Hand
verwalten konnte, bis ihn ſein guter Verſtand
und ſeine Lehrbegierde zu wichtigern fähig mach-
ten. Das Hofleben war gerade das eben nicht,
was ſich Mainhard gewünſcht hätte; doch ſein
Schickſal wies es ihm an, und er hielt es fürs
beſte, ſich ſo gut als möglich drein zu ſchicken.

Bey einigem Nachdenken fand er, daß er
ſeine drey Fiſcherregeln hier ſo gut brauchen
konnte als am Ufer der Donau. Die Stumm-
und Taubheit der Flußbewohner, die Be-
hutſamkeit vor Netzen war hier recht gut an-
gewendet, und der heitre frohe Sinn, das Eben-
bild des ungetrübten Stroms, erwarb ihm tau-
ſend Freunde. Man hörte ihn gern ſingen,
und eben ſo gern in ſeinem muntern aufgeweck-
ten Tone erzählen. Das Lied vom Fiſcher und
der Nixe ſang er fleißig, aber die Erzählung
von den geſpenſtiſchen Mönchen wußte er im-
mer klüglich abzulehnen. Frau Agnes, die
ihren Leuten aufgetragen hatte, ein beſon-
ders wachſames Auge auf ihn zu haben, hör-

te dieſes mit Wohlgefallen. Lange hatte ſie ſich gewünſcht, einen treuen und verſchwiegenen Diener zu Betreibung gewiſſer heimlicher Angelegenheiten zu haben; unter den Höflingen fand ſie dieſen nicht, und da nun Mainhard ihr von ihrem Gemahl auf gewiſſe Art gleichſam zu eigen geſchenkt worden war, ſo ahndete ihr, daß er ſchon ſey, oder wenigſtens einſt werden könne, was ſie brauchte.

Einige Prüfungen waren noch nöthig, ſie hierin ſicher zu ſtellen, und jeder Tag brachte dergleichen für Mainharden mit ſich. Kein Tag verging, da er nicht Gelegenheit hatte, ſich mit Reden zu vergehen. Man legte ihm abſichtlich Fallſtricke, er ſtrauchelte bey keiner Gelegenheit, ja er wußte kaum, daß er hätte ſtraucheln können. Da hielt ihn die Markgräfin für bewährt, und ließ ihn eines Tages zu ſich in ihr Kabinet kommen; ein heiliger Ort, den faſt kein Fuß als der ihrige betrat, und der alſo für Mainhardten ganz neue, und um mehr als einer Urſach willen frappante Gegenſtände enthielt.

Das geheime Kabinet der Markgräfin von Oeſterreich war rund um mit Schildereyen behangen, die Mainhards ſchnelle Faſſungskraft, ſo wie ſein Blick auf dieſe oder jene fiel, nur gar zu wohl zu deuten wußte. Mainhard, ſag-

te die Markgräfin, du ſiehſt mich hier von den traurigſten Scenen aus der Geſchichte meines Hauſes umringt, ich weiß, ſie iſt dir nicht unbekannt; am Donauſtrande iſt oft frey genug davon geſprochen worden, und du kennſt alſo urtheilen, warum meine Thränen hier ſo häufig flieſſen. Komm, ſage mir wenigſtens von einigen dieſer Gemälde deine Gedanken, damit mein Kummer gerechtfertigt werde.

Mainhard erröthete, und ſein Herz ſchlug bänglich empor, denn jetzt war es ihm in der That, als wenn er ſich auf einem ſchlüpfrigen Pfade befände, wo es leicht ſey zu ſtraucheln.

Hier dieſes Mordfeld, ſagte Agnes, indem ſie auf ein groſſes Schlachtgemälde zeigte, dieſer Blutanger, wo Brüder, Brüder erwürgen, was ſtellt es vor? Kennſt du die Urſach, warum hier zwey Markgrafen von Oeſterreich wider einander wüteten, und was meynſt du wie mir iſt, wenn ich denke, daß mein Gemahl aus dieſem Hauſe ſtammt.

Mainhard dachte augenblicklich an die Geſchichte der ſchönen Ida, der Kaiserstochter, und der beſchimpften Henna von Pohlen; aber er hatte nicht darum ſeinem Vater ehemals die kühne Erwehnung dieſer Dinge verdacht, um ſich hier gleiches Fehlers ſchuldig zu machen.

Gnädige Frau, ſagte er, die Verirrungen der Groſſen und der Kleinen deckt das Grab. Die Gegend, Mordfeld genannt, aber iſt mir gar wohl bekannt; mein Vater hat ſie oft bereiſt, und mich aus der Erfahrung verſichert, daß dort ſelbſt kühne Gedanken von Verſtorbenen nicht ungeſtraft bleiben.

Agnes war abgefertigt, und wandte ſich zu dem zweyten Gemälde. Dieſe ſtolze Burg, ſagte ſie, von welcher ein Prieſter und eine Dame, auf einem armen *) Büſſenden herabſchauen, der mit bloſſen Haupt und Füſſen unten auf kaltem Pflaſter um Gnade fleht, iſt in Rom gelegen, vielleicht, daß du ſie einſt ſehen wirſt: Was hältſt du von den drey Hauptfiguren dieſes Stücks.

Gnädige Frau, erwiederte der kluge Fiſcher, das Bild ſtelle vor was es wolle, ſo dünkt mich die Buhlerin dort oben und ihr Geſelle verlarvte Teufel, die über einen gefallenen Heiligen triumphiren.

Und, fuhr Agnes fort, indem ſie in Thränen ausbrach, was wirſt du ſagen, wenn dir dieſes Bild zeigt, daß die Verfolgung dieſes Un-

*) Die beleidigende Art, mit welcher der unglückliche Kaiſer Heinrich von dem Pabſt und der Markgräfin von Thuſcien auf der Engelsburg bewillkommt wurde, iſt zu bekannt, um hier umſtändlich in einer Note zu ſtehen.

glücklichen nicht mit ſeinem Leben aufhörte, daß man noch jetzt, faſt drey Jahr nach ſeinem Tode, ſeinen Gebeinen die heilige Erde verſagt, daß ſein heimloſer Schatten nächtlich um das Lager ſeiner gekränkten Tochter ſchwebt, und von ihr die letzte Wohlthat erfleht, die auch dem Geringſten zu theil wird, und die ſie ihm, ach! nicht gewähren kann!

Mainhard ſtand jetzt vor einem groſſen Gemälde, das die Hauptſeite des Kabinets einnahm; es war, das ſahe er, hätte es auch der Mahler, nach der Sitte ſeiner Zeit nicht unter ſeine Arbeit geſchrieben, es war St. Afrä Kapelle zu Speyer. Auf niedriger ungeſchmückter Baare lag der Leichnam des im Banne verſtorbenen Kaiſers. Auf dem Altar, vor welchen dieſes armſelige Prunkbette ſtand, flammte eine einige Kerze, die die grauenvolle Dunkelheit ſparſam erhellte. Eine verhüllte Geſtalt, vermuthlich Agneſens, die ſich von dem Mahler hatte an den Ort verſetzen laſſen, wo ſie mit all ihren Gedanken lebte, hing Hände ringend über der modernden Leiche, und ein ſchüchterner Blick gen Himmel, ſchien von dorther das zu erflehen, was Menſchen ihr nicht gewähren konnten.

Agnes wiederholte ſchluchzend ihr: Was meynſt du? aber Mainhard, von dem ſchauervollen der Vorſtellung, noch mehr aber von den

rührenden Kummer ſeiner Gebieterin tief erſchüttert, antwortete nicht als mit ſeinen Thränen. — O, rief die Markgräfin, jetzt kenne ich dich ganz! du kannſt nicht nur ſchweigen, du kannſt auch fühlen! Prüfen wollt ich dich, ob du vernünftig und beſcheiden über bedenkliche Dinge zu ſprechen wüßteſt, jetzt weiß ich mehr. Du biſt ganz der Mann, den ich zu Ausführung meiner Abſichten brauche, gehe hin, und komm morgen wieder, um zu erfahren, was ich von dir fordere.

Das kindliche Herz der Markgräfin war faſt ſo lang ſie lebte, denn ohngefähr ſo lang dauerte das Unglück ihres Hauſes, mit nichts, als mit dem Kummer um das Schickſal ihres Vaters erfüllt geweſen. So lang er lebte, flehte ſie um Ruhe für den Gequälten dieſſeit des Grabes; dieſe Hofnung täuſchte, und all ihre Wünſche, für ihn beſchränkten ſich jetzt auf eine friedſame unbeſchimpfte Gruft? Der kleine Goldgeſchmückte Fiſch, den die fromme Schwärmerin, ſo lang Kaiſer Heinrich lebte, immer als den Vorboten irgend eines erhaltenen Sieges, irgend eines gewonnenen Vortheils für ihren unglücklichen Vater wiederzuſehen gehoft hatte, mußte ihr jetzt nach deſſen Tode Unterpfand der Erlangung des kleinſten Gutes werden, das man für einen Sterblichen begehren kann. Wie

eng ziehen ſich unſere Wünſche zuſammen, wenn das Glück uns alles verſagt! Agnes wünſchte für den, den ſie vor kurzem gern als unumſchränkten Monarchen der ganzen chriſtlichen Welt geſehen hätte, jetzt nicht mehr als ein vier Ellen weites Räumlein heiliger Erde, ſie glaubte, das Mittel zur Gewährung ihres Wunſches in Mainhard gefunden zu haben. Die Art, wie ihn das Schickſal bey ihr einführte, war ſo ſonderbar. Der Fiſch, Sankt Peter, das ungewöhnliche, das der junge Menſch für ſeinen niedrigen Stand in ſich vereinigte, alles kam zuſammen, ihr ihre Plane als ausführbar vorzuſtellen; die letzte Scene mit ihm im Kabinet vollendete ihre Vorurtheile für ihn, und der Befehl, den er des andern Tages erhielt, war nichts geringers, als mit Briefen und mündlichen Aufträgen an einige Prälaten nach Rom zu reiſen, und das letzte zu verſuchen, was ſich thun ließ, den verbannten Leichnam des Kaiſers von der Stelle wo er lag, wo ihn Tag und Nacht die verweinten Augen ſeiner Tochter ſahen, an einen heiligen Ort zu bringen.

Mainhard erhielt ſeine Inſtruktion; er reiſte, und während ſeiner Abweſenheit kam zu ſtande, wozu die Geſchichte ſeines Vaters und Oheims die erſte Anlage gemacht hatte.

Die angeklagten Mönche alles deſſen zu überweiſen, weſſen ſie in jenen ſchauervollen Nächten von den Geiſtern ihrer Vorfahren beſchuldigt worden waren, war Unmöglichkeit! Leopold war gerecht, er ließ den Prozeß von dieſer Seite ganz fallen, aber indeſſen hatte doch dieſe Begebenheit zu Unterſuchungen Anlaß gegeben, welche wenigſtens ſo viel bewieſen, daß das Leben der geiſtlichen Herrn, der ehemaligen Nachbarn des Markgrafen, eben nicht nach den allerſtrengſten Regeln eingerichtet war. Einige Biſchöffe wurden hier zu Rathe gezogen, es traf ſich, daß ſie jenem Kloſter abhold waren, und ſie trugen alſo, ſtatt Vertheidigung ihrer Brüder, darauf an, die Sache nach Rom zu melden, und von dorther Vergunſt zu Hegung der Gerechtigkeit zu holen. Die Sache war kurz zuvor zu Stande gekommen, ehe Mainhard ſeine römiſche Reiſe endigte, und der Bote, welcher des Pabſts Willensmeynung dem Markgrafen überbringen ſollte, begegnete dem Vertrauten der Markgräfin, als dieſer eben zur Engelsburg einritt.

Während dieſer dort ſeine Geſchäfte klüglich betrieb, erhielt Leopold zu Kalenberg das päbſtliche Breve, das ihm mehrere Gewalt über die unglücklichen Ordensleute gab, als er zu nützen Willens war. Leopold liebte überall nicht

nur Gerechtigkeit ſondern auch Milde, er begnügte ſich, die ſtrafbarer Handlungen unbeſtreitbar Ueberwieſenen aus dem Kloſter zu verbannen, und ſie mit einem mäßigen Zehrgelde ihrem Schickſal zu überlaſſen; die übrigen wurden von den Biſchöffen zu Annahme der Regel des heiligen Benedikts gebracht, und da unter den Verwieſenen ſich leider auch der Abt befunden hatte, ſo bekleidete man, auf das Verlangen des Markgrafen, den Pater Siegwald mit dieſer Würde, einen Mann, der durchgängig einen guten Ruf hatte, und nicht allein bey Leopolden, ſondern ſelbſt bey den Mönchen, zu deren Verdrüßlichkeiten er hatte mitwürken müſſen, in Liebe und gutem Anſehn war.

Agnes verhielt ſich bey der ganzen Sache leidend, weil ſie nicht anders konnte; wir wiſſen, was ihr auf dem Herzen lag, und da ſie die Hebung ihres Kummers nur von den Händen der Geiſtlichkeit erwarten konnte, ſo war es ihr nicht gleichgültig, dieſelbe in irgend einem Geſchlecht ihrer Söhne gekränkt zu ſehen.

Mainhard, ihr Vertrauter, hatte in Rom Schwürigkeiten zu überwinden, denen vielleicht der klügſte Weltmann nicht gewachſen geweſen wär; da er in Rückſicht auf den Verſtand von der Natur nicht vernachläßigt war, und mit dem empfangenen Pfunde zu wuchern wußte, ſo

half er ſich mit ſeinem teutſchen Geradſinn und Redlichkeit überall hindurch, und langte, freylich erſt nach Verlauf eines ganzen Jahrs, wieder auf der markgräflichen Burg an, wo man ihn wohl vermißt, aber ſich gern mit der Meynung befriedigt hatte, ſeine Gönnerin, Frau Agnes, habe ihn an den Hof ihres Bruders geſchickt, ſich daſelbſt ein wenig beſſer zu dem Stande eines fürſtlichen Dieners auszubilden; und ausgebildet war Mainhard würklich, da er wieder erſchien; man kannte in ihm kaum mehr den einfältigen Fiſcherknaben. Jahrelange Beſchäftigung mit den wichtigſten Dingen, jahrelanger Umgang mit den vornehmſten und weiſeſten Männern, die in ihm den Fiſcher nicht ahndeten, weil er Leſen, Schreiben und ein wenig Latein verſtand, könnten eine ſolche Veränderung wohl bewürken.

Mainhard übergab bey der erſten Audienz der Markgräfin ein eigenhändiges Schreiben vom Pabſt, das ihr die volle Gewährung ihrer Bitte, doch nur auf eine Bedingung verſprach; welches dieſelbe war, werden wir aus einem Geſpräch zwiſchen ihr und ihrem Gemahl, wo ſie ſich der Ausdrücke des heiligen Vaters faſt wörtlich bediente, am beſten erfahren.

Leopold ſahe eines Tages mit der ſchönen Agnes kurz nach der Mittagstafel aus den Fen-

ſtern ſeiner Burg auf die Fluthen der vorüberſtrömenden Donau. Agnes war ſtill und traurig, ihre Thränen träufelten, faſt ohne daß ſie es fühlte, über ihre roſigen Wangen in den Strom.

Was weint meine Geliebte? fragte der zärtliche Gemahl.

Ach, mein Herr, antwortete ſie, die Urſach meiner nie verſiegenden Thränen kennt ihr ja, und ſollen ſie ſich nicht vermehren, ſo wie die Möglichkeit ſchwindet, daß ſie je könnten getrocknet werden?

Wie das? meine Traute.

Wir vertreiben die Söhne der Kirche, wir nöthigen dem heiligen Vater grauſame Befehle wider ſie ab, und wir wollen noch hoffen, daß er ſeinen Fluch zurückziehen und uns verſtatten wird, die Pflichten zu erfüllen, die wir ſo lang verſchieben mußten? O St. Afra! St. Afra! wenn wird mir es vergönnt ſeyn, die Aſche meines Vaters deiner Hut zu entnehmen, und ſie zur langen Ruhe bis an den letzten Tag der Welt einzuführen? Agnes weinte ſehr, und der Markgraf voll tiefer Rührung ſchloß ihre Hand in die Seinige.

Sprecht, meine Theure, rief er, was ſoll ich thun, um Eure Wünſche zu befriedigen? Eine neue Geſandſchaft nach Rom? Neue Vorſchläge an den Pabſt? —

O nein, mein Gemahl, ihr wißt, was die erſten fruchteten. Euren Abgeſchickten fehlte es entweder an Ernſt oder an Fähigkeit, meine Angelegenheiten zu treiben. Ich glaube, wenn ich Fiſcher Mainharden nach Rom geſendet hätte, er würde mehr ausgerichtet haben.

Und was fordert meine Agnes denn ſonſt von dem, der ihr nichts verſagen kann?

Höret, was mir dieſe Nacht geträumet hat. Ihr wißt, wie deutungsvoll immer meine Träume waren, und könnt alſo urtheilen, wie wichtig mir derjenige ſeyn muß, den ich Euch jetzt erzählen will: Ich flehte an den Stufen des heiligen Stuhls um die Ruhe der Gebeine meines Vaters. Da antwortete mir der Statthalter Chriſti mit ernſter Stimme: Stehe auf, Agnes, und fordre keine Unmöglichkeit! So lang man die Fehler meiner Söhne noch aus der Tiefe hervorgräbt, um ſie dem Spott der Profanen zur Schau zu ſtellen, ſo lang muß auch der unbeerdigte Leichnam Heinrichs von ſeinen ungebüßten Verbrechen zeugen. So lange die Verbannten jenes Kloſters noch heimlos in der Wildniß umher irren, ſo lange ſchwebe auch der Schatten deines Vaters in bänglicher Ungewißheit um die modernden Gebeine, die keine heilige Erde deckt. Weine nicht, ich weiß, du biſt unſchuldig, aber wie hat dein Gemahl wider

jene Mönche gewütet, die, was ſie verbrachen, längſt durch ſtrenge Büſſungen getilgt haben!'

Gewütet? unterbrach hier Leopold ſeine Gemahlin. Habe ich das? konnte man ſchonender mit überwieſenen Verbrechern handeln als ich?

Dies wars, was auch ich einwenden wollte, verſetzte Agnes, aber ein ſtrafender Blick des heiligen Vaters hieß mich ſchweigen. Herr, ſagte ich endlich mit Zittern, du weißt wohl, daß das, was wir thaten, mit deinem Beyfall, deiner vollen Zuſtimmung geſchah.

Ha! ſprach der Pabſt mit bitterm Lachen, man kann dem Vater wohl die Ruthe entwinden, um ſeine Kinder zu züchtigen, aber gewiß haßt er allemal die Ankläger, und iſt weniger ihnen als jenen Gefallenen zur Verzeihung bereit.

Ihr ſeht, mein Gemahl, wider die Gerechtigkeit dieſer Aeuſſerung ließ ſich viel einwenden, aber — wer darf mit einem Gewaltigen rechten? Ich ſchwieg und fragte am Ende blos, womit wir uns dieſe Verzeihung erwerben könnten?

Ey, das hättet ihr nicht thun ſollen, fiel hier der Markgraf abermals ein, was kann uns unſer Gegner aufbürden, wenn wir uns ſo in ſeine Gewalt hingeben?

Mein Gemahl, rief die ſchmeichelnde Agnes, ich träumte! — Hört nur noch die Forderung des heiligen Vaters, und denkt euch denn meine Wünſche. — Agnes, ſagte der furchtbare dreyfachgekrönte Mann, ein Weg iſt übrig zu Erlangung deines Wunſches, ſchlägſt du dieſen ein, ſo ſchwöre ich dir bey St. Peters Haupt, die Thomkirche zu Speyer ſoll willig ihre Thore öffnen, den Leichnam Kaiſer Heinrichs ihre ehrlichſte Ruheſtelle zu gewähren: Bewege deinen Gemahl zwey Klöſter zu bauen, ſo — —

Zwey Klöſter? unterbrach ſie hier Leopold abermals — Nein, das iſt zu viel! — ſoll ich all meine Schätze leeren, oder meine Unterthanen mit unerträglichen Laſten beſchweren, um — —

Nun ſo gehe hin, arme Agnes! rief die Markgräfin mit gerungenen Händen und gen Himmel ſtrömenden Augen, gehe hin und ſey elend bis an den Tag deines Todes, der ohnedem nicht mehr fern ſeyn wird!

Aber um aller Heiligen willen, meine Theure! ſchrie Leopold, zwey Klöſter zu bauen und zu dotiren, welche Forderung! — Höret mich, wir wollen theilen. Ein Kloſter zu bauen war ich längſt willens, ich gelobte es Gott in meiner

ner letzten Krankheit, und dachte es zum hei⸗ligen Kreuz zu nennen. Holz und Steine lie⸗gen bereits fertig, der Plaz iſt auserſehen und abgemeſſen; gebietet, und man beginnt morgen das Werk!

O mein Traum! mein Traum! ſchluchzte Agnes! — —

Träume, meine Theure, fiel der Mark⸗graf ein, ſind ein luftiges Ding, ein Spiel der Winde, wie dieſer Schleyer, der auf euren ſchö⸗nen Locken woget, und den euch der Sturm jetzt entführen wird.

Er entführt mir ihn nicht! lächelte Ag⸗nes unter den Thränen, drey Demantnadeln hal⸗ten ihn feſt! —

In dieſem Augenblick ſetzte der Wind, der lang ſchon ſein muthwilliges Spiel mit dem Hauptſchmuck der Markgräfin getrieben hatte, noch einmal an, und führte den köſtlichen Schleyer davon, über Strom und Wieſe, über Feld und Wald; eine Wolke von Staub kräuſelte ſich ihm nach, und brachte ihn, der nun dop⸗pelt gekränkten Dame, mit ungewöhnlicher Schnel⸗ligkeit aus dem Geſicht.

Agnes weinte und rang die Hände, nun nicht mehr allein über die verſagte Bitte, ſon⸗dern auch über den geraubten Schmuck, der ihr

als ein Geſchenk ihres erſten Gemahls, theurer war, als alle ihre Kleinode. Es war ein köſtlicher Goldgewürkter Schleyer mit einer Perlenkante; Friedrich von Schwaben hatte ihn bey einer einſamen andächtigen Reiſe nach dem heiligen Lande — (Kreuzzüge *) gab es zu ſeiner Zeit noch nicht) — von einem Perſianer gekauft. Worte der Liebe waren drein gewebt, die Agnes, als in heidniſcher Sprache abgefaßt, zwar nicht leſen konnte, deren Sinn ſie ſich aber ſo rührend dachte, daß ſie ſie nie ohne Thränen um Friedrich anſehen konnte.

Der Jammer der Markgräfin trieb ſie und ihren Gemahl vom Fenſter hinweg. Ueberall wurden Boten ausgeſandt den verlornen Schleyer zu finden, aber einer nach dem andern kam unverrichteter Sachen zurück, und es ſchien, Agnes müſſe ſich in ihren unerſetzlichen Verluſt ergeben.

Meine Gemahlin, ſagte der Markgraf einſt zu ihr, als ſie ſchon gefaßt genug war, um ein ernſtliches Wort über dieſe Dinge anzuhören. Ihr wißt, bey welcher Gelegenheit Euch dieſer Verluſt betraf; ſollte er nicht ein Wink von Himmel ſeyn, euch unmöglicher Wünſche zu

*) Aber ſie waren ihrer Geburt nahe, dieſe Geſchichte trug ſich zu um das Jahr 1080 und 1090, that Godfried von Bouillon den erſten Ritterzug nach Paläſtina.

begeben? Träume, ſagte ich jenesmals zu Euch, ſind ſo ein leichtes Spiel der Winde wie dieſer Schleyer! Im Augenblick faßte der Wind dieſen dächte ich endlich genug beweinten Hauptſchmuck, und entführte ihn. O laßt doch Euren Traum, den ihr Tag und Nacht mir vorhaltet, auch vom Winde verweht seyn. Ein Kloſter iſt Euch verſprochen, und bey Gott, ich halte es Euch, ein zweytes kann ich euch ſo wenig bewilligen, als ihr Euren Schleyer wiederfinden werdet!

Wie? ſchrie Agnes, ſo wenig als ich ihn wiederfände? alſo geſchäh dieſes, ſo —? o mein Gemahl, ſagt dieſes noch einmal, und ihr gebt mir das Leben wieder?

Ja, doch! ja! rief Leopold, dem das Herz matt ward, wie weiland Simſon bey dem Drängen ſeiner Neuvermählten. Findet ihr euren Schleyer wieder, ſo baue ich auf die nehmliche Stelle, da er liegt, ein zweytes Kloſter, das ihr denn meinetwegen das Kloſter zum heiligen Schleyer nennen mögt!

In Leopolds Worten lag eigentlich nichts als volle Ueberzeugung, Agneſens verlorner Schmuck könne nie wiedergefunden werden; woher ihm dieſe Gewißheit kam, iſt uns unbekannt. Sie ſchwankte erſt dann, als er den

Triumph ſeiner Gemahlin über ſein ausgeſprochenes Wort ſah. — Die ſchwärmeriſche Agnes war wie berauſcht, die Erfüllung ihrer beyden liebſten Wünſche, die Wiedererlangung ihres geliebten Schleyers, und die Erbauung des Kloſters, waren jetzt durch Leopolds Worte feſt an einander gebunden; ſie hielt von nun an beyde für Gottes Sache, und glaubte ſich des einen und des andern gewiß. —

Wahrhaftig, ſagte Leopold zu ſich ſelbſt, indem er zum erſtenmahl etwas unwillig von der Seite der Markgräfin aufſtand, man ſollte eigentlich ſich mit dieſer Frau nicht auf ſolche Bedingungen einlaſſen, ſie hat ſo viel Glauben, daß ihr alles glücken muß; die Fiſche des Stroms kehren nach zehn Jahren in ihre Nezze zurück, die Träume flüſtern ihr Mittel zu, den unerbittlichen Biſchoff von Rom zu gewinnen, und was gilts, nun wird ſie auch den Schleyer wiederfinden, und ich werde gehalten ſeyn, zu thun, was ich ſo übereilt verſprochen habe.

Der Markgraf rechnete drauf, daß von nun an, alle Stunden reutende Boten nach allen Gegenden des Himmels abgefertigt werden, daß Preiße für den Finder ausposaunt, alle Heiligen um Wiederfindung des köſtlichen Kleinods beſtochen, Faſttage und Wallfarthen angeſtellt und des Dinges viel getrieben werden würde,

daß er ſich nicht zu faſſen wagte, ungeachtet es ihm im Grunde widrig war, weil es die einförmige Ruhe ſeiner Burg ſtörte, welche er in Friedenszeiten über alles liebte.

Nichts von dem allen, was er gefürchtet hatte, geſchahe. Faſten und Beten mochte wohl Agnes im Stillen, aber ſie trug nichts davon zur Schau, ſondern wußte es mit dem Schleyer frommer Beſcheidenheit zu decken. Am dritten Tage, da ſie ſolche Uebung getrieben hatte, ließ ſie Mainhardten in ihr Kabinet rufen, und redete ihn folgendermaßen an: Du weißt, mein Getreuer, wie weit wir mit unſern Sachen ſind, und unter was für Bedingungen ich den Beytritt meines Gemahls zu den Forderungen erhielt, die du mir vom heiligen Vater aus Rom überbracht haſt. — Ich glaubte geſiegt zu haben, glaubte durch ſtrenge Bußübungen vom Himmel Traum oder Geſicht zu erringen, welches mir die Stelle zeigte, wo mein Schleyer liegt. Ich habe vergebens gerungen und gefleht, der Himmel iſt taub bey meinen Bitten. Ach, ich verdiene nicht das Glück himmliſcher Offenbarungen, weil ich meinen Gemahl mit einem erdichteten Traume täuſchte! Aber alle Heiligen wiſſen es, ich konnte kein anderes Mittel erſinnen, dem Markgrafen das Reſultat unſerer römiſchen Verhandlungen, die ihm verbor-

gen bleiben müſſen, mit guter Art bey zu brin-
gen! — Nun, ich büſſe für den erſten und letzten Betrug meines ſchuldloſen Lebens, ich kann hier nichts wiederrufen, und muß mir zu helfen ſuchen. Auf dich, Mainhard, habe ich in der bewußten Sache mein ganzes Vertrauen geſetzt, da du mir ſchon mehr auſſerordentliche Dienſte gethan haſt. — Gehe hin, ſuche den Schleyer; ſuche ihn ſo lang du willſt, nur komm nicht ohne denſelben zurück; findeſt du ihn, ſo wartet deiner fürſtliche Belohnung; findeſt du ihn nicht, ſo laß mich wenigſtens bis an das Ende meines Lebens, die Hofnung auf die Erfüllung meines heiſſeſten Wunſches nicht verlieren.

Mainhard hatte die lange Rede ſeiner Gebieterin nicht zu unterbrechen gewagt, am Ende erkühnte er ſich um einige Weiſung in ſeinem ſchweren Geſchäft zu bitten. Agnes konnte ihm kein Wort ſagen, das ſeinen Schritten zur Leitung hätte dienen können, und er ging alſo, den gewagten Zug aufs Ungefähr zu beginnen, den in der Romanenwelt und in der würklichen ſo Mancher thut.

Unwillkührlich lenkten ſich zuerſt ſeine Schritte nach jenen Gegenden, die er in ſeinem fröhlichen Fiſcherſtande bewohnt hatte. Mainhard war glücklich an des Markgrafen Hofe, aber

dies hinderte ihn nicht, den frühern Morgen ſeines Lebens für noch glücklicher zu halten, und das Andenken deſſelben oft mit Thränen ſüſſer Wehmuth zu feyern; eine Schwachheit, die, denke ich, uns allen eigen iſt; immer liegt unſer höchſtes Ideal, von Glück in der Vergangenheit oder in der Zukunft, nie in dem gegenwärtigen Augenblicke.

Mainhard hatte nun ſeit faſt zwey Jahren ſeinen Geſellen Urban nicht geſehen, ihn wollte er beſuchen; nicht als ob er von ihm irgend etwas gehoft hätte, das ihm bey ſeinem abentheuerlichen Zuge hätte nützlich ſeyn können, ſondern blos um in einem Leben, das bisher ganz dem Dienſt anderer geweiht geweſen war, ſeinem Herzen auch einmal ein Feſt zu geben, das Feſt der Freundſchaft und Wiedererinnerung.

Mainhard fand ſeinen Freund in blühendem Wohlſtande; die Goldſtücke des Markgrafen, die er aus der Hand ſeines großmüthigen Gefärthen erhielt, hatten ihn zum reichſten Fiſcher der ganzen Gegend gemacht. Kähne und Netze gab es jetzt hier im Ueberfluß, alles was der junge Mann ſich ehemals als unerreichbare Schätze gedacht hatte, war ſein; dazu lächelte ihm ein blühendes Weib, und in der Wiege zween Knaben an ei-

nem Tage geboren; brauchte man etwas mehr, um das Glück des goldnen Alters zu genieſſen?

Urban empfing Mainharden als den Schöpfer ſeiner Glückſeligkeit, er bewirthete ihn, wie weiland die Patriarchen Engel bewirtheten, und am Ende der Mahlzeit, die ſeinen Begriffen nach, welche immer der frommen Einfalt treu blieben, wohl ſchwelgeriſch zu nennen war, ſetzte er ihm ein ziemliches Säcklein mit Gelde vor, das er ſein Eigenthum nannte.

Als du mich jenesmal, ſagte er zu Mainharden, auf dem Schloſſe des Markgrafen zum Bewahrer alles deſſen machteſt, was er dir geſchenkt hatte, war es doch wohl deine Meynung, denn ich kenne deine Güte, die immer brüderlich mit mir theilte, daß ich die Hälfte davon als mein Eigenthum anſehen ſollte. Daß ich es gethan habe, zeigt dir der Wohlſtand, in welchem du mich ſiehſt; die andre Hälfte findeſt du hier für dich aufgehoben. Von jedem beträchtlichen Gewinn, den ich durch deine Güte von meiner Hälfte zog, legte ich ein ehrliches, nachdem es meine Hand vermochte, zu dem Deinigen, und ſiehe, dadurch iſt es ſo ziemlich angewachſen, und der Beutel hört noch nicht auf, zu ſchwellen. Nimm das jetzt, und lege es klüglich an, zu Erneuerung deines Gewerbes; denn ich hoffe doch wohl, mein Bruder, daß du darum das Schloß verlaſſen haſt, um dei-

ne väterliche Hütte wieder zu beziehn und unter uns zu leben. Ich habe ſie fein in baulichem Weſen erhalten, und in dem Garten habe ich junge Bäume geſetzt, die du in voller Blüthe findeſt, ich hoffe, es wird dir in deinem Eigenthum gefallen, aber noch beſſer, — dies ſagte Urban ſeinem Freunde ſchalkhaft ins Ohr, — noch beſſer, wenn du deine Einſamkeit mit einer Gehülfin theilſt. — O ich weiß eine! Die ſchönſte Dirne am ganzen Donauſtrande! Du nimmſt ſie noch vor Frühjahrs Ende, wir machen nur eine Familie aus, und meine Söhne werden einſt die Männer deiner Töchter.

Mainhard ſeufzte tief auf dieſe Rede ſeines geſchwätzigen Freundes. Ach, guter Urban, rief er, fern iſt noch die Ruhe von mir, die du mir gönneſt. Was aber das Geld anbelangt, ſo iſt es nicht mein; laß den Beutel immer ſchwellen, aber nur zum Beſten deiner Söhne, ſie mögen es als vorläufige Morgengabe von meinen Töchtern anſehn. — Die Hütte magſt du mir aufheben, ſie iſt das Erbtheil von meinem Vater, ich darf ſie nicht von der Hand ſchlagen, doch ſey ihre ganze Nutzung dein.

Urbans junges Weib ſagte mit muthwilligem Lachen, es ſey nicht anders als ob Mainhard ſein Teſtament mache, welches zu ſeinen roſenfarbnen Wangen artig laſſe. Aber Mainhard ſchwieg

und ſeufzte, denn ihn bekümmerte nicht allein der zweifelhafte Erfolg ſeiner Farth, ſondern auch die Unmöglichkeit, all das Gute zu genieſſen, das man ihm hier anbot, und das ſeinem unverdorbenen Herzen lockender dünkte, als alle Herrlichkeiten, die er in Rom und auf dem Schloſſe des Markgrafen geſehn hatte. —

Urban hatte der Fragen viel über Mainhards bisheriges Ergehen, aber dieſer war nicht der Mann, mit Gunſtbezeugungen oder Geſchäften zu prahlen, auch waren ihm ſeine ehemaligen Fiſcherregeln noch unvergeſſen, und es blieb alſo bey allgemeinen Antworten.

Hingegen lenkte er das Geſpräch mit Behutſamkeit auf die ehemaligen Chorherrn, und Urban war nicht in Abrede, zu Anfang ſeiner Einrichtung, einige rächende Tücke von ihnen erfahren zu haben, die Mainhard, wär er gegenwärtig geweſen, wohl noch beſſer gefühlt haben würde. Seit Siegwald Abt geworden war, und ſeine Conventualen unter eine ſtrengere Regel gebeugt hatte, war, wie Urban ſagte, Fried und Ruhe wiedergekehrt; er habe an den Mönchen hochgewogne Herrn, und verſorge das Kloſter, das er fleißig beſuchte, ganz allein mit Fiſchwerk.

Sage mir, fiel hier Mainhard nach einigem Nachdenken ein, ſage mir, da du das Klo-

ſter ſo fleißig beſucheſt, was macht mein alter Lehrer, der mich in Leſen, Schreiben und Latein unterwies, und mir jene drey Regeln gab, deren du dich wohl noch erinnern wirſt.

Den Pater Andreas meynſt du? war die Antwort. Ach Mainhard, entweder er hat ſeine drey Regeln ſelbſt nicht beobachtet, oder ſie ſind nur für Fiſcher nicht für Mönche tauglich geweſen. Der Arme! bey dem ſchuldloſeſten Wandel, bey den beſten Zeugniſſen, iſt er doch mit unter der Zahl der Verbannten geweſen, und weder Abt Siegwald noch der Markgraf haben ihn retten können.

Mainhard fragte mit kummervollem Erſtaunen, wie das möglich ſey? und Urban erzählte eine lange Geſchichte, von welcher nichts hieher gehört, als das Ende, die Verſicherung, daß er wiſſe, wo ſich der gröſte Theil der Vertriebenen aufhalte, und daß er in der Ueberzeugung, wie wohl mehr als ein Pater Andreas unter ihnen seyn könne, und wie man den Uebrigen als Büſſenden vergeben müſſe, alle Wochen einen Tag, eine heimliche Reiſe zu ihnen thue, um ſie mit Brod und den beſten von ſeinem Fiſchfang zu verſorgen. Dieſer Tag, ſetzte er hinzu, iſt allemal ihr Feſttag, an den Uebrigen eſſen ſie nichts als Kräuter und Wurzeln. Die guten Herrn büſſen gar ſtreng, und es wär wohl

Zeit, daß ſich Gott ihrer erbarmte, und ihnen wieder eine Heimath gäbe.

Mainhards dankbares Herz floß bey Erwähnung von dem Elend des Mannes, dem er alles ſchuldig war, in Thränen über. O heiliger Vater, ſagte er bey ſich ſelbſt, wohl recht haſt du über die Verſtoſſung deiner Söhne zu zürnen, wenn es unter ihnen Heilige giebt wie Pater Andreas! Wohl recht habe ich Urſach, den Auftrag der Markgräfin mit Ernſt zu treiben, da das Glück ſolcher Männer davon abhängt! o, daß ich eine Stunde verſäumte, meinen Zug nach dem Schleyer anzutreten, auf welchem hier alles ankommt! — Aber wo werd' ich ihn finden? Muß es nicht ein Wunder ſeyn, das mir ihn anweiſt?

Mainhard hatte der Freundſchaft nur einen einzigen Tag geſchenkt, er dachte an Pater Andreas, und entſchloß ſich endlich, der Dankbarkeit gegen ihn auch einen Tag zu weihen. Wohlthun ſprach er zu ſich ſelbſt, ſäumt nicht; es iſt Pflicht, dieſen Mann in ſeinem Elende heimzuſuchen; überdies liegt der Wald, in welchem die büſſenden Einſiedler wohnen, nicht weit von dem Wege ab, den ich mir vorerſt zu nehmen vorgeſetzt habe.

Urban ward mit dem Entſchluß ſeines Freundes bekannt gemacht, und da es ohnedem

morgen der Tag des Wohlthuns war, da er die vertriebenen Mönche mit einigen wohlbeladenen Eſeln zu beſuchen pflegte, ſo konnte man den Zug gemeinſchaftlich unternehmen, und auf dieſe Art, der Zeit der Trennung noch einige Stunden abſtehlen.

Man machte ſich noch am nehmlichen Abend auf den Weg, um des Morgens zeitig an Ort und Stelle zu ſeyn. Der Pfad der Wanderer trug ſie über das Mordfeld, ſie legten ihn ſchweigend zurück und beteten, um andre Gedanken abzuwehren, im Stillen für die Ruhe der Seelen derer, die hier bluteten. Mit anbrechendem Tage waren ſie im Walde. Der Weg krümmte ſich labyrinthiſch zwiſchen hohen Bäumen und niedrigen Geſträuchen hindurch, bis ſie an einen groſſen freyen Platz kamen, auf welchem ſich, wie Urban ſagte, die Einſiedler täglich zum Gebet zu verſammeln pflegten, und wo ſie auch die Beſuche der wenigen guten Seelen annähmen, die ſich zu Zeiten hier einfänden, ihnen einige Erquickung zu reichen, denn, ſagte Urban, ſie wohnen einzeln in den verſchiedenen Gegenden des Waldes, um ihre geheimen Büſſungen deſto beſſer abwarten zu können, die zu ſtrenge ſind, als daß ſie ſich gern bey denſelben ſollten belauſchen laſſen.

Die beyden Freunde lagerten ſich am Eingang des Verſammlungsortes, und ſahen die Ein-

ſiedler nach und nach zum Morgengebete erſchei- nen; bleiche abgezehrte Geſtalten, mit den Zügen des Grames und des Elends auf dem abgehärm- ten Geſicht, nicht alle edel genug gebildet um Ehr- furcht zu erregen, aber doch alle wahre Gegenſtän- de des Mitleids. Es war ein rührender Anblick, wie ſie ſich vor dem Angeſicht des Himmels in den Staub warfen, und zum Anfang ihrer Andacht das Miſerere mei anſtimmten; die übrigen Theile ihres Gottesdienſtes waren eben ſo erbaulich, und die beyden frommen Fiſcher vereinigten aus gan- zer Seele ihr Gebet mit dem ihrigen. Mainhard ſchaltete allerley Wünſche mit ein, die wahrhaf- tig mehr das Wohl anderer, als ſein eigenes zum Gegenſtande hatten.

Noch hatte er den Mann, um deſſen willen er vornehmlich hieher gekommen war, nicht geſe- hen, jetzt nach Endigung des Gebets, erblickte er ihn unter einer Gruppe von andern, gegen welche ſein edles freundliches heiteres Geſicht wunderbar abſtach. Er war nicht ſonderlich bleich und ab- gezehrt. Gram war fern von ſeiner philoſophi- ſchen Seele, und zu auſſerordentlichen Kaſteyun- gen hatte der, welcher nichts verſchuldete, wenig Urſach. — Mainhard nahte ſich ihm mit Ehr- furcht und nannte ihm ſeinen Namen, der ehr- würdige Greis empfing ihn freundlich, und nahm

ihn, als ſich die andern zerſtreuten, und er ſich mit Urban geletzt hatte, in ſeine Zelle.

So iſts denn alſo würklich wahr, ſagte er, als er ihn mit Honig, Brod und Früchten gelabt hatte, ſo iſts denn würklich wahr, daß ich meinen alten Schüler wieder ſehe? O unter tauſenden hätte ich dich gekannt! Warum mußteſt du mir deinen Namen nennen? — In der That, ich wollte, du hätteſt es nicht gethan; mehrere hörten ihn, und er war eigentlich nur mir allein Noth zu wiſſen.

Mainhards ſcharfer Verſtand durchdrang ſo gleich den Sinn dieſer Worte, das zeigte die Frage, die er an den Pater Andreas richtete: — Hält man mich hier auch für einen Miturſacher des Unglücks, das jene Mönche zu Verbannten machte? fragte er — Gott weiß wie unſchuldig ich bin, gleichwohl liegt mir das Elend dieſer frommen Büſſenden ſchwer auf dem Herzen, und ich hoffe, Gott wird mein Gebet erhören, und mich etwas zu ihrer Wiederaufnahme beytragen laſſen.

Wie verſtehſt du das? fragte der Mönch, der in Mainhards Worten etwas auſſerordentliches fand. — Mainhard ſchwieg, denn er dachte an ſeine Regeln. Doch Andreas war es, der ſie ihm gegeben hatte, er war es, der durch dieſelben ſeinen Mund zu löblicher Verſchwie-

genheit verſchloß, und er konnte den Schlüſſel leicht finden. Ehe noch die Nacht herankam, wußte er ſeines Schülers ganze Geſchichte, die ihm zwar in allen ihren Theilen merkwürdig vorkam, deren Ende aber ihn vorzüglich zu intereſſiren ſchien.

Er ließ ſich die Geſchichte von dem Verluſt des Schleyers, und den groſſen Dingen, die an ſeine Wiederfindung gebunden waren, mehr als einmal erzählen, fragte, machte Einwürfe, erhielt Erläuterungen, ward unruhig, ging einigemal in der Zelle auf und ab, und ſetzte ſich wieder an ſeines Schülers Seite.

Mainhard, ſagte er, daß ich den köſtlichen Schleyer der Markgräfin, der den verbannten Söhnen der Kirche ſo groſſes Heil bringen ſoll, nicht habe, wirſt du mir wohl auf meine Verſicherung glauben, aber eben ſo feſt glaube mir: Er wird ſich wiederfinden, wiederfinden in kurzem; wie und auf was für Art, das iſt mir zur Zeit noch ſelbſt verborgen, doch denke ich, morgen werde ich dir mehr davon ſagen können. Gehe jetzt und lege dich ſchlafen, befiehl den Entzweck deiner Reiſe Gott und St. Auguſtin, ſie, die dich ſo wunderbar hieher leiteten, werden weiter helfen.

Main-

Mainhard ſah ſeinen Lehrer mit ſtarren Augen an. Das Ende ſeiner abentheuerlichen Farth gleich im Anfang derſelben zu finden, war eine Sache, die ihm ſchier unmöglich dünkte, gleichwohl war ſo etwas zuverſichtliches in den Verheiſſungen des Alten, daß er nicht wußte was er denken ſollte. Andreas, der den Scharfſinn ſeines Schülers kannte, und bey aller ſeiner Redlichkeit doch Mönch genug war, um ſich ungern von einem Layen ganz durchſchauen zu laſſen, unterhielt ihn, vielleicht um ſeine Muthmaſſungen irre zu leiten, noch eine halbe Stunde, von dem Divinationsvermögen, das Manchem verliehen ſey, von der Wunderkraft des Gebets, von göttlichen Offenbarungen und dergleichen, fragte noch einmal, ob er glaube, daß es dem Markgrafen mit der Erbauung des Kloſters Ernſt ſey, und entließ ihn denn zu ſeiner Schlafſtätte.

Der junge Menſch hatte den Kopf zu voll von Gedanken, als daß er hätte ein Auge ſchlieſſen können, er wachte bis lang nach Mitternacht, und ohngefähr um dieſe Zeit war es, da er den Eremiten leiſe aufſtehn und ſeine Hütte verlaſſen hörte. — Was er bey ſpäter Nacht in dem wilden Walde machen wollte, das beſchäftigte ihn noch einige Zeit, drauf ſchlief er

ein, und als er des Morgens erwachte, ſah er den Nachtwandler nicht weit von ſich auf ſeiner härnen Decke ſo feſt ſchlafen, als eigentlich kein Einſiedler nach Sonnenaufgang ſchlafen ſollte.

Beyde erhuben ſich, Mainhard, der ſich die Taub- und Stummheit der Fiſche wieder in den Sinn genommen hatte, erwehnte nichts von dem, was er dieſe Nacht gehört hatte und was er vielleicht davon dachte; auch Andreas ſchwieg, man eilte zum Gebet und von da zum ſparſamen Frühſtück.

Mainhard, ſagte der Mönch am Ende deſſelben, die Sonne ſteht bereits hoch, und es iſt Zeit, daß ich dich entlaſſe. Wiſſe, daß ich über den Entzweck deiner Reiſe dieſe Nacht wichtige Aufſchlüſſe erhalten habe: Reiſe unverzüglich zurück gen Kalenberg zu der Markgräfin, deiner gnädigen Frau, und ſage ihr: Wenn ihr Herr, der Markgraf, den Tag nachher, da der Mond das nächſtemahl voll wird, in dieſem Walde jagt und ihn zum Leiter ſeiner Schritte wählt, ſo wird er finden was ſie wünſcht, doch daß er halte was er gelobte; ſie iſt Bürgin für das was er geredet hat, wird er wortbrüchig, ſo wird es Gott an ihr rächen.

Heiliger Vater, fiel Mainhard ein, meine Gebieterin band mir ernſtlich ein, ihr ohne den

wiedergefundenen Schleyer nicht vor die Augen zu kommen, wie wollt ihr, daß ich ihr Gebot übertrete, und ſtatt der Sache ſelbſt ihr bloſſe Hofnung bringe.

Thue, was ich dir ſage, entgegnete der Mönch, und wenn dir das Wohl der Kirche, die Wünſche deiner Fürſtin und dein eignes Glück am Herzen liegen, ſo leite die Sache, die dir aufgetragen iſt, klüglich. Es könnte nicht ſchaden, wenn du den Markgrafen auf der Jagd in dieſem Walde begleiteteſt, du kennſt jetzt ſeine verſchlungenen Pfäde, und könnteſt deinen Herrn vor Verirrung ſchützen.

Mainhard ſchied von ſeinem alten Lehrer auf baldiges Wiederſehn. Ich hoffe, ſagte Andreas, daß du mich hier wieder beſuchen wirſt, doch rechne nicht darauf, am Tage der Jagd mich oder einen meiner Gefärthen zu ſehen, wir verlegen von heute an unſere Wohnung in andere Gegenden.

Der junge Menſch wußte ſchlechterdings nicht, was er von dieſen Dingen halten ſollte. Er zwang ſich aus Ehrfurcht gegen ſeinen alten Lehrer, ſeine Worte für Folgen einer göttlichen Offenbarung zu halten, aber in einem Winkel ſeines Herzens ſaß eine Muthmaßung, die ganz anders lautete. Der Wind konnte ja Ag-

neſens köſtlichen Schleyer zugeführt, ſeine Perlenkante, ſeine Demantnadeln konnten ihn ja den verarmten Mönchen zu einem erwünſchten Fund gemacht haben, der ſich zu einem Fond für die Zukunft ſchickte. Die Eignerin war ihnen unbekannt, von den Nachforſchungen nach dem verlornen Schmuck war gewiß nichts in dieſen wilden Wald gedrungen, ſie waren zu entſchuldigen, daß ſie ſich als Eigenthümer deſſen anſahen, was ihnen das Glück zuwehte, und was ſie vielleicht für einen vom Himmel gefallenen Hauptſchmuck irgend einer Heiligen hielten; eben ſo ſehr zu entſchuldigen waren ſie, daß ſie nun, da ſie die Eigenthümerin ihres Fundes kannten, ihn nur auf die frommen Bedingungen herausgeben wollten, die man ſich ſelbſt gemacht hatte. Wie dieſe Herausgabe geſchehen ſollte, war noch eine räthſelhafte Aufgabe für den Muthmaſſer, doch man hatte nicht zu ſorgen, daß ſich ſchlaue Mönche auch hier mit Ehren aus der Sache wikkeln würden.

Dieſes waren die Gedanken, die dem klugen Mainhard, aber bey weitem nicht ſo deutlich wie wir ſie hier aus einander geſetzt haben, vorſchwebten. Nur wie Schatten gingen ſie vor ihm über, und es fehlte ihm an Muth, ſie näher zu beleuchten und in eine gewiſſe

Ordnung zu bringen. Die Ungewißheit, in welcher er auf dieſe Art blieb, gab ihm ein Recht, der Markgräfin nichts von ſeinen flüchtigen Ideen zu ſagen, und die belobte Verſchwiegenheit in bedenklichen Sachen verſiegelte auch hier ſeine Lippen.

Er legte ſeinen Weg, als er ſich von dem Eremiten trennte, der ihn eine kleine Strecke begleitet hatte, in kurzer Zeit zurück; er erſtieg den Leopoldsberg, und trat zur Zeit der Dämmerung in das Schloß ein. Unverzüglich ließ er ſich bey der Markgräfin durch eine vertraute Zofe melden, die ſchier um all ihre Geheimniſſe wußte. Frau Agnes wurde von keinem kleinen Schrecken befallen, als ſie ihren Boten ſo bald wieder ſah, und doch die verabredete Bedingung der Wiederkunft nicht in ſeinen Händen ſah. Doch die Sache war bald ins klare geſetzt, Mainhards Friede gemacht, und die Dame mit den ſüſſeſten Hofnungen erfüllt.

Mainhard hatte die Geſchichte ſeiner Expedition ſo plan erzählt als er konnte, ſeine Redlichkeit verbot ihm, Dinge hinein zu legen, die nicht darin lagen, ſo wie ihm zugleich die Klugheit unterſagte, alles kund zu geben, was er davon dachte. Aber die fromme Agnes ſahe von ſelbſt überall Wunder. Die Wiederfindung des Schleyers war ihr jetzt ſo gewiß als ihr Leben.

der Mann, der ſie ihr vorherſagen ließ, war in ihren Augen nichts minderes als ein Prophet, ſie floß gegen ihn in heilig dankbaren Empfindungen über, und beſtimmte ihn zum Abte des Kloſters, das ſie ſchon im Geiſt emporſteigen ſah.

Kaum konnte ſie den Tag erwarten, der ihr ihren Schmuck, Kaiſer Heinrichen ein Grab, und den verbannten Mönchen eine Heimath gewähren ſollte. Die Zeit des Mondswechſels ward pünktlich ausgerechnet. Den Markgrafen, welcher täglich dem Waidwerk oblag, zur benannten Zeit zu einer Jagd zu bereden, war ſehr leicht, ſo wie auch der Vorſchlag, dieſesmal in dem Niwenburger Walde zu jagen, den man ſehr künſtlich durch die dritte vierte Hand zu veranſtalten wußte, ſogleich Gehör fand.

Mainhard, ſchon längſt unter dem Jagdgefolge des Markgrafen keiner von den letzten, fehlte auch dieſesmahl nicht. Agneſen klopfte das Herz, als ihr Gemahl kurz vorher, ehe er ſich aufs Pferd ſchwang, noch einmal in ihr Zimmer kam, ſie zu umarmen. Sie entließ ihn mit den Worten, die ſie täglich zu ihm ſagte, wenn er von ihr ſchied, und die ihm alſo auch heute nicht auffielen, ungeachtet ſie mit beſonderm Nachdruck geſagt wurden: Ziehet hin, mein Trauter, ſagte die Markgräfin beym letzten Kuß, ziehet hin, und wenn ihr mei-

nen Schleyer findet, ſo ſeyd eures Verſprechens eingedenk.

Leopold beantwortete dieſes wie allemal mit Lachen, aber Frau Agnes hatte nicht ſobald den letzten der Jäger am Horizont verſchwinden geſehen, als ſie vom hohen Söller in ihr Kämmerlein eilte, den Tag mit Faſten und Gebet hinzubringen. Nun oder niemals! dachte ſie. Täuſcht mich heute das Wort des Propheten im Walde, ſo gebe ich alles auf!

Die Stunden flohen und ſchlichen; es ward Nacht, es ward ſchier wieder Morgen; der Markgraf kam nicht zurück. Agneſens Lämpchen glimmte dunkel im einſamen Gemach, ſie war über dem bänglichen Warten eingeſchlummert. — Da ertönte es von weitem wie Trompetenſchall. — Sie fuhr auf über den kriegeriſchen Ton, aber die treue Zofe meynte, dies ſey der Ton der Freude, und nöthigte ihre Dame ans Fenſter zu treten.

Der Mond beglänzte die ganze Ebene mit ſilbernem Licht. Der fröhliche Schall der Trompeten nahte ſich immer mehr. Eine kleine Schaar, die um den Hügel hinumkam, ward jetzt ſichtbar. O, ſchrie die Markgräfin mit zuſammengeſchlagenen Händen, es iſt mein Gemahl! mein Schickſal iſt entſchieden! — Aber ſiehe, was iſt das für ein Reuter, der voraus-

eilt? was ſchimmert ſo hell in ſeiner Rechten? Leicht und ätheriſch fleucht es dahin, wie ein von Mond beglänztes Luftgewölk. Mainhard! Mainhard! was bringſt du? Trügen mich meine Augen, oder ſehe ich meinen Schleyer in deiner Hand?

Ja, gnädige Frau, ſchrie Mainhard, der jetzt zum Zimmer hereinſtürzte, er iſts! es iſt der theure verlorne Schleyer! Euer Gemahl ſchickt mich voraus mit demſelben, Euch Glück zu wünſchen, und Euch in ſeinem Namen der gewiſſen Erfüllung des Verſprechens zu verſichern, das er an dieſen Fund gebunden hat.

O Gott, rief Agnes, indem ſie den Schleyer küßte, welcher Engel, welcher Heilige war es, durch den du dieſes Unterpfand meines Glücks in die Hände meines Leopolds liefertest!

Weder Engel noch Heiliger, erwiederte der Fiſcher. Der Abend beſchlich uns, der Mond ging auf. Ich war allein bey meinem Herrn, er war müde, und ich wußte eine Stelle im Walde, wo ſichs gut ruhen ließ; ein groſſer freyer Platz, auf welchem ein Bächlein quillt, rings um mit niedrigem Geſträuch umgeben, nahm uns auf. Dort wars, dort wehte das güldne Gewebe von der Höhe eines Baums herab, wohin es, wie mein Herr der Markgraf meyn-

te, nur der Hauch des Windes, oder eine höhere Macht geführt haben konnte.

Ja, ſo iſts! fiel Leopold ein, der jetzt eben auch mit ſeinen Leuten herein trat. Ich glaubte zu träumen, da der Schimmer des Monds mir den verlorengegebenen Fund ſichtbar machte, Mainhard förderte ihn mit Lebensgefahr herab, und ihm gebührt wohl eine ſtattliche Verehrung von Eurer Hand, für die Freude, die er Euch machte.

Und was gebührt denn Euch, mein Theurer! rief Agnes, indem ſie ſich an den Buſen ihres Leopolds ſchmiegte? Euch, dem Schöpfer all meiner Freuden, dem Erfüller all meiner Wünſche?

Mainhard entfernte ſich mit dem Gefolge und ließ das fürſtliche Paar allein. Gleich des andern Morgens ward Anſtalt gemacht, das Verſprechen zu erfüllen, das ſich Leopold, der hier Gottes Finger zu ſehen glaubte, nicht mehr abnöthigen ließ. Der Platz im Walde, da man den Schleyer gefunden hatte, ward nicht ungeſchickt zum Kloſterbau erkannt; die Bäume rund umher mußten noch ein wenig zurück weichen, um den künftigen Bewohnern der heiligen Mauern Platz zu machen. Dieſe Mauern ſtiegen ſchnell empor, und wölbten ſich zum ſchönen Gebäude, das man lange Zeit Kloſter Neu-

burg im Walde nannte, bis die Bäume rings um ausſtarben, und die Gegend bis zur Donau zur freyen Ebene machten. Als der feſte Bau fertig war, Bewohner einzunehmen, bat Frau Agnes für die verbannten Chorherrn; ſie hatten ihre Wohnung im Walde geändert, aber ſie nicht ſo weit verlegt, daß man ſie nicht hätte finden ſollen. Sie zogen ein, und wurden unter St. Auguſtius Regel, die erſten Mönche von Kloſter Neuburg, theils Heilige durch Unglück zu dem gemacht, was ſie nun waren, theils gleich dem Pater Andreas, der ihr Abt ward, Unſchuldige von dem allgemeinen Strom des Verderbens mit in den Untergang geriſſen, den ſie nicht verdient hatten, und dem ſie nun mit ſolchem Triumphe entgingen.

Der Bau des Kloſters zum heiligen Kreuz, hielt mit dieſem gleichen Schritt, an dem Tage da beyde geendigt waren, thaten ſich die Thore der Domkirche zu Speyer auf, den unbeerdigten Leichnam Kaiſer Heinrichs in die Gruft aufzunehmen, wo nachher noch mancher Kaiſer ſchlummern ſollte. Sein Schatten ſchwebte von nun an nicht mehr um das Lager der Markgräfin von Oeſterreich, und ihre Thränen vertrockneten.

Womit ſoll ich dir endlich lohnen? ſagte Agnes zu Mainhard, als alles hinausgeführt

war, was ſie durch ihn hinausführen wollte. Du weißt, wie viel ich dir danke, du weißt auch, daß ich dir nichts verſagen kann, das zu deinem Glück nöthig iſt.

Wär dieſe Frage einige Jahre früher an Mainhard ergangen, er würde um Ruhe im ſtillen Thal an der Seite ſeines Freundes Urban gebeten haben. Jetzt lehrte ihn eine Neigung, die er damals noch nicht kannte, anders ſprechen. Er hatte eine junge Edeldirne aus den Jungfrauen der Markgräfin liebgewonnen, und wußte wohl, daß er ſich der Hand des Fräuleins nur durch ritterliche Thaten würdig machen konnte. Gelegenheit zu dieſen war es, warum er bat. Der Markgraf rüſtete ſich eben damals zum Heerszug wider König Stephan von Ungarn; Mainhard durfte ihn begleiten, und erkämpfte ſich dort das Ritterſchwerd, das ihm bey ſeiner Wiederkunft die Erlangung ſeiner Geliebten leicht machte.

Mainhard und Jutta, Agnes und Leopold führten ihr Leben heiliglich bis an den Tag ihres Todes. Die Markgräfin vermachte dem Kloſter Neuburg ihren Schleyer, und der Markgraf ſeine Gebeine. Als nach mehr als dreyhundert Jahren, Kaiſer Maximilian der erſte, die Geſchichte ſeines frommen Anherrn umſtänd-

lich erzählen hörte, da gewann er eine beſondere Andacht zu ihm, ließ ihn kanoniſiren, und baute ihm ein prächtiges Grab, welches noch zu ſehen iſt bis auf dieſen Tag. Auch verdiente St. Leopold, der Vater ſeines Volks, das er vierzig Jahre in Frieden regierte, die Glorie, mit welcher ſein Urenkel ſeinen Schatten beehrte, wohl mehr als irgend einer, der dieſe Ehre erhielt.

LB Coburg

Die weiße Frau.

Auf dem Schloſſe Neuhaus in Böhmen lebte zu Ende des ſechzehenden Jahrhunderts, oder zu Anfange des ſiebzehenden, ein alter reicher Baron, dermahlen einiger Beſitzer der roſenbergiſchen Güter, in welche ſich nach ſeinem Tode eine Menge von Enkeln und Urenkeln, Vettern und Schwägern theilen ſollten, die zum Theil nicht ſonders bemittelt waren. Dem ohngeachtet rechnete ihrer keiner auf das Ableben des alten Herrn, denn der Baron liebte die ganze Sippſchaft, als wenn ſie alle ſeine Kinder geweſen wären, und ward hinwiederum von ihnen wie ein Vater geliebt. — Es war ſeit zwanzig Jahren, ſo lang er Wittwer war, Herkommens bey ihm, daß allemal um Oſterzeit ſich alle Neuhauſe und Roſenberge mit ihren Kindern auf ſeinem Schloſſe verſammelten, um daſelbſt drey bis vier fröhliche Wochen zu verleben und denn wohl beſchenkt von dannen zu ziehn. Die alte Burg war weit genug ſie zu faſſen, und Baron Mathias reich genug ſie zu bewirthen und zu begaben.

Herr Mathias war ein munterer jovialiſcher Herr, der noch in den achtzigen die Freude liebte, und ſie gern an ſeinen Kindern ſah,

das wußten ſie, und jedes fröhliche Feſt, das in der Familie vorfiel, wurde auf die Oſterzeit verſpart, um zu Schloß Neuhaus, unter den Augen des gemeinſchaftlichen Vaters gefeyert zu werden. Binnen dieſer Zeit geborne Kinder wurden bey dem groſſen Familienbeſuch dem guten Greis zuerſt vorgeſtellt. Jünglinge, die vom Heer kamen oder zum Heer zogen (— denn alles trug Waffen, was unter den Männern den Familiennamen führte) — wurden unter des Barons Augen feyerlich bewillkommt und entlaſſen, auch manche Verlobung und Hochzeitfeſt wurde gefeyert, denn unter den jungen Vettern und Muhmen gab es immer Liebesbündniſſe, und viele derſelben ſchrieben ſich eben von dem Oſterbeſuch her, da oft Jünglinge und Mädchen von der Familie ſich zu ſehen bekamen, die einander ſonſt nirgend unter ſo günſtigen Umſtänden getroffen haben würden.

Der alte Herr ſah es ungemein gern, wenn die jungen Zweige ſeines Stammes ſich wieder mit einander verflochten, doch war er auch kein Feind anderweitiger Verbindungen. Trug ein Männlein oder Fräulein ſeines Hauſes Neigung zu einem würdigen Gegenſtand, auſſer den Gränzen der Familie, ſo war der fremde Einkömmling herzlich willkommen; er brauchte weder groſſe Güter zu haben, noch hatte er eine all=

zuſtrenge Ahnenprobe auszuſtehen. Bey den Frauen war Sittſamkeit und Tugend, und bey den Männern Edelmuth und Tapferkeit hinlängliche Empfehlung in den Augen des Barons, und oft, gar oft wurde von dem Gericht der ſtrengern Väter und Mütter an ihn appellirt; ein Schritt, der nie ohne gute Folgen war.

Ein junges Fräulein, Namens Bertha von Neuhaus, befand ſich dieſesmal in einem ſolchen Falle. Sie war dem alten Herrn nur im dritten Grade verwandt, aber ihm wohl ſo lieb als ſeine leiblichen Enkel und Urenkel. Nicht ſowohl perſönliche Vorzüge gaben der blonden Bertha dieſen Vorzug, ungeachtet ſie ein recht gutes ſchönes Mädchen war, ſondern ein ganz kleiner Umſtand, zu dem ſie eigentlich nichts beygetragen, für welchen ſie nur ihrem Glück zu danken hatte.

Ihre Mutter hatte vor ſiebzehn Jahren den klugen Einfall gehabt, ihr Wochenbette gerade um Oſterzeit, in den Tagen des Familienbeſuchs, zu Schloß Neuhaus aufzuſchlagen. Ein ſolches Feſt war in den Mauern des alten Herrn ſeit der Geburt ſeiner eigenen Kinder nicht erhört werden. Nichts war mit ſeiner Freude und Geſchäftigkeit zu vergleichen, er ſetzte ſich in ſeine beſſern Jahre zurück, wollte, da er des Kindleins Vater nicht war, wenigſtens

ſeine Pathe werden, und ſchwur, wenn es ein Knabe wär, es den Kindern ſeiner Söhne gleich zu erziehen. — Leider war es nur ein Fräulein, und der vortheilhafte Schwur ging verloren, doch war auch ſie ihm lieb und werth, das zeigte ſchon der Name Bertha, den er ihr gab; eine Benennung, die in dieſer Familie von Alters her eine ſonderbar heilige Deutung gehabt hatte.

Dieſe kleine Bertha, Baron Mathias Pathe und Liebling, war jetzt, wie geſagt, ſiebzehn Jahr, und wollte ſich verheyrathen; ihre Wahl — doch ein Fräulein ohne Mittel und ohne mächtig hervorſtechende Reize, hat nicht viel zu wählen, alſo, ihre Liebe war gefallen auf Herr Petern von Wock, einen ganz neuen Edelmann, der ſich ſeinen Adel erſt in dem kürzlich geendigten Religionskriege erkämpft hatte, und der von Seiten des Vermögens ſo ſehr hinter den Wünſchen der Eltern Berthens zurückſtand, als von Seiten der Herkunft. Der junge Offizier, der ſeine Gewählte innig liebte, beſaß nichts als ein kleines Gut an der böhmiſchen Gränze, das ihn allenfalls fähig machte, ſeine Bertha ſtandesmäßig zu unterhalten, wenn ſie ihre Wünſche ſo einſchränkte, wie er die ſeinigen, und fortfuhr Wirthlichkeit und Stille zu lieben.

Sie

Sie mögen ſich heyrathen, in Gottes Namen! ſagte der alte Herr, als ihm die Sache von den zweifelnden Eltern zur Entſcheidung vorgelegt wurde, ſie mögen ſich heyrathen, und künftige Oſtern iſt die Hochzeit auf meiner Burg.

Dieſe erwünſchten Oſtern waren erſchienen. Fräulein Bertha und ihr Bräutigam hielten ihren Einzug auf dem Schloſſe; der Vermählungstag ward auf übermorgen angeſetzt, aber die erſte Nacht, da der junge Held hier zur Ruhe ging, ward er von einer Krankheit befallen, die ſeinem Leben ein ſchnelles Ende machte. An eben dem Tage, der zur Vollendung ſeines Glücks angeſetzt war, ſchloß er ſeine Augen auf ewig, und Bertha weinte verzweifelnd an ſeiner Baare. Sie verlor mit ihm alles; die Liebe ihrer Verwandten hatte ſie durch ihre ſtandswidrige Wahl verſcherzt, und es war wenig Hofnung übrig, daß ſie dieſelbe, obgleich der unglückliche Gegenſtand des Zwiſts nun nicht mehr war, wieder erlangen würde. Machte man ihr doch ſchon ihre Thränen um den Verblichenen zur Sünde, und höhnete ſie, daß ſie ſich als Braut in den Wittwenſchleyer verhüllte.

Baron Mathias hatte Mitleid mit der unglücklichen Bertha, er ſah, wie elend ſie in Zu-

kunft im Kreis ihrer Verwandten ſeyn würde, und beſchloß, ſie bey ſich zu behalten. Ich werde alt, ſagte er, Gäſte ſieht mein Schloß nicht immer, und brauche ich gleich keine Haushälterin, da mein Hauswesen gar wohl verſorgt wird, ſo brauche ich doch eine gute Geſellſchafterin, die mir die Zeit mit Geſprächen kürze, mir den Wein in meinen Becher ſchenke, mich in Krankheit pflege, und geht es mit mir zum Tode, mit mir bete und um mich weine; Bertha wird ſich zu dem allen recht wohl ſchicken, und ſo ſie will, bleibt ſie bey mir.

Unter den Verwandtinnen des alten Herrn waren auf dieſe Aeuſſerung wohl zwanzig, die ſich zu den nehmlichen Dienſten erboten, aber es blieb bey der Wahl, und Bertha blieb gern auf dem Schloſſe; ſeine Einſamkeit war ihr lieb, ihr Kummer ſuchte Raum, ſich in heilenden Thränen zu ergieſſen, und wo hätte ſie dieſen beſſer finden können als hier, wo niemand ihre Klagen höhnte, wo Flur und Hain, Wald und Gebürg ſie aufnehmen, wenn das melancholiſche Schloß ihr zu enge ward. Hier mußte ſich, wenn alles den gewöhnlichen Gang ging, ihr Gram bald in jene ſüſſe wohlthuende Schwermuth verwandeln, welche ein fühlendes Herz für keine Freude tauſcht.

Als man ſahe, wie wohl ſich das Fräulein in den Wunſch des Barons ſchickte, ſo verſammelten ſich einige Baſen und Schwägerinnen um ſie, um ihr zum Abſchied noch allerley — vielleicht Verhaltungsregeln für die Zukunft — ins Ohr zu raunen, aber der alte Herr hinderte das; — was ſie nicht weiß, ſagte er deutungsvoll, das iſt ihr auch nicht noth zu wiſſen, vielleicht, daß ſie nie, oder erſt bey meinem Tode in den Fall kommt, es zu erfahren.

Bertha verſtand oder hörte dieſes nicht, und an ſpizfündiges Grübeln war bey ihrer frommen trugloſen Seele nicht zu denken. Sie begann ihren einförmigen Lebenslauf, den ſie gröſtentheils auf ihrem Zimmer führte, auſſer des Mittags und des Abends, wenn ſie an der Tafel des guten Barons präſidirte, und mit Hintanſetzung ihres eigenen Kummers ſtrebte, durch gute Laune ſeinen Wein zu würzen. — Um die Wirthſchaft hatte ſie ſich nicht zu bekümmern, denn dieſe war, wie der Baron ja ſelbſt ſagte, gar wohl verſorgt; ſie kannte kaum die Hälfte ſeines Schloßgeſindes, das ſehr zahlreich war, und ſeine Beſucher vollends gar nicht.

Es geſchah zuweilen, daß der muntere Greis, der in den Achtzigen erſt zu merken be-

gann, daß er alt werde, groſſe Geſellſchaft bey ſich ſah. Er und ſeine Tafel waren ſehr beliebt bey dem benachbarten Adel, auch machte der Stand und das Anſehen, das er im Königreich behauptete, daß er oft Beſuch aus Prag erhielt, und daß wohl fürſtliche Perſonen bey ihm einſprachen; aber denn hätte die ſittſame Bertha allemahl Vergunſt auf ihren Zimmern zu bleiben, wo der Spinnrocken und die Sticknadel, die wenigen Bücher, die damals ein Fräulein zu leſen pflegte, und ihre Laute ihr die Stunden geſchwind genug vertrieben.

Bertha war eine Meiſterin auf dieſen Inſtrument, ſie nützte es oft den böſen Geiſt zu vertreiben, wenn er in den Schmerzen des Podagras über den Baron kam, und eben ſo oft brauchte ſie es zu ähnlichem Entzweck, wenn ihr in der Einſamkeit der Gram zu mächtig ward, und das Bild des verlornen Geliebten zu lebhaft vor ihrer Seele emporſtieg.

Eines Abends, als beym Baron wieder groſſe Geſellſchaft war, und Bertha auf ihrem einſamen Zimmer wechſelsweiſe weinte und lautenirte, klopfte ein leiſer Finger an die Thür; ſie ſtand auf zu öffnen, und ſiehe, eine feine ältliche Frau ſtand drauſſen, die ſie mit ihrer gewohnten Freundlichkeit hereinnöthigte; ſie ſahe ſie heute nicht zum erſtenmale, oft bey ih,

ren einſamen Spaziergängen durch den Schloß-garten, oder wenn ſie in den weiten Gallerien der Burg umher ging, war ſie der Matrone begegnet, und hatte ſie, wegen des reinlichen weißen Anzugs, und des groſſen Bunds Schlüſſel an der Seite, für die Oberaufſeherin der wohlbeſtellten Wirthſchaft des Barons gehalten; eine gegenſeitige höfliche Verbeugung erfolgte denn allemal, aber geſprochen hatte man ſich noch nie.

Die Matrone hatte in ihrem Geſicht für Berthen etwas gefälliges. Die Züge des Alters und einer ſanften Schwermuth hatten Reſte ehemaliger Schönheit nicht ganz verwiſchen können; ihre Kleidung war äuſſerſt ſimpel, und, wie geſagt, ganz weiß, aber der Schnitt derſelben, und die Art, womit ſie getragen wurde, zeigte doch, ob beydes gleich ein wenig altmodiſch war, nicht von gemeinem Stande, auch ließ es ſich denken, daß ein Mann, wie der Baron, keine geringe Frau zur Haushofmeiſterin würde gewählt haben, und dies mußte nach Berthens Vorſtellung die Unbekannte nun einmal ſeyn, die jetzt an ihrer Thür ſtand, und von ihr herein genöthigt wurde.

Die Fremde weigerte ſich ein wenig, bis Bertha ihre Hand ergriff, und ſie über die Schwelle zog.

O keine Umſtände, rief ſie, keine Umſtände, liebe Frau — wie nennt ihr Euch? —

Bertha, Fräulein?

Liebe Frau Bertha, alſo! — Eure Hände ſind kalt; hat mein Spiel, wie ich hoffe, Euch herbey gezogen, ſo müßt ihr es nicht vor der Thür, ſondern in meinem Zimmer hören.

Wer klopft, begehrt Einlaß! antwortete ſie lächelnd.

Recht wohl! alſo ein zugedachter Beſuch! ihr ſeyd mir willkommen! ich hoffe Euch öfter zu ſehen, ich bin gern einſam, aber die Geſellſchaft einer guten Matrone, wie ihr, wird mir immer erwünſcht ſeyn.

Frau Bertha lächelte, ſtellte ſich hinter einen Stuhl, und deutete auf die Laute, welche das Fräulein von neuem ergriff und zu ſpielen begann, aber das Stück war noch nicht halb geendigt, ſo bewegte ſich die Beſucherin nach der Thür, machte gegen ihre junge Namensſchweſter eine verbindliche Bewegung mit der Hand, und verließ das Zimmer.

Dergleichen abgebrochene Beſuche bekam das Fräulein ſehr fleißig, aber zu ihrem größten Kummer wurde wenig, oft auch gar nichts dabey geſprochen, und die Laute, welche die Matrone gern zu hören ſchien, ob ſie gleich ſelten ein ganzes Stück auswartete, mußte im-

mer die Hauptrolle ſpielen. Die junge Bertha ſprach gern, und hätte wohl der geglaubten Wirthſchafterin ihres Verwandten etwas mehr Redſeligkeit gewünſcht; doch das geſchäftige Klirren mit den Schlüſſeln, das allemal ihre Ankunft verkündigte, und wenn ſie ſchied, allemal noch lang hinter ihr hörbar war, überredete das Fräulein, ſie habe zu viel zu thun, um die Geſchwätzige zu machen, auch war es ja vielleicht möglich, daß der alte Herr, der auch ſeine Eigenheiten hatte, das Verkehr ſeiner Leute mit ſeiner Verwandtin nicht gern ſah, und daß dieſe Beſuche im eigentlichen Verſtande nur heimlich abgeſtohlen wurden; eine Urſach, warum Bertha nie ein Wort von demſelben gegen ihn oder irgend jemand erwehnte.

Die Matrone ward dem Fräulein nach und nach ſo lieb, daß ſie ſie oft mit ihrer Laute herbeyzulocken ſuchte, und mißmuthig ward, wenn ſie, wie oft geſchah, nicht erſchien; kam ſie denn und ſtellte ſich hinter den Stuhl an der Wand — ſie ſetzte ſich nie — ſo unterbrach die junge Bertha ihr Spiel oft, um die oder jene Frage an ſie zu thun, welche meiſtens blos durch Pantomime beantwortet wurden. Zum Beyſpiel:

Es iſt doch artig, Frau Bertha, daß ich mit Euch einerley Namen führe.

Eine Bewegung mit der Hand, als wollte ſie ſagen, die Aehnlichkeit iſt nach meinem Geſchmack.

Eure Geſchäfte ſind groß! Ihr ſeht mich ſo ſelten.

Ein leiſes Klirren mit den Schlüſſeln, als Bejahung der Sache.

Es läßt faſt, als ſollten Eure Beſuche eine Heimlichkeit ſeyn? —

Der auf den Mund gelegte Zeigefinger, bejahte die Vermuthung. —.

Ihr habt ſo eine ſchwermuthsvolle Miene, eure Farbe iſt ſo blaß, ihr ſeyd wohl nicht glücklich!

Ein tiefer Seufzer, und ein Blick nach dem Himmel.

Einsmals fragte das Fräulein mehr, als ſie bisher noch gethan hatte. Liebe Frau Bertha, ſagte ſie, ihr habt einen ſo edeln Anſtand, ihr könnt unmöglich eine gemeine Perſon ſeyn.

Ich bin eine geborne von Roſenberg.

O, dies ahndete mein Herz! ſchrie Bertha feurig, erlaubt, daß ich meine Verwandtin umarme!

Die Matrone trat zurück.

O ihr zürnt mit mir! ihr entzieht euch meiner Vertraulichkeit, die ich nun, da ich euch kenne, euch ſo gern ganz ſchenken möchte!

Wie viel hätte ich Euch zum Beyſpiel nur zu fragen, da ich weiß, daß ihr zu unſerm Hauſe gehört! Die Geſchichte der alten Herrn von Roſenberg ſoll ſo ſeltſam ſeyn, wie viel könnte ich durch Euch erfahren!

Frau Bertha zog ſich hier nach der Thür, und winkte dem Fräulein, ihr zu folgen.

Der Weg ging durch eine Menge ſchallender Gallerien in einen Flügel des Schloſſes, der der jungen Bertha ganz unbekannt war. Sie ſtanden an einer groſſen doppelten Flügelthür. Die Matrone ſuchte in dem Bund an ihrer Seite nach dem Schlüſſel, der hier öfnen ſollte; er war gefunden. Schon drehte er ſich dreymal im Schloß, da ſchlug es zwölf Uhr, die Kerze in der Hand des Fräuleins verloſch, und es war rund um dicke Finſterniß.

Welcher verdrüßliche Zufall! rief ſie, was ſollen wir nun beginnen? Eure Hand, Frau von Roſenberg! ohne Zweifel ſeyd ihr hier beſſer bekannt als ich! — Aber es streckte ſich keine leitende Hand nach der Hand der armen Bertha aus, und das entfernte Klirren der Schlüſſel ſagte ihr, daß ſich die Matrone entfernt habe.

Bertha war nicht ohne Unwillen gegen ihre Verwandtin, doch enthielt ſie ſich lauter Aeuſſerung deſſelben. Unhöflich, ſagte ſie bey

ſich ſelbſt, indem ſie im Dunkeln nach dem Rückweg tappte, unhöflich iſts doch in der That, mich hier in der Finſterniß zu verlaſſen; doch vielleicht iſt ſie nach Licht gegangen. Frau Bertha! Frau Bertha! ſoll ich hier eurer warten?

Nichts antwortete als der Wiederhall! Das Fräulein harrte ein wenig, ließ noch einigemal den Namen der Matrone ertönen, ward denn ungeduldig, und half ſich, weil ſie ein kleiner Schauer überfiel, am Ende ſo gut ſie vermochte, auf ihr Zimmer zurück. — Es ſchlug Eins, da ſie es endlich erreichte, die zurückgelaſſene Kerze war im Verlöſchen, ſie warf eilig ihre Kleider von ſich und ging zu Bette.

Und was ſie nur mit dem ganzen Spaziergange haben wollte? fragte ſie ſich nach einer Weile, als das Pochen ihres Herzens ein wenig nachließ. Doch halt! ich fragte nach den alten roſenbergiſchen Geſchichten, ich habe viel von einer Bibliotheck, von einem Archiv im ſüdlichen Flügel des Schloſſes gehört, ohne Zweifel hat ſie auch dazu den Schlüſſel, und wenn der fatale Umſtand mit dem verloſchenen Licht nicht geweſen wär, ſo könnte ich mich jetzt in voller Befriedigung meiner Neugier befinden. — Nun was heute nicht glückte, geſchieht ein andermal. Wenn ſie wiederkommt, werde ich meine Bitte erneuern, und ihr nichts von mei-

nen Unwillen merken laſſen, damit ich ſie nicht erzürne.

Bertha ſchlief ein, und verträumte eine ganze Nacht unter Bildern von alten Manuſcripten, und Vorſtellungen von ſeltenen unerhörten Geſchichten, davon ſie eine beſondere Freundin war. Des andern Tages harrte ſie bis zur Abendſtunde, da die Matrone immer zu erſcheinen pflegte, ſie nahm die Laute, ſie ſang, ſie pſalmodirte auf das künſtlichſte; kein leiſes Klopfen wurde gehört, kein Beſuch ließ ſich ſehen.

Am andern und dritten Tage, und in ſechs drauf folgenden, ward jeder Winkel des Gartens, jeder Theil des Schloſſes durchſtrichen, wo ihr ſonſt die roſenbergiſche Frau Muhme begegnet war; niemand ließ ſich ſehen, und ſie würde gedacht haben, der Baron hätte ſeinem Hausweſen eine andere Aufſeherin gegeben, wenn ſie nicht gewußt hätte, daß dergleichen Aenderungen hier nie gemacht wurden, und daß Herr und Diener auf Schloß Neuhaus ſich nie anders, als durch den Tod trennten.

Auf einmal kam ihr der Gedanke, die Matrone könne wohl krank ſeyn, und wie gern hätte ſie gefragt, wenn ſie nur gewußt hätte, ob ſie die Bekanntſchaft mit einer Perſon dürfte merken laſſen, deren Beſuche, ſie mochte ſie be-

herzigen wie ſie wollte, ſo viel Verſtohlnes und Geheimnißvolles hatten. Sie begnügte ſich am Ende mit der allgemeinen Frage, ob jemand auf der Burg krank ſey, und fühlte ſich durch die Antwort, Nein! befriedigt.

Ein anderer Wunſch beunruhigte ſie jetzt mit gedoppelter Stärke, die Begierde nach dem Innerſten jenes Saals, an deſſen Thür ſie die Matrone vor neun Nächten geführt hatte. Sie kommt nicht, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ihr angefangenes Werk auszuführen, und ich ſehe nicht was mich abhält, die Befriedigung meines Verlangens vom Baron zu erbitten.

Mein Oheim, ſagte ſie Tags drauf zu ihm, als nach der Mahlzeit ihn der Wein fröhlich machte. Solltet ihr wohl glauben, daß Eure Bertha zu Zeiten lange Weile hat?

Gar gern, mein Kind! In deinen Jahren keinen andern Zeitvertreib, als den Spinnrokken, die Nadel und einige Bücher? — Du biſt ein Phönix, wenn du dich lang bey denſelben erhalten kannſt.

Ich werde es können; nur jetzt giebt es eine kleine Lücke in meinen Beſchäftigungen. All mein Flachs iſt verſponnen, all meine Tapetenarbeit geendigt, all meine Bücher zum zehnten mahl hindurch geleſen — —

Gedulde dich, es iſt ein groſſes Feſt vor der Thür, bey welchem du diesmal nicht fehlen darfſt, weil du, als die einige gegenwärtige Dame von unſerm Hauſe, hier ſchlechterdings die Wirthin machen mußt! dies wird eine kleine Abänderung in die Einförmigkeit deines Lebens bringen, und —

Ach nein, mein Oheim, ich haſſe die Geſellſchaft, ich mag niemand ſehen!

Die Gäſte werden dir gefallen, es ſind deine alten Freunde, die Armen!

Bertha wußte wohl, daß ihr ehrwürdiger Verwandter den Armen alle Jahr eine groſſe Mahlzeit gab, bey welcher jedesmal eine roſenbergiſche Dame als Wirthin präſidirte; die Sache gefiel ihr, ſie hatte ſich immer dieſe Rolle gewünſcht, und ſie dankte ihrem Oheim mit einer tiefen Verbeugung für die zugedachte Ehre, aber dies war doch eigentlich der Punkt nicht, wohin ſich ihre Gedanken jetzt am meiſten lenkten. Sie wünſchte zu Vertreibung der vorgeſchützten Langeweile Zutritt in dem roſenbergiſchen Archiv, und wagte es endlich kühnlich, darum zu bitten, da es das Anſehen hatte, als wenn die Hüterin der Schlüſſel ſie, und die in ihr erregte Neugier ganz vergeſſen hätte.

Der Baron lachte ihres Begehrens. Schade, ſagte er, daß du kein Knabe biſt! ein Mönch iſt an dir verdorben, weil du ſo gern in dem

Staube von alten Manuſcripten wühleſt! Hier iſt der Schlüſſel, warum ſollte ich dir die Freude verſagen, das Haus zu kennen, aus dem du entſproſſen biſt! du wirſt alles in einiger Verwirrung finden, weil ich das letzte mahl, da ich dort nach einigen Familiennachrichten ſuchte, durch ein kleines Schrecken aufgejagt würde; könnteſt du den Geiſt der Ordnung, der dir eigen iſt, in meine Pergamente übertragen, ſo würde ich dir danken; doch thue mir den Gefallen, und arbeite nie in der Mittagsſtunde; du weißt, daß ich meine Mahlzeit nicht gern verſchieben laſſe, noch des Nachts; es iſt wegen Feuersgefahr! Die übrigen Stunden ſind ſicher, thue in denſelben was dir gefällt.

Bertha verſtand nicht die Hälfte von dem, was ihr Oheim ſagte, auch war es vermuthlich eben ſeine Meynung nicht, daß ſie ihn ganz verſtehen ſollte, ſonſt würde er deutlicher geſprochen haben. Sie nahm den Schlüſſel, küßte die Hand des Greiſes, und hüpfte davon.

Sachte, ſachte, Bertha! rief er ihr nach, du wirſt dich nicht zu recht finden, der Bücherſaal iſt in einer Gegend der Burg, da du noch gar nicht geweſen biſt. Nimm einen von den Leuten mit dir, und noch eins, gehe nicht in das ſüdliche Nebenkabinet, wenn ich nicht ſelbſt dabey bin, ich will ſchon einmal Gelegenheit nehmen, dich bey deinen gelehrten Arbeiten zu beſuchen.

Bertha, die ſtehen geblieben war, antwortete mit noch einer Verbeugung und verſchwand. Von den Leuten nahm ſie niemand mit ſich, ſie konnte ſich ſchon allein an dem Ort zurecht finden, den ſie nicht, wie ihr Oheim meynte, heute zum erſtenmal betrat.

Ein wenig wunderte ſie ſich, als ſie die äuſſerſten Thüren zu den Sälen und Gallerien, durch die man gehen mußte, und die in jener Nacht alle offen waren, verſchloſſen fand; doch der Schlüſſel eröfnete jedes Schloß, und jetzt ſtand ſie vor der doppelten Flügelthür, wo vor neun Tagen beym zwölften Glockenſchall die Kerze verloſch, die roſenbergiſche Matrone ihr von Handen kam, und ihre Neugier getäuſcht ward.

Sie ſchloß auf; ein groſſer Saal öfnete ſich ihr, viel zu geräumig für die kleine Anzahl Bücher, die an den Wänden aufgeſtellt waren, und ihm den Namen der Bibliothek, oder ſich des Ausdrucks jener Zeiten zu bedienen, der Librarey gaben; doch einige hundert Bände waren in den damaligen Zeiten ſchon eine groſſe Sammlung für einen Edelmann, mancher Abt würde damit zufrieden geweſen ſeyn. Die neugierige Bertha warf jetzt ihre Augen nicht auf dieſe Vehikel der Weisheit und Thorheit ihres Jahrhunderts, ſondern eilte nach dem groſſen Tiſch von Eibenholz mit gedrehten Säulen, der in der Mitte ſtand,

und auf welchem ſie, wie ihr der Baron geſagt hatte, alles aufgethürmt finden ſollte, was zur Familienkunde gehörte, und was ſie, das war der Wille des Greiſes, fein ordentlich wieder in das vergoldete Wandſchränkgen legen ſollte, deſſen beyde Thüren offen ſtanden, und aus welchen es genommen war.

Der Oheim muß ſehr eilig geweſen ſeyn, als er dieſes Zimmer zuletzt verließ, ſagte Bertha, indem ſie einen groſſen ſilbernen Leuchter von der Erde aufhob, über den ſie bald gefallen wär. Welche Unordnung! welcher Staub! hier ſcheint in Jahren niemand geweſen zu ſeyn! Und die Haushälterin hatte doch den Schlüſſel, und er ging ihr ſo leicht in dem Schloſſe herum, da ich es vor Roſt kaum zu öfnen vermochte!

Bertha begann in den Pergamenten zu wühlen; eine endloſe Arbeit, die ihr noch dazu wenig Vergnügen gewährte, denn ſie ſtieß zu Anfangs auf nichts als alte Stammbäume, Schenkungsbriefe, Verträge, Kontrakte, und eine Menge ändre Dinge, die zwar ſichere Belege von dem Rechthum und dem Adel ihres Hauſes waren, ſie aber nicht ſonderlich intereſſirten. Nahrung für ihre Neugier ſuchte ſie, ſie hatte ſchon auf dem Schoos ihrer Amme ſo viel von den ſonderbaren Geſchichten der alten Herrn von Roſenberg gehört,

hört, daß ſie gern hier mehr erfahren hätte; ſie ſah ſich getäuſcht, und hätte vielleicht das ihr übertragene Amt, als roſenbergiſche Archivarin augenblicklich aufgegeben, wenn ſie ſich nicht des vor ihrem Oheim, der ohne dem ihres Einfalls ſpottete, geſchämt hätte. — Sie faßte endlich den Entſchluß, alles Stück vor Stück zu muſtern und zu ordnen, und ging rüſtig ans Werk. Sieben Tage dauerte die Arbeit, denn ſie übernahm ſich nicht in derſelben; der Baron war ſicher, daß keine der verbotenen Stunden ſie in ſeiner Librarey fand. Sie fand zu wenig von dem, was ſie ſuchte, als daß ſie hätte emſig ſeyn ſollen. Der Baron fragte oft nach dem Fortgang ihrer Geſchäfte, und lachte herzlich, wenn er ihre Unzufriedenheit merkte.

Für den achten Tag war es aufbehalten, ihr beſſere Genüge zu leiſten. Sie hatte den ganzen Vormittag gearbeitet, um endlich der verdrüßlichen Arbeit quitt zu werden. Das goldne Wandſchränkgen füllte ſich mit wohlgeordneten Urkunden, der Tiſch ward leer, da ſtieß ſie auf einige dicht beſchriebene Blätter, die nichts minders enthielten, als jene berufene Mähr, die vor kurzem der heutigen Welt unter dem Namen einer Geſchichte der Grafen von Roſenberg iſt ans Licht geſtellt worden; ſie

erzählten umſtändlich die Abentheuer eines alten Familienſchloſſes im Böhmerwalde, und feſſelten die aufgeregte Phantaſie des Fräuleins ſo ſehr, daß ſie zum erſtenmal vergaß, daß es Mittag war, und man bey der Tafel auf ſie wartete.

Es ſchlug zwölf, die Thür, durch welche ſie hereingekommen war, ging auf, die emſige Geſchichtforſcherin ſah in die Höhe, die roſenbergiſche Haushälterin, welche eben eingetreten war, ſtrich eilig durch den Saal bey ihr vorbey nach dem ſüdlichen Kabinet.

— O Frau Bertha! ſchrie das Fräulein, indem ſie aufſprang, auf ſie zuzugehen, ſehe ich endlich Euch wieder? Fürwahr ich glaubte —

Die Matrone ließ ſie nicht ausreden. Es hat zwölf geſchlagen! ſagte ſie, indem ſie auf die Thüre deutete.

Es war ſo etwas gebietendes in dem Winke, daß die junge Bertha augenblicklich gehorchte; ſie machte eine Verbeugung, und ging in dem nehmlichen Augenblick zur äuſſern Thür hinaus, da die Frau Baſe durch die innere verſchwand. Ein Zugwind pfiff ihr nach, der ihr die Thür aus den Händen riß, und ſie krachend zuſchloß.

Ein wenig beſtürzt, ſie wußte ſelbſt nicht warum, langte ſie im Tafelzimmer an. Der

Baron, der bereits hinter ſeinem Stuhl ſtand, und den dampfenden Schüſſeln entgegen ſah, drohte mit aufgehobenem Finger, und ſagte, ſie habe lang auf ſich warten laſſen. Iſt dir niemand von den Leuten begegnet? fuhr er fort, ich hatte bereits nach dir geſchickt.

Ich ſah niemand als die Haushälterin, mein Oheim!

Die Haushälterin? was meynſt du!

Die anſehnliche ehrbare Frau mit den Schlüſſeln, ſie ſoll, glaub' ich, eine von Roſenberg ſeyn.

Der Baron ward bleich, und klirrte mit dem Löffel auf den Teller.

Eine ſo nahe Baſe! fuhr das Fräulein fort, und nichts weiter, als Ausgeberin! Es bekümmerte mich heute ordentlich, an die Tafel zu gehen, wo ihr ſo wohl eine Stelle als mir gebührte!

Bertha, haſt du noch nicht gehört, daß man von Dingen nicht urtheilen muß, die man nicht verſteht?

Bertha ſchwieg und erröthete — Auch der Baron ſprach die ganze Mahlzeit über kein Wort, er war ſtill und nachdenkend. Als man ſich erhub, forderte er von dem Fräulein den Schlüſſel zur Bibliothek zurück.

Nur noch einige Tage, mein Oheim, bat ſie, und ich hoffe ganz fertig zu ſeyn!

Mädchen! Mädchen! erwiederte er, du wirſt das Ding noch ſo lang treiben, bis dir etwas begegnet, das ich dir nicht gönnen wollte! Hüte dich vor allen vor der Nacht! Du kannſt dir ja, was deine Neugier ſo lebhaft reizt, auf dein Zimmer nehmen.

Bertha gehorchte. Sie nahm die furchtbare Geſchichte von dem abentheuerlichen Schloſſe mit ſich in den Garten, und las den ganzen Nachmittag bis zur Abendmahlzeit, die ſie dieſesmahl, weil Gäſte vorhanden waren, auf ihrem Zimmer hielt. Als auch der Reſt geendigt war, machte ſie ſich auf, das Manuſcript wieder an Ort und Stelle zu bringen.

Es war zur Zeit der ſchönſten und längſten Tage, das Licht in ihrer Hand war ihr bey der hellen Dämmerung faſt unnöthig, dennoch ließ ſie es brennen, ſetzte es auf den groſſen Tiſch in der Bibliothek, und nützte es, als ſie unter den Hin- und Herwerfen der übrigen Papiere noch etwas fand, das ſie aufmerkſam machte, die zweyden groſſen Wachskerzen, deren eine ſie beym erſten Eintritt in dieſen Saal auf dem Boden gefunden hatte, anzuzünden, und ſich bey der zunehmenden Finſterniß helleres Licht zu machen.

Das was ſie jetzt vor ſich hatte, feſſelte ihre Aufmerkſamkeit ganz; erſt hatte ſie ſtehend geleſen, mit dem Entſchluß, ſich gleich nach Endigung des nächſten Abſchnitts zu entfernen, jetzt machte ſie ſich es bequem, ſetzte ſich in den groſſen Armſtuhl, ſchnäutzte die ſämmtlichen Kerzen, und las und las ohne Aufhören, bis ein Geſtirn nach dem andern über den Horizont herauf kam, und die Nähe der Mitternacht verkündigte. Bertha fand hier mehr Nahrung für den Geiſt als in der Fabel, mit welcher ſie ſich dieſen Nachmittag beſchäftigt hatte. Sie hatte von Kindheit auf, ihrem abergläubigen Zeitalter zum Trotz, nicht viel von Mährchen gehört, daher ihre gänzliche Unbekanntſchaft mit der Ideenwelt, daher ihre gänzliche Furchtloſigkeit bey Ereigniſſen, die ſie ſchon belebt hatte, und die einer andern als ihr, wohl einiges Nachdenken, wohl einigen Schauer hätten erregen können.

Was zu ſehr das Gepräg der Fabel trug, das behagte ihr nicht ganz, wenn es auch ihre Phantaſie auf einige Stunden feſſeln konnte. Hier fand ſie Wahrheit. Die Blätter, die ſie vor ſich hatte, enthielten die Geſchichte eines alten Herrn von Roſenberg, welche wir genöthigt ſind, dem Leſer um der Folge willen hier in nuce mitzutheilen, freylich nicht in der kraftvollen Sprache des Chronikons, das die jun-

ge Bertha vor ſich hatte; aber würden wir auch in unſern Zeiten im Stande ſeyn, ſie zu verſtehen, oder ihre Schönheiten ſo zu ſchätzen, wie das Fräulein ſie ſchätzte, die einmal über das andere zu ſich ſelbſt ſagte, wie ſie nie etwas körnigteres und rührenderes geleſen habe als dieſe Seiten.

Wilhelm Ulrich von Roſenberg, war laut der Legende, zu Zeiten Kaiſer Wenzels, Ruprechts und Siegmunds, ein Mann, der im Königreich Böhmen Aufſehen machte, ſein Reichthum, ſeine Weisheit, und ſeine Tapferkeit macht ihn all dieſen dreyen Beherrſchern des deutſchen Reichs zum lieben Diener. Dem erſten ſchenkte und borgte er ſo viel er wollte, dem zweyten half er die Gerechtigkeit reformiren, und mit dem dritten zog er mehr als einmal wider den Erbfeind, den Türken. Herr Ulrich war ein wackerer, weidlicher Mann, er gefiel durch ſeine ſchöne Auſſenſeite den Damen ſeiner Zeit ſo wohl, als den Männern durch ſein tadelloſes Innres. Die ſchönſten und vornehmſten Jungfrauen hingen an ſeinen Blicken, und hoften von ihm gewählt zu werden, ob gleich eine jede bey dem Wunſch, Frau von Roſenberg zu heiſſen, ein kleines Zittern fühlte, denn Ulrichen waren viel Gemahlinnen geweiſſagt worden, und keine von ſeinen Bewunderinnen trug ſonderliches Verlangen, die erſte zu ſeyn.

Wilhelm Ulrich war durch ſeinen hohen Adel, und durch den fürſtlichen Reichthum, den er beſaß, ein wenig ſtolz, und durch Fürſtengunſt und Kriegsglück ziemlich kühn gemacht worden. Er dachte nicht ſeine Augen auf eine gemeine Perſon zu werfen; ausgezeichnete Schönheit war ihm nicht genug, ihn zur Liebe zu wecken; Hoheit und fürſtlicher Rang waren es, was er an ſeiner künftigen Gemahlin wünſchte, und ſo geſchahe es, daß er nach und nach der Gemahl von vier Prinzeßinnen ward. Die Liebe der ſchönen Oligarde von Braunſchweig, ſeiner erſten Gemahlin, das Glück, das er an ihrer Seite genoſſen hatte, berechtigte ihn nach ihrem Tode, der in wenig Jahren erfolgte, nicht niedriger zu wählen. Ein Brandenburgiſches, ein Baadenſches und ein Bernſtädtiſches Fräulein waren ihre Nachfolgerinnen, denn der Tod brach die lieblichen Blumen alle friſch nach einander hinweg, und Herr Ulrich ward des Weibernehmens endlich ſo gewohnt, daß ihm die Wahl einer neuen Gemahlin ſchier nicht mehr Sorge machte, als die Wahl einer neuen Rüſtung.

Seine letzte Wahl war die kühnſte und glücklichſte von allen. Fräulein Mathilde von Bernſtädt, war eine Enkelin Kaiſer Siegmunds, ein Engel an Schönheit und Tugend, und dabey für den alternden Herrn von Roſenberg

faſt zu jung. Sie trat an ihrem Hochzeittage das ſiebzehnte Jahr an, und man konnte freylich mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit muthmaßen, daß ſie die letzte ſeyn würde, die Herrn Ulrichen zum Altar begleitete, daß ſie einſt als Wittwe an ſeinem Grabe weinen würde.

Die Wahrſcheinlichkeit täuſchte; nach einem vierjährigen nicht ganz glücklichen Eheſtande ward ſie ein Opfer des Todes, ſie ſtarb, indem ſie einer Tochter das Leben gab, die durch ihren Verluſt, den ſie noch nicht fühlen konnte, doppelt verwaiſt wurde. Der Herr von Roſenberg hielt es nicht für gut, zum fünftenmale zu freyen, aber ewiger Trauer um ſeine reizvolle Gemahlin ergab er ſich darum nicht. Ehrgeiz nicht Liebe war es geweſen, was ihn an ſie verband, das zerriſſene Band ſchmerzte ihn nur aus einer Urſach: Die kaiſerliche Verwandſchaft hatte ihm Hofnung gemacht, ſich zum Fürſtenſtand empor zu ſchwingen, ſie war nun abgeſtorben, und er mußte ſich mit der Ehre begnügen, kaiſerlicher Feldherr und Oberburggraf von Böhmen zu ſeyn und zu bleiben. Unmuth, daß er in der Mitte ſeiner Laufbahn ſtehen bleiben ſolle, ward von nun an der Satansengel, der nicht allein ihn, ſondern alle, die um ihn waren, mit Scorpionen geiſſelte. Seine Burg ward ihm zur Hölle, er mußte hinaus ins Feld,

um unter dem Geräuſch der Waffen ſeine geſcheiterten Entwürfe, und ſich ſelbſt zu vergeſſen. Die kleine Bertha, Mathildens trauriges Vermächtniß, hielt ihn nicht in ſeinen Landen zurück; er liebte ſie ſo wenig als er ihre Mutter geliebt hatte. Er hätte das zarte Fräulein ohne Bedenken den Händen ſeines Burgvoigts überlaſſen, und es dem Gerathewohl anheim geſtellt, was unter vernachläßigter Zucht aus ihr werden würde, wenn nicht ihre ältern Geſchwiſter, die ſchier ihre Väter und Mütter hätten ſeyn können, es über ſich genommen hätten, die hülfloſe Waiſe in Schutz zu nehmen. Eine vermählte Schweſter von ihr, und Herr Heinrich von Roſenberg, ihr älteſter Bruder, theilten die Sorge um ſie, und unter ihrem Schutz wuchs ſie zu der Vollkommenheit heran, mit welcher ſie in der Folge jedermanns Bewunderung auf ſich zog, ſo wie ihr unglückliches Schickſal ſie bald zum Gegenſtand des allgemeinen Mitleids machte.

So weit hatte Fräulein Bertha geleſen, als ſie inne wurde, daß die Schrift ſich änderte, und die Erzählung in der erſten Perſon fortgeſetzt ward. Die Schriftzüge waren ſchön, aber ungemein klein, ſie ſchnäutzte die Lichter, um heller zu ſehen. Da ſie umher ſchaute, ward ſie gewahr, daß drauſſen die dickſte Nacht den Rabenſittig ausgebreitet hatte, die Schloßuhr ſchlug halb eilf.

ein Gedanke an die Warnung des Barons, hier nicht zu übernachten, flog ihr durch den Sinn, aber ſie faßte die Deutung nicht ganz, dachte blos auf Feuersgefahr, und traf alle nöthige Vorkehrung, um ſelbſt auf den Fall, daß ſie über dem Leſen entſchlummern könnte, nichts zu beſorgen zu haben. Doch war für ſie wohl an Schlaf zu denken, da die Heldin einer Geſchichte, die ſie ſo ſehr intereſſirte, jetzt ſelbſt die Feder ergriff, und in dem rührendſten Ton von Leiden ſprach, die ſie einſt erduldete, die nun ſeit mehr als einem Jahrhundert überſtanden waren, und der ſtillen Denkerin Stoff zu Gefühlen und Betrachtungen gaben, die ſich nicht beſchreiben laſſen.

Was der Schwärmerin Bertha vor faſt zweyhundert Jahren rührend vorkam, was ihr gefühlvolle Thränen entlockte, gleitet vielleicht in veränderten Ausdrücken über das Herz des heutigen Leſers, wie kühlendes Waſſer dahin; es ſey ſo! Die Anſprüche des Mährchenerzählers ſind zu klein, als daß ihn dieſes befremden dürfte!

Die Tochter des Oberburggrafen von Böhmen knüpfte den Faden ihrer Erzählung folgendermaßen an die Stelle an, wo ihr Vorgänger geendigt hatte.

Ein Gegenſtand des Mitleidens? — Trauriger Vorzug für die, welche nach der Anlage, die das Glück bey ihrer Geburt gemacht hatte, hätte

hoffen können, ganz entgegengeſetzte Empfindungen zu erregen. Die Urenkelin eines Kaiſers, die Tochter ſolcher Eltern, die Schweſter ſolcher Geſchwiſter als die meinigen, hatte Ausſichten vor ſich, wie ſie wenige haben, und wenige wurden getäuſcht wie ich getäuſcht ward. Mein Vater fiel vor dem Feinde, ehe ich nur einmahl das Glück gehabt hatte, ſeine Knie zu umarmen. Die Kinder, welche er hinterließ, waren zahlreich, das Vermögen, das auf uns fiel, nach Verhältniß unſers Standes nur mittelmäßig; die zahlreichen fürſtlichen Heyrathen, der Aufwand bey Hofe und im Felde hatte es geſchwächt. Mein Eltervater der Kaiſer war tod, meine andern mütterlichen Verwandten, nie mit der roſenbergiſchen Heyrath zufrieden, achteten mich nicht, ſo ward ich ſtatt der Stelle bey Hofe, die mir gebührt hätte, auf die Dunkelheit eines düſtern Waldſchloſſes eingeſchränkt, wo man mir täglich vorſagte, ich ſey ein armes Fräulein, und habe keine Wahl als das Kloſter.

Ich muß in meinen Frühlingstagen ſchön geweſen ſeyn, erſt jetzt, in den Jahren, da dieſe traurigen Reſte ehemaliger Reize mir gleichgültig ſind, erſt jetzt werde ich es gewahr. Anlagen zu hohem Muth und Frohſinn waren in meiner Seele wohl auch vorhanden; all dieſe Vorzüge verheerte die Hand des Unglücks,

ehe ſie zu voller Blüthe kamen. Der Trübſinn derer, die mich umgaben, das traurige Licht, in welchem man mir unabläßig mein Schickſal vorſtellt, raubte mir den Hang zu jeder Freude, und machte mich zur ſchwermüthigen Träumerin. Mich von meinem Gram loszureiſſen, beſchäftigte ich mich mit Studien, die für mein Geſchlecht nicht gemacht ſind, die finſtere Myſtick, die Erlernung der todten Sprachen, waren der Zeitvertreib meiner Einſamkeit, und brachten mich vollends ganz von meiner Beſtimmung ab. Ich taugte zu nichts als zum Kloſter, und war würklich im Begriff, den Schleyer zu nehmen, als man mich wider meinen Dank und Willen zur Gemahlin des Freyherrn von Lichtenſtein machte. Er war ein reicher Herr, den meine hohe Abkunft, und vielleicht einiger Schimmer von Schönheit, den ich wirklich in meinem ſechs und zwanzigſten Jahr noch beſaß, zu ſeiner Wahl beſtimmt hatte. Eine glänzende Sphäre öfnete ſich mir, deren Vorzüge und Freuden zu genieſſen, ich nicht mehr fähig war. Ich wär glücklich geweſen, hätte mir das Glück, das mir jetzt begegnete, um zehn Jahre eher betroffen, oder hätte man mich in der Erwartung erzogen, daß ich einſt ein ſolches machen könnte. O Gott! ich hätte noch vielleicht glücklich ſeyn können, hätte ich den klöſterlichen Eigen-

ſinn, den ich mir in der Einſamkeit angewöhnt hatte, abzulegen vermocht. Mein Gemahl war liebenswürdig, warum liebte ich ihn nicht? oder vielmehr, warum nahm ich meiner Zuneigung für ihn, die er ſich endlich erſiegte, nicht die düſtre Hülle, welche alles umgab, was mich angieng?

Was ich hätte thun können, um ihn und mich glücklich zu machen, das leuchtete mir erſt denn ein, als es zu ſpät war! Er verließ mich und liebte andre. Ich zürnte, zürnte ſo unverſöhnlich, daß, als er wiederkehrte, als er zu meinen Füſſen um Vergebung flehte, ich ihn ſtolz verließ, und Zuflucht in den Armen meines Bruders ſuchte. — O Gott! Richter zwiſchen ihm und mir! wie wirſt du richten? —

Er ſtarb! mein Gemahl ſtarb! die ganze Welt fluchte ſeinem Andenken, weil er ſich an mir vergangen hatte. Ich fluchte ihm nicht! ich wußte, wie weit ich ſchuldig an ſeinen Vergehungen war! Reue, die bitterſten Selbſtvorwürfe, halbe Verzweiflung war mein Loos von ſeinem Tode an, bis an den Tag des meinigen.

Die Leſerin ward hier von ihren Thränen übermocht, ſie vermochte die kleine Schrift nicht mehr zu leſen, und richtete ſich auf, die Lichter heller brennen zu machen.

Da ſtand ihr gegenüber die roſenbergiſche Matrone mit in einander geſchlagenen Armen, und ſtarr auf ſie geheftetem Blick. Das Fräulein, ohne Schrecken ſich auf einmal in ihrer Geſellſchaft zu ſehen, ſtreckte den Arm aus, ihre Hand zu faſſen, und ſchluchzte:

Ach meine Baſe! Was leſe ich hier für Dinge!

Was iſt dein Urtheil? antwortete ſie.

Mein Urtheil? — Ach, dieſe Geſchichte iſt mir nicht neu, ich weiß ſie viel anders, als ſie hier die unſchuldigſte Büſſerin, die es je gegeben, hat aufgezeichnet. Lichtenberg war ein Böswicht, Bertha von Roſenberg eine duldende Heilige, ihr, nicht ihm, flieſſen meine Thränen.

Mit einem unausſprechlichen Blick ſchlug die Matrone die Augen gen Himmel. *) Du wirſt kommen, ſagte ſie leiſe, du wirſt kommen, die Todten und die Lebendigen zu richten, auch weiß ich, daß MIR noch ein Gericht bevorſteht!

Ein gnädiges Gericht, ſagte Bertha, wenn ihr ſo gut und ſchuldlos ſeyd, als Eure und meine Namensſchweſter, deren Geſchichte ich leſe. Laßt mich ſie laut vollenden, der Worte ſind noch

*) Die nehmlichen Worte, welche die Sage der roſenbergiſchen Matrone nur in lateiniſcher Sprache, in den Mund legt, in welcher ſie geübter geweſen ſeyn ſoll, als in der Sprache ihres Landes.

wenig, ich denke, ſie werden euch ſo wichtig ſeyn als mir!

Es erfolgte keine Antwort, die Leſerin fuhr fort. — —

Was bleibt einem gebeugten von Gewiſſensbiſſen zernagten Herzen für Linderung übrig, als Wohlthun? Ich war jetzt reich, ich konnte jenem Hang zu geben und zu beglücken, dem ich immer Feſſeln anlegen mußte, freyen Lauf laſſen! Doch dem Herzen, das keine Reichthümer achtet, iſt Geben allzu leicht; ich fühlte es, daß ich ſchwerere Pflichten auf mir hatte. Die unmündigen Kinder meiner Schweſter wurden von mir erzogen; ihr ſchönes Heranwachſen zu Tugend und Glück, war die erſte, die einzige Freude, die ich in meinem thränenvollen Leben hatte. Ich baute ihnen dieſes Schloß. Die Umwohner, meine Unterthanen, dienten mir gern, bey dem ſchweren Bau, denn ſie liebten mich; ich denke, ich habe ſie nicht gedrückt, bin ihnen nie hart geweſen. An dem Feſte, das ich ihnen zum Andenken der geendeten Arbeit ſtiftete, und das ihre Nachkommen von den meinigen auf ewige Zeiten zu genieſſen haben ſollen, hörte ich keinen Fluch über mich, hörte ich nur Seegen aus ihrem Munde ertönen. Die guten Leute baten, ich ſollte mich zum Andenken dieſes Tages ſo abbilden laſſen, wie ich in meiner halben Wittwentracht, die mei-

ne beſtändige Kleidung iſt, unter ihnen umhergieng, und ihnen das Brod austheilte. Ich habe ihnen gewillfahrt, ich hoffe, es iſt keine Eitelkeit darin; irrte ich, ſo wird auch dieſe Spreu von dem Waizen geſondert werden. — Mein Bild findet ſich auf dem groſſen ſüdlichen Saal an der Morgenſeite.

Ihr Bild? ſchrie hier Bertha. Wie? ihr Bild? — und ich habe es noch nicht geſehen? O, meine Baſe, ohne Zweifel könnt ihr mir ſagen, — — Aber wie? ich bin allein? Wie konnte ſich meine Zuhörerin ſo leiſe entfernen.

Bertha rief noch einige mahl den Nahmen ihrer Namensſchweſter, und erhub ſich denn, als keine Antwort erfolgte, mit dem einen Lichte, die andern waren bereits ausgegangen, um ſich nach dem umzuſehen, was jetzt ihre ganze Neugier rege machte, nach dem Kontrefey ihrer Heiligen. Wenn dieſes der groſſe ſüdliche Saal iſt, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ſo muß ich es hier finden! Der Tag bricht bereits durch die Fenſter! Hinweg mit der Kerze, ſie nützt mir nicht!

Die Zeit, wenn Tag und Nacht ſich ſcheiden, iſt, laut alter Sagen, Geiſtererſcheinungen ſo günſtig als die ſchwarze Mitternachtſtunde. Die furchtloſe Bertha, die ſich in jener Nacht nicht geſcheut hatte, fühlte auch kein Grauen in dieſer,

und wie hätte ſie auch geſollt, da in ihrer Phantaſie keine Geſpenſterideen einheimiſch waren, und ſie zur Zeit noch nichts erfahren zu haben glaubte, das die gemeinen Sagen von ſolchen Dingen begünſtigen könnte.

Bertha mochte die Fenſtergardinen zurückziehen wie ſie wollte, mochte im röthlichen Morgenlichte die Wände des Saals noch ſo genau betrachten, ſie ſah nichts, das einem Bilde ähnlich war, ſie ſtand jetzt an der Thür des ſüdlichen Kabinets, und ohne Rückerinnerung, daß ihr der Eintritt in daſſelbe von ihrem Oheim verboten war, öfnete ſie es, und ging hinein. Ein ſchnell umher geworfner Blick zeigte ihr, wie ſie meinte, in der Tiefe des Zimmers ihre gute Freundin, die Matrone.

Freudig auf ſie zueilen, und im Näherkommen ſich durch ein Bild in Lebensgröſſe, das Frau Berthens volle Aehnlichkeit trug, getäuſcht ſehen war eins. Das Fräulein fühlte, ſie wußte noch nicht ganz warum, bey dieſem Anblick einen kleinen Schauer. Es giebt Augenblicke, da uns nach langer Unwiſſenheit die Wahrheit auf einmal mit vollem Lichte in die Seele strahlt; der gegenwärtige war einer von dieſen. Berthens Zittern vermehrte ſich von Sekunde zu Sekunde, doch hatte ſie noch Muth,

dem groſſen Bilde der weißen Frau, das man noch zu Schloß Neuhaus ſehen kann, zu nähern. Vielleicht wär alles, was ſie jetzt empfand, für ein ſo vorurtheilfreyes Gemüth, als das ihrige, durch ein klein wenig Faſſung, oder durch Vorſtellung von allerley Möglichkeiten ſchnell hinweg zu hauchen geweſen, aber als jetzt Frau Bertha in Perſon doch ſchattenartiger als je vor ihr überglitt, als eine hohle unartikulirte Geiſterſtimme ihr zutönte: Bertha, kennſt du mich nun? da mußten wohl alle Zweifel ſchwinden, ſie ſah auf einmal hell, wogegen ſie ſo lang blind geweſen war. Das ſchreckensvollſte Gefühl, das ſich denken läßt, übermochte ſie, ſie ſank empfindungslos vor dem Bilde der weißen Frau zu Boden.

Die Sonne ging völlig herauf, der Mittag kam heran, das Fräulein ward im Schloſſe vermißt. Der Baron ward äuſſerſt unruhig, denn er liebte die ſanfte Bertha vollkommen, ſo ſehr als ſie verdiente. Man ſagte ihm, man habe bereits alles nach ihr durchſucht, um ihn durch die Nachricht von ihrem Verluſt nicht zu zeitig zu ſchrecken. Was ſollte man denken? Flucht oder Entführung aufs Tapet zu bringen, würde Unſinn geweſen ſeyn. wer ſollte die eingezogene Bertha, die faſt niemand kannte, ent-

führen? und warum hätte ſie aus den Armen ihres Vaters fliehen ſollen?

Haſtig fragte der alte Herr, ob man in der Librarey geweſen ſey? — Wie konnte man? Der heilig bewahrte Schlüſſel zu dieſem Orte war in ſeinen Händen, auch wagte ſich niemand von dem Schloßgeſinde, dem bekannt war, daß die weiße Frau dort hauptſächlich ihren Aus- und Eingang zu haben pflegte, gern in dieſe Gegend!

Dem Baron ſtellte ſich auf einmal die ſchreckensvolle Möglichkeit vor, das Fräulein könne ſich des Verbots ungeachtet dort verſpätigt haben, es könne ihr dort irgend etwas zugeſtoſſen ſeyn, das hier ſchon mehrern den Tod gebracht hatte. Daß ſie das Schloßgeſpenſt geſehen habe, ohne es zu kennen, konnte er ſchon aus ihren geſtrigen Reden muthmaſſen, und was konnte dieſes für Folgen gehabt haben? — Mehrere die hier der ätherischen Dame unverſehens begegneten, und aus Unwiſſenheit oder Muthwillen das geringſte gegen ſie verſahen, hatten bereits ihre Rache empfunden. Herr Peter von Wocken, Berthens verblichener Bräutigam, ſollte, das wußte das ganze Schloß, obgleich niemand ihr davon ſagte, von einem Anblick der weißen Frau, den Tod genommen ha-

ben; war es nicht möglich, daß ſeiner Hinterlaſſenen das nehmliche begegnet ſey?

Der alte Herr rang die Hände, und weinte wie ein Kind ob dem muthmaßlichen Schickſal ſeiner liebenswürdigen Nichte. Sich Gewißheit zu verſchaffen, oder der Verunglückten vielleicht noch Hülfe zu leiſten, brauchte man nur, ſich an den verdächtigen Ort zu verfügen; aber wie viel Ueberwindung gehörte hiezu! Das Schloßgeſinde ſchauderte vor dem bloſſen Gedanken zurück, und fürwahr, der Herr fühlte eben ſo wenig Luſt, den Ort noch einmal zu ſehen, wohin er vor einigen Jahren, weil er in ſeinem ganzen Leben das Schloßgeſpenſt noch nie geſehen hatte, ſich muthig verfügte, und wo ihn der unvermuthete Anblick deſſelben mit einem Schrecken und einer Eil zurück ſcheuchte, davon Bertha noch die Spuren geſehen hatte.

Liebe zu dem guten Fräulein überwand indeſſen jede Bedenklichkeit Der Schloßkappellan mit dem Kreuz trat vor, ihm folgte der Baron, und nach ihm ging die ganze Dienerſchaft mit allerley Wehr und Waffen auf beſorglichen Angriff verſehen.

Ach hätten ſie ſie dahinten gelaſſen! Frau Bertha war jetzt auf einer Laune, da ſich wenig von ihr befürchten ließ. Weit nöthiger als Weihwedel und Reliquien wären den Nach-

ſuchern, der armen Bertha einige Flaſchen mit ſtarkriechenden Eſſenzen, einige angebrannte Federn, oder, die Lanzette des Wundarztes geweſen, ſie wieder ins Leben zurück zu rufen! —

Man fand ſie in einem Zuſtande, der ſie mehr einer Todten als einer Ohnmächtigen ähnlich machte, vor dem furchtbaren Bilde ausgeſtreckt. Man denke, wie lang ſie hier ohne Hülfe gelegen hatte! — Ob ſie ſich in Zwiſchenräumen erholt haben mochte, um wieder in ihre ſchreckliche Bewußtloſigkeit zurück zu ſinken, weiß ich nicht; gnug man brachte ſie ohne alles Zeichen des Lebens auf ihr Zimmer und es war ziemlich ſpät gegen den Abend, da die Kunſt der Aerzte und Wundärzte ſie ſo weit gebracht hatte, daß der Baron ſich ein wenig beruhigen konnte. — Sie war jetzt würklich wieder bey ſich ſelbſt, aber zu matt zu ſprechen, oder die mindeſte Bewegung zu machen. Dieſer Schwäche folgten Anfälle von Phantaſien, in welchen ſie mehr von den Vorgängen vergangener Nacht ausredete, als ſich vielleicht mit der hergebrachten Sitte der Geiſterſeher vertrug; doch was man in der Hitze thut, wird einem nicht zugerechnet, und dieſer Fehler ging alſo der in ſolchen Dingen ganz unerfahrnen Bertha auch ungeſtraft hin.

Der Oheim ſaß an ihrem Bette, und be- wachte jeden Anſchein von Beſſerung mit der zärtlichſten Aengſtlichkeit, aber auch denn, als ſie ſchon völlig gerettet hieß, hütete er ſich wohl, kühne Fragen an ſie zu thun, oder ähnliche, die er von ihr gewärtig war, zu begünſtigen.

In der erſten Nacht, da Bertha die Rech- te einer Wiedergeneſenen, unbewacht zu ſchla- fen, genoß, hatte ſie ein Geſicht, davon die ne- ben ihr ſchlummernde Zofe, deren Geſellſchaft ſie jetzt für nöthig hielt, nichts vernahm, und das ſie erſt nach vielen Jahren ihren Freunden mittheilte. — —

Die roſenbergiſche Matrone ſtand vor ihr, ganz ſo, wie ſie ſie geſehen hatte, als ſie ſie noch für eine Sterbliche hielt. Bertha, ſagte ſie, ich habe dich geſchreckt, das wollte ich nicht! Wie wars möglich, daß du, bereits ſo vertraut mit mir, dergeſtalt durch meine völlige Kennt- niß erſchüttert wurdeſt? Doch du biſt eine Sterbliche, und ich verzeihe dir. Du wirſt mich wachend nie wieder ſehen; ich liebe dich zu ſehr, als daß ich durch meinen Anblick dein Leben in Gefahr ſetzen ſollte; aber um dich zu ſeyn, und für dich zu wachen, werde ich nie aufhören. Viel- leicht haſt du einſt durch mich dein Liebſtes ver- loren; wohl gut, ich bin dir Vergütung ſchul- dig, und du ſollſt ſie haben! Feyre jetzt mein

nahbevorſtehendes Gedächtnißfeſt, die Stiftung des ſuſſen Brey's, mit der Würde, die einer roſenbergiſchen Dame und meiner Namensſchweſter zukommt, zähle von demſelben funfzehn Tage, und du wirſt den zu ſehen bekommen, der dir den Verluſt deines Bräutigams erſetzen ſoll.

Bertha erwachte, und fühlte ſich merklich geſtärkt, beſonders durch das Verſprechen der weiſſen Frau, ihr nie wieder wachend zu erſcheinen Der bloſſe Gedanke ein übermenſchliches Weſen, mit welchem ſie ſich ſo gemein gemacht hatte, als ob es ihres Gleichen wär, wieder zu ſehen, hatte ihr bisher ein Grauen verurſacht und ihre Geneſung verzögert. ſie ſah ſich als eine unglückſeelige Perſon an, die ſich unter ihren Zeitgenoſſen bald durch den Namen einer Träumerin auszeichnen, bald dahin gebracht werden könnte, bey gehäuften Abentheuern aus der Geiſterwelt, an ihrem eigenen Verſtande zu zweifeln, oder ihn würklich zu verlieren. Jetzt war ſie durch das Ehrenwort der geſpenſtiſchen Dame geſichert; ſie konnte ruhig in die Zukunft blicken, riß ſich mit Gewalt von dem Andenken ans Vergangene los, und genas zuſehens.

Mit Entzücken ſchloß ſie ihr Oheim wieder friſch und blühend in die Arme, machte mit doppelter Munterkeit die gewöhnlichen Anſtal-

ten zu dem alten roſenbergiſchen Stiftungsfeſte, und Bertha ihrer Seits, rüſtete ſich auch, die ihr bey demſelben übertragene Ehrenrolle mit Anſtand zu ſpielen. Wir haben dem Leſer ſchon etwas von der Entſtehungsart dieſes Feſtes geſagt, nun auch ein Wort von ſeiner Benennung, wiewohl es uns ſchier Unmöglichkeit dünkt, daß ein Mährchenfreund deutscher Nation die Mahlzeit des ſüſſen Breyes nicht ſo gut zu beſchreiben wiſſen ſollte als wir.

Die roſenbergiſche Dame, welche ihr Schickſal, oder irgend eine ungebüßte Schuld nach ihrem Tode zum Geſpenſt machte, hatte den Armen, die ihr bey Erbauung des Schloſſes Neuhaus geholfen hatten, am Ende zur Ergötzung ein Gaſtmahl geordnet, in welchem die Hauptſchüſſel ein ſüſſer Milchbrey war. Ein Gericht gute Fiſche. Ein Laib Brod mit Honig, ein Krüglein Wein, und ein Silbergroſchen machten die übrigen Theile der köſtlichen Bewirthung aus, deren Wiederholung in der Folgezeit für die Enkel der weißen Frau keine ſo kleine Sache war, als ſie zu ihren Zeiten geglaubt haben mochte die Zahl der Armen nahm mit jedem Jahre zu, und man mußte ſo reich und ſo großmüthig ſeyn, als Baron Mathias, die Stiftung ehe zu vermehren als zu ſchmälern,

Der Geneſung der geliebten Bertha zu Ehren wurde das Feſt dieſesmal verſchwenderiſcher gefeyert als je. Das Fräulein ging wie ein Engel unter ihren Gäſten umher, die ſich auf der grünen Matte vor der Burg gelagert hatten, und theilte ihnen das Beſtimmte aus, das ſie, von der Freygebigkeit des Barons bereichert, auch durch manche heimliche Gabe vermehrte. Ihr tönten laute Segenswünſche, aber um die Verfertigung ihres Konterfeys ſprach ſie doch niemand an, ungeachtet der Nachwelt mit demſelben mehr gedient geweſen ſeyn würde, als mit dem Bilde der weißgeſchleyerten roſenbergiſchen Wittfrau, und deren Anblick wohl niemand etwas gefälliges finden konnte, als eine gutherzige Bertha, die Mitleid für Wohlbehagen annahm.

Die Geſchichte von dem Abentheuer des Fräuleins hatte ſich, obgleich wenige die rechte Beſchaffenheit deſſelben vollkommen wußten, doch weit ausgebreitet, und die junge Perſon, welche die Hauptrolle in derſelben ſpielte, war ein allgemeiner Gegenſtand der Neugier und Bewunderung geworden. Es gab einige roſenbergiſche Vettern, welche die ſchöne Muhme noch gar nicht kannten, oder ſie bisher auf dem öſterlichen Familienbeſuch unter den ſchönern und reichergekleideten Baſen und Bäslein gern über-

ſehen hatten; einer oder zwey derſelben konnten der Oſterzeit, die ohnedem noch fern war, nicht erwarten, um das Fräulein nach Bequemlichkeit auf dem Schloſſe des alten Oheims beängeln zu können, ſondern ſie faßten lieber den romantiſchen Entſchluß, ſich unter die Armen zu miſchen, die Berthens Milde ſpeiſen ſollte, und daſelbſt die erſte Gabe aus ihren Händen zu erhalten.

Bertha ging unbefangen in ihrer Unſchuld zwiſchen den dichten Reihen ihrer Gäſte einher, theilte rechts und links aus, ohne drauf acht zu haben, daß hier und da ein vollwangichter krauslockichter Bube, das lebendige Gegenbild der Dürftigkeit ſich zu ihrer Milde drängte. Einer von ihnen war kühn genug, die weiße wohlthätige Hand, die ihm das Laiblein Brod darreichte, zu faſſen und ſie an ſeine Lippen zu ziehen. Das Fräulein ward nicht beleidigt; der Armuth konnte ſie wohl eine Freyheit verzeihen, die ſie nach damaliger ſtrenger Jungfernſitte, keinem Fürſten würde geſtattet haben.

Was fehlt Euch, guter Mann? fragte ſie mit mitleidigem Blick, ohne zu bedenken, daß dem Inhaber dieſes Geſichts gar nichts fehlen konnte, ihr habt wohl ein beſonderes Anliegen?

O ja, gnädiges Fräulein! rief der unbekannte Vetter, dem Bertha in dieſem Augenblick, durch Tugendübung verſchönert, wie ein Engel vorkam, o ja, und ich wollte die Welt drum geben, es Euch entdecken zu dürfen.

Ihr ſeht wohl, antwortete ſie freundlich, daß ich mich jetzt nicht lang bey Euch aufhalten kann, aber ſucht Gelegenheit, mich auf dem Schloſſe zu ſprechen, und ſo ich das, was ihr begehrt, durch Vorbitte bey meinem Oheim erhalten kann, ſo ſolls Euch werden. Drauf zog ſie ein ziemliches Silberſtück aus dem Seckel und gab es ihm, der von ſeinen lauſchenden Geſellen ob der milden Gabe wacker gehöhnt, und den ganzen Tag der Jungfernſöldner genennt wurde.

Spottet wie ihr wollt, ſagte er, die erſte Spende der liebenswürdigen Bertha iſt mir Unterpfand noch weit gröſſerer Milde, und die Beſtellung aufs Schloß? Das Erbieten zur Vorbitte bey dem Oheim? — Was ſagt ihr dazu? — kann wohl ein Liebhaber ſich bey dem erſten Geſpräch gröſſere Gunſt von ſeiner Dame rühmen, als ich?

Die Sache ward belacht und commentirt; man weiß wie junge Geſellen es machen, dieſes Geſchlecht war ſich in allen Jahrhunderten gleich. Aber der Begabte, dem würklich das

Fräulein im Herzen wohlgefallen hatte, nahm die Sache ernſtlicher als die andern, und bekannte ihnen frey, daß er Eil habe, die ſchöne Bertha wieder zu ſehen, und mit ihr zur Richtigkeit zu kommen; aber, fuhr er fort, wie iſt das zu machen? Die öſterliche Beſuchzeit bey dem Baron iſt noch fern, zudem haben wir uns unter dem andern Haufen von Vettern und Muhmen ſo ſelten bey ihm eingefunden, daß er uns kaum kennen, daß er uns vielleicht als Fremde behandeln würde, wenn wir es wagten, ihn auſſer der Zeit heimzuſuchen. Das Fräulein bekommt man übrigens, wie ich höre, kaum zu ſehen, wenn man bey ihm einſpricht; ſagt ſelbſt, welcher Mann wird wichtig genug ſeyn, uns freundliche Aufnahme, und Berthens Anblick zu verſchaffen?

Es ward viel Rath über dieſe Dinge gepflogen, und daß die Jünglinge zum Beſten ihres verliebten Gefärthen, endlich einen Ausweg fanden, das wird man ihrem Scharfſinn, denke ich, wohl zutrauen.

Das Feſt des ſüſſen Breys war noch nicht vierzehn Tage vorüber, ſo erhielt Baron Mathias Botſchaft von dem Prinzen von B . . . , der ſo wie mehrere Fürſten ſeinem Hauſe verwandt war, ſo es ihm gefällig wär, wollte er

mit einem kleinen Gefolge in den nächſten Tagen auf ſeiner Burg einſprechen.

Das Fräulein nahm dies als Loſung an, ſich wieder auf ihr Zimmer zurück zu ziehen, und der Einſamkeit zu pflegen, die ſie ſo ungeſtört, wie immer, bey ſolchen Gelegenheiten zu genieſſen hoffte. — Hätte ſie dem, was ihr die weiße Frau bey der letzten Erſcheinung ſagte, mehr Aufmerkſamkeit geliehen, hätte ſie nachgerechnet, daß es gerade der funfzehende Tag nach der roſenbergiſchen Spende war, da die fremden Herrn auf der Burg einritten, ſo würde ſie vielleicht gemuthmaßt haben, daß ſie dieſes mahl wohl auch mit zur Geſellſchaft gehören mußte, wenn ſie heute den ſehen ſollte, der beſtimmt war, ihr die Stelle ihres verblichenen Bräutigams zu erſetzen.

Bertha beweinte ihren erſten Geliebten noch zu redlich, um einen ſolchen Erſatz nur zu wünſchen, auch ſchien ſie dieſen Theil ihres Traumgeſichts ganz vergeſſen zu haben, wie ſie denn überhaupt gern ihre Gedanken von allem losriß, was Beziehung auf die geſpenſtiſche Matrone hatte.

Sie machte dieſesmal ihre Toilette ſo nachläßig als möglich, und ſetzte ſich an ihren Spinnrocken, den ſie bis zur Mittagszeit ohne Ruhe umtrieb, da die Dirne, die ihr zu Tiſche dien-

te, hereintrat, und indem ſie die Tafel bereitete, viel Erzählens von dem lieben jungen ſchönen Prinzen von B . . . und den drey wackern Rittern machte, die ihn begleiteten.

Bertha antwortete hierauf wenig, und wollte ſich eben von ihrer Arbeit zu Tiſche ſezzen, als ſie den podagriſchen Schritt des Barons auf der Gallerie hörte, und ihn bald darauf hereintreten ſah.

Heilige Maria, mein Oheim! ſchrie Bertha, indem ſie ihm entgegen trat, was kann euch bewegen, jetzt Eure Gäſte zu verlaſſen?

Die höchſte Nothwendigkeit, mein Kind! Du mußt dich entſchlieſſen, unten bey der Tafel zu erſcheinen; ich wollte dir es ſelbſt ankündigen; denn mir, denke ich, wirſt du doch keine abſchlägige Antwort geben!

Aber Himmel, mein Anzug! rief Bertha, indem ſie in den Spiegel ſah. Dieſes weiße häusliche Gewand! Dieſe ungeflochtenen Locken!

Ließ ſich das nicht in der Eil ändern?

Unmöglich, mein Oheim! Dies brauchte wenigſtens eine Viertelſtunde Zeit, indeſſen erkaltet das erſte Gericht!

Nun ſo komm wie du biſt! Du findeſt lauter Familie; der Prinz von B . . . iſt unſer Verwandter, und ſeine Begleiter, drey Herrn von Roſenberg, ſind auch unſre Vettern.

Aber mein Gott! welch eine Forderung?

Komm nur, ſie baten ſo ſehr um Vergunſt, ihre Muhme zu ſehen, ich konnte unmöglich Nein ſagen!

Glühend vor Scham über die vernachläßigte Toilette, und unausſprechlich liebenswürdig in ihrer Verlegenheit, trat Bertha an der Seite ihres Oheims in das Tafelzimmer; vielleicht würde ſie durch den vollkommenſten Modeputz ihrer Zeit kaum ſo ſehr verſchönert worden ſeyn, als durch die kunſtloſe Tracht, in welcher ſie ſich den Augen ihrer Vettern darſtellte. Die Mode ihres Jahrzehends war ein wenig ſteif, auch giebt es Geſichter, die im höchſten Staate nie zu ihrem Vortheil erſcheinen, zu welcher Klaſſe Berthens unſchuldige wenig hervorſtechende Züge gehörten.

Man bewillkommte ſich nach damaliger Sitte, man ſetzte ſich zur Tafel, Bertha war Wirthin; ſie ſprach wenig, aber das wenige gut. Ihr Auge war überall, daß nichts zum Wohlſeyn der Gäſte vernachläßigt wurde, und ſie bemerkte bey dieſer Beſchäftigung nicht, daß dieſe Gäſte, beſonders der Eine, keine Augen hatten, als für ſie.

Nach der Tafel ging man ſpazieren. Bertha mußte bey dieſer Geſellſchaft bleiben, und einer der vier Vettern war immer an ihrer Seite, daher ſich unter dem Schloßgeſinde, dem das etwas ungewohntes war, die Sage erhub: Der

Brautkranz ſchwebe über dem Haupte des Fräuleins, und einer der vier Ritter werde ſie ſicher heimführen; welcher? das war eine groſſe Frage, doch weil jedermann der guten Bertha das höchſte Glück, die höchſte Ehre gönnte, ſo fiel die Stimme einhellig auf den Prinzen.

Es war nicht ohne Grund der Wahrheit, daß die ſtille Bertha an dieſem Tage mehr von Liebe hörte, als vielleicht in ihrem ganzen Leben. Denn der verblichene Bräutigam, Herr Peter von Wocken, war zu ſeiner Zeit ein ſchlichter geradſinniger Kempe, der ſein Liebchen von Herzen meynte, ohne es ihm in jeder Minute auf zehnerley Art zu verſtehen zu geben. Die Höflinge, mit welchen Berthen das Glück, oder ihre geſpenſtiſche Namensſchweſter heute in Geſellſchaft gebracht hatte, wußten die Kunſt der Minne auf gar feinere Art zu treiben, und das Herz des jungen Fräuleins wär verloren geweſen, wenn es zu den gewöhnlichen Alltagsherzen gehört hätte, an welche man nur anklopfen darf um eingelaſſen zu werden.

Berthens Herzensthür hatte an dem Andenken des verſtorbenen Geliebten einen Hüter, der nicht ſo leicht zu beſtechen war, ſie verſchloß ſich um ſo feſter, je heftiger man ſie beſtürmte. — Der Abend kam heran, und das Fräulein

war froh, daß die Gäſte, von denen ſie ſich ſol-
cher Ueberlaſt nicht verſehen hatte, ihren Ab-
ſchied nahmen, und ſie ſich in ihr Kämmerlein
zurückziehen konnte. Doch hatte ſie, ehe dieſes
geſchehen durfte, noch eine ernſte Vorhaltung
von ihrem Oheim auszuhalten, wegen ihrer
Hartherzigkeit, in welcher erwieſen wurde, daß
man die Toden vergeſſen, und auf das Glück
der Lebendigen denken müſſe.

Wer von den vier Vettern, der Prinz
oder einer ſeiner Ritter, den Baron dergeſtalt
in ſeinen Vortheil gezogen hatte, wußte zur
Zeit noch niemand als die dabey intereſſirten
Perſonen, wir aber können es dem Leſer wohl
ins Ohr ſagen, daß es der ältere Herr von
Roſenberg war, ein ſtattlicher Ritter, der die
Welt geſehen, und ſich durchs Schwerd ſchon
viel Ruhm und Ehre erworben hatte, alſo auf
alle Weiſe ein liebens- und wählenswürdige-
rer Gegenſtand, als der blonde funfzehnjährige
Fürſtenſohn, ein junger Herr, bey welchem zur
Zeit noch jugendlicher Leichtſinn die Hauptrolle
ſpielte, indeß alles übrige, das Gute und das
Böſe, nur Anlage war.

Dieſer Jüngling hätte ſich zu der ern-
ſten ſtillen Bertha geſchickt, wie ein Trinklied
zur hohen Meſſe, auch dachte er nicht an ſie;

er hatte den Beſuch bey ſeinem alten Vetter, nur ſeinem Freunde, Herrn Heinrichen von Roſenberg, zu liebe veranſtaltet, um ihm Gelegenheit zu dem Rendezvous zu geben, zu welchem er von der unſchuldigen Bertha beym Feſte des ſüſſen Breyes beſchieden worden war, und davon ſie nun, da er ſich ihr entdeckt hatte, ſo wenig als von der verſprochenen Vorbitte beym Oheim etwas hören wollte.

Da die weiße Frau Wort hielt, und ſich nicht wieder vor Berthens Augen ſehen ließ, auch ihr im Traume nichts von ihrer Meynung über dieſe Dinge zuflüſterte, ſo können wir nicht genau ſagen, welches dieſelbe war, und müſſen uns begnügen, dem Leſer das mitzutheilen, was die Sage ihr zur Laſt legte, ungeachtet wir es mit dem Vorurtheil, das wir zu ihrer Klugheit und Gutmüthigkeit haben, nicht recht zuſammen zu räumen wiſſen.

Die roſenbergiſche Matrone, ſo lautet die Tradition, hatte Fräulein Bertha von Neuhaus dermaßen in Afektion genommen, daß ſie wünſchte, ſie aus ihrer Niedrigkeit auf die höchſte ihr allenfalls erreichbare Staffel der Ehre zu erheben. Eine fürſtliche Heyrath war ihr nicht zu hoch für ihre Favorittin, und ſie dachte in allem Ernſte darauf, ihr den jungen Prinzen von B... zum Gemahl zu geben. Die bejahrten Hey-

rathsſtifterinnen ziehen ſelten den Geſchmack oder das wahre Wohl beyder Theile, immer nur ihren wahnvollen Eigenſinn zu Rathe, ſo auch hier: Bertha und der fürſtliche Jüngling paßten nicht für einander, und keinem kam ein Gedanke von Liebe in den Sinn, welches letztere die geſchäftige Frau Baſe bald gewahr ward, es ſehr hoch empfand, aber es doch nur an einem Theile zu rächen trachtete. Bertha war der Liebling der geſpenſtiſchen Matrone, ſie ſollte leer ausgehen, denn die weiße Frau, der Sitte ihres Geſchlechts noch ſo ziemlich kundig, urtheilte weislich, daß ein Fräulein nicht lieben kann, wenn ſie nicht zur Liebe aufgefordert wird, und daß die Verſchmähte ſehr billig Kaltſinn mit Kaltſinn belohnt.

Ein deſto ſtrengeres Gericht erging über den armen Prinzen. Warnende Träume machten den Anfang, um ihn zu dem anzumahnen, was man ihm aufbürden wollte. Sinnbildlich waren ſie und für ihn ſchwer zu deuten. Prinz Erdmann verſtand nicht, warum ihn der Traumgott unaufhörlich nach Schloß Neuhaus verſetzte, und ihm aus der Hand ſeiner Muhme Bertha bald Kränze bald Ringe nehmen ließ. Er fand das junge Fräulein recht ſchön und liebenswürdig, aber wie er dazu kam, ſie jede Nacht im Traume zu ſehen, das konnte er nicht be-

greifen; wachend dachte er wenig an ſie, als wenn der Herr von Roſenberg ihm etwa von dem ſchläfrigen Fortgang ſeiner Liebe unterhielt. Dieſe Lamenten hörte er noch dazu höchſt ungern, weil er noch ſchlechterdings gar nichts von dem zarten Minnetrieb erfahren hatte, und alſo auch unmöglich Mitleiden mit einem verliebten Dulder haben konnte. Ritter, ſagte er eines Tages zu dem trauernden Jünglinge, zur Linderung eurer Quaal wollte ich euch wohl meine Träume gönnen; ſie mahlen mir jede Nacht eure Bertha ſo ſchön und freundlich, als ich wünſchen wollte, daß ſie Euch erſchien. — Ach, mein Prinz, antwortete Herr Heinrich von Roſenberg, daß nur nicht etwa meine Gefühle in Eure Bruſt übergehen! Welch einen gefährlichen Mitbuhler würde ich an Euch haben!

Der übermüthige Jüngling beantwortete dies mit Lachen, und eilte zu ſeinen Pferden, die, nebſt der Jagd, vor der Hand noch das einzige waren, was er mit Leidenſchaft und Beſtändigkeit liebte. Berthens ungebetene Verſprecherin ſahe, daß ſie dem Widerſpenſtigen näher treten mußte, ſie hatte ohnedem die Art kleinſtädtiſcher Frau Baſen, welche den kleinſten Grad von Verwandſchaft zum Vorwand machen, ſich in groſſen Häuſern zuzudringen. Brandenburg, Baaden, Hanover und andere ihrer

Familie verwandte Häuſer, genoſſen ſchon längſt der Ehre, ſie zuweilen zu ſehen, und dem Hauſe von B . . . ward jetzt dieſe Erſcheinung öfter als je zu Theil. Sie rumorte auf den Vorrathsböden, ſtrich mit ihrem Schlüſſelbund durch die weiten Säle, und ließ ſich oft ſo gar bis zu dem Pferdeſtall herab. Am öfterſten ließ ſie ſich in dem Zimmer des Prinzen ſehn, zwar für ihn noch immer unſichtbar, aber deſto fürchterlicher für ſeine Kammerbedienten, welche oft nicht wußten, wie ſie ſich geberden ſollten, um die Aeuſſerungen von Furcht und Entſetzen mit der Hofetikette zu vereinigen.

Das Anregen zur Reiſe nach Neuhaus, um die ſchöne Bertha zu ſehen, ward immer deutlicher. Voll Unmuth riß ſich der gequälte Jüngling einſt um Mitternacht aus ſolchen Träumen empor, und eilte ans Fenſter, da ſah er ganz deutlich die weiße Frau, wie ſie ihm oft beſchrieben worden war, ſein Leibroß aus dem Stalle, in den Mondbeglänzten Hof leiten, bis ſie in einer Ecke verſchwand, da denn das Zaum- und zügelloſe Thier mit unerhörtem Toben den Rückweg nach dem Stalle nahm.

Der Prinz weckte ſeine Leute, ſie fanden den Stall verſchloſſen, aber das Pferd ſehr unruhig. Die Klügſten unter ihnen ſchüttelten den Kopf und meynten, die Sache ſey nicht

auf die leichte Achſel zu nehmen, es ſey hier ohne Zweifel ein Unglück im Anzug. Die Erſcheinung der weißen Frau, die ſich jetzt ſo oft blicken laſſe, deute nie auf etwas gutes, und es werde dem Prinzen zu rathen ſeyn, den morgenden Tag nicht auszugehen, noch weniger das Roß zu beſteigen, das bey dem nächtlichen Abentheuer irgend etwas von dem Gifte könnte bekommen haben, das ein böſer Geiſt ſchon mehrmals den Roſſen unter den Hafer geſprützt, und dadurch das Verderben ihrer Herrn bewürkt hätte.

Das Schrecken des Prinzen über den Anblick des Schloßgeſpenſts war noch zu neu, als daß er wider das, was ſeine Diener ſagten, etwas hätte einwenden ſollen; er legte ſich mit dem Entſchluß, ihrem Rathe Folge zu leiſten, wieder zu Bette, wo ihn bald der Schlaf überfiel; ein feſter traumleerer Schlaf, der alle Schreckbilder verwiſchte, die ſich ſeiner Seele eingeprägt hatten. Sie dünkten ihm, da er erwachte, nur ein Nachtgeſicht zu ſeyn, und er erhub ſich nach Gewohnheit, um auszureiten. Man ſtellte ihm vor, was er dieſe Nacht ſelbſt geſehen und ſtillſchweigend eingeſtanden hatte; umſonſt, er beſtand auf ſeinem Sinne. Er beſtieg das Roß, das ſich vor wenig Stunden an der Hand der weißen Frau gebäumt hatte, und

das nun geduldig wie ein Lamm daſtand; aber ſo bald es die Schloßbrücke hinter ſich hatte, nicht mehr zu zähmen war, und mit verhängtem Zügel einen Weg nahm, dahin der Prinz gar nicht gedachte.

Es iſt der Weg nach Schloß Neuhaus, ſagte der muthwillige Reuter, als ſein Gefärthe Herr Heinrich von Roſenberg ihm endlich behülflich war, das unbändige Thier ein wenig zur Räſon zu bringen. Es iſt der Weg zu deiner Bertha; ſetze dich auf, mein Freund, die weiße Frau hat dieſem Roſſe dieſe Nacht ein Wort ins Ohr geſagt, das ſeinen Reuter in wenig Minuten nach dem Orte bringen wird, wo ich nichts zu thun habe.

Der Herr von Roſenberg antwortete hierauf nichts, ſondern rieth dem jungen Uebermüthigen, für heute lieber den Rückweg nach Hauſe zu nehmen, da ja ohnedem heute das Wetter weder Jagd noch Spazierritt begünſtigte. — Der Vorwand that ſeine Würkung; unter einem andern würde der ſtörrige Jüngling ſchwerlich zum Heimzuge zu bereden geweſen ſeyn.

Man ſagt, kein feindſeliges Weſen habe Macht an dem Menſchen, ſo lange er ſich nicht durch irgend einen Frevel des ſchirmenden Schilds ſeines Schutzengels beraubt habe. Prinz Erdmann hatte ſchon manches geſagt und gethan, das ſich

vor dem ſtrengen Gericht der Geiſter nicht ganz entſchuldigen ließ, und ehe eine Stunde verging, ſollte er ſich noch mehr vergangen, und dadurch ſeinen Untergang unvermeidlich gemacht haben.

In dem fürſtlichen Hauſe von B . . . lebte die alte Markgräſin von ... eine venerable Matrone von drey und neunzig Jahren, Grosmutter oder Grostante des damals lebenden Geſchlechts; ſie war noch munter für ihr hohes Alter, und dabey ſo gut und gefällig, daß nur ein junger Hitzkopf, wie ihr Urenkel, mehr beſagter Prinz, ihr Liebe und Achtung verſagen, und ſich dann und wann durch ihre Weiſungen beleidigt finden konnte.

Als er dieſesmahl mit dem Herrn von Roſenberg von dem kurzen Spazierritt zurück kam, war es eben Zeit zum Frühſtück, und die jungen Ritter gingen, ſo wie ſie von den Pferden ſtiegen, in den groſſen Geſellſchaftsſaal, wo die ſämmtlichen Damen des Hauſes bey der Morgenſuppe verſammelt waren. O, mein Kind! rief die alte Dame dem Prinzen entgegen, Gott ſey Dank, daß wir dich wieder ſehen! Todesangſt haben wir deinetwegen ausgeſtanden. Ein Unglück ſteht unſerm Hauſe bevor! wir werden nächſten Tages eine Leiche ſehen! Würde ich es ausgehalten haben, deinen Tod erleben zu müſſen?

Und warum den meinigen, gnädige Frau? fragte der Jüngling ziemlich übereilt.

Du meynſt, erwiederte die Matrone, die, welche dich warnt, ſey zum Sterben reifer als du? — O, mein Kind, wenn wirſt du lernen, daß das Alter im Lehnſtuhl ſicherer vor dem Tode iſt, als die unvorſichtige Jugend auf ihren Luſtwegen? — Wilder Pferdebändiger! dein Raſen kann dir über kurz oder lang den Untergang bringen!

Kann ich erfahren, fragte der Prinz eine ſeiner Schweſtern leiſe, wie ich zu dieſer Predigt komme?

Das Fräulein weinte. „Unſerm Hauſe, ſchluchzte ſie endlich, ſteht allerdings ein Unglück bevor. Jener Mann im ſchwarzen Rocke bringt Poſt, daß der Tod weiſſagende Leichenſtein unſers Uranherrn, in der Kirche zu *** ſtark geſchwitzt habe! Du weißt, was dieſes zu bedeuten hat.

Nun, erwiederte der Tollkühne, ſo will ich hin, will ein Tuch mit dieſem vordeutenden Todesſchweiße netzen, und es der Markgräfin bringen, daß ſie ſterben lerne.

Kaum hatte er ausgeredet, ſo verſchwand er aus dem Zimmer, flog die Stiege hinab, und warf ſich auf das noch geſattelte Roß, das man im Hofe auf und abführte, damit es ſich von der vorigen Erhitzung erholen möchte. Es dampfte und

ſechzte noch, der Stallmeiſter bat, des ſchönen Thiers zu ſchonen, aber es war, als wenn der nehmliche Dämon, der in voriger Nacht dem Roſſe Gift in den Hafer geſprützt haben ſollte, auch das Hirn ſeines Eigenthümers ein wenig verrückt hätte! Er nahm keine Warnung an, und wie ein Pfeil von der Sehne, flog er auf dem Thiere, das mit ihm gleichen Trieb zum Verderben fühlte, davon, nach der zwey kleine Meilen entlegenen Kirche, wo ſich bereits die ganze Gegend verſammelt hatte, um den fürſtlichen Leichenſtein ſchwitzen zu ſehen, und die Deutung dieſes Wunders auf die alte Markgräfin zu machen.

Der Herr von Roſenberg war dem Prinzen ſo eilig als möglich gefolgt; das Verlangen der fürſtlichen Damen, und ſeine eigenen Beſorgniſſe um den jungen Unvorſichtigen nöthigten ihn, denſelben ſeinem Schickſale nicht allein zu überlaſſen; er langte wenig Minuten nach ihm an, ſtieg ab, und fand ihn unter dem dichten Haufen, bey dem ſchwarzen marmornen Denkmahl ſtehen. Ein Gelehrter aus der nahgelegenen groſſen Stadt, den das Gerücht von dem Mirakel auch herbey gezogen hatte, hatte ſich zu ihm geſellt, und erklärte ihm weitläuftig, daß die Feuchtigkeit, welche von den weinenden Steinen herabtroff, keinesweges etwas

übernatürliches ſey, und ſich ſehr leicht aus dieſen und dieſen Urſachen herleiten laſſe.

Demonſtrationen dieſer Art, ſagt der erſte Erzähler dieſes Mährchens, ſind der ungläubigen Jugend jederzeit willkommen. Der Prinz horchte, und lachte dazwiſchen über die Hirngeſpinſte, die ſich ſeine Urahnfrau machte. Auch der Herr von Roſenberg war unaufmerkſam, doch enthielt er ſich jeder unvorſichtiger Aeuſſerung, wie er denn überhaupt ein edler beſcheidner Mann war, der auch aus dieſem Grunde die Hand der ſtillen Bertha verdiente. Als der Demonſtrator nichts mehr zu ſagen hatte, und man doch hier nichts weiter ſah, als eine gaffende Menge und herabfallende Tropfen eines feuchten Gewölbes, da entſchloß man ſich zurück zu reuten. Herr Heinrich ſchlug dem Prinzen vor, die Pferde zu wechſeln, aber dieſer nahm das als Beſchimpfung an. Er geſtand ein, daß ihm das tolle Thier im Herüberreuten viel Noth gemacht und mehrmals mit dem Sturze bedroht habe, aber daß die ſtarken nervigten Arme des Ritters Roſenberg es beſſer würden zu regieren wiſſen als die ſeinigen, das wollte er nicht erkennen. Er ließ ſein Taſchentuch ein gutes Theil von dem ſogenannten Todesſchweiß des Leichenſteins einſaugen, und ſteckte es zu obgemeldeten Vorhaben zu

ſich, verließ dann mit ſeinem Gefärthen die Kirche, und ſchwang ſich auf das Roß, das bisher geduldig unter der Hut einiger Bauern vor der Pforte geſtanden hatte, aber nun, ſo wie es ſeine Laſt fühlte, ſein Raſen von neuem begann, ſo daß dem, der es ſahe, wie vielmehr dem Reuter, die Haare zu Berge ſtanden, und jedem der Sturz unvermeidlich ſchien.

Der Herr von Roſenberg verlor den unglücklichen Jüngling, ſo ſchnell er ihm auch folgte, bald aus den Augen. Mit Gefahr ſelbſt zu ſtürzen, ſtieß er ſein eignes Roß unaufhörlich an, um dem unſinnigen Fluge ſo nah als möglich zu bleiben. Auf Augenblicke ſahe er den Prinzen in der Ferne wieder, der immer im nächſten wieder am Horizonte verſchwand; — Die fürſtliche Burg war jetzt nahe, Roſenberg ſah den Prinzen nicht mehr, eine Viertelſtunde vor ihm, war er bereits bügellos in den Schloßhof gejagt gekommen, der Zügel war nicht mehr in ſeinen Händen; er hielt ſich nur noch an der Mähne feſt. Man ſah ſeine Gefahr und eilte ihm zu Hülfe zu kommen, aber ach, zu ſpät! Ehe man ſich ihm nur zu nähern vermochte, hatte ihn ſchon das Unglücksroß, das bald darauf zu Boden fiel, und den letzten Hauch ausbließ, abgeworfen. Der Unfall geſchahe dicht an der groſſen Stiege. Man hub den armen Jüngling auf, der,

ſo erſchüttert er auch war, doch noch begehrte hinauf geleitet zu werden. Es war Unmöglichkeit; ein Strom von Blut ſtürzte aus ſeinem Munde. Roſenberg kam zu dieſem kläglichen Schauſpiele. Er faßte ſeinen fürſtlichen Freund in ſeine Arme, der ſich ſchwächlich an ihn lehnte, und ihn verſicherte, es habe nichts zu bedeuten, und werde bald vorüber ſeyn. Leite mich nur hinauf, ſetzte er lallend hinzu, denn ich werde nicht ſterben, man ſoll nicht ſagen, daß der Schweiß des Leichenſteines auf mich gedeutet habe!

Man ſagt, der unglückliche junge Prinz habe würklich noch Kraft gehabt, dieſen Weg an Roſenbergs Arme zurückzulegen, aber Kraft die vereinten Folgen von tödlicher Erhitzung, und den gewaltſamen Sturz zu überſtehen, hatte er nicht. Er ſtarb noch am nehmlichen Tage in den Armen einer verzweifelnden Familie, die den jungen Wüſtling liebte wie er war, und mit ihm alles verloren zu haben glaubte.

Dieſes war die tragiſche Geſchichte, die man, ob ſie gleich vielleicht blos die Folge jugendlicher Unbeſonnenheit war, auf die Rechnung der roſenbergiſchen Matrone ſchrieb; was pflegt man nicht alles herbeyzuziehen, um die Fehler der Fürſten zu entſchuldigen! In wie weit Berthens Name mit hinein verflochten war, das war damals niemand bekannt als dem Herrn von Roſenberg, dem

der verſtorbene Prinz zuweilen etwas von ſeinen Träumen geſagt hatte; erſt lang nachher iſt dieſe Sage ausgekommen, und man hat ſie genutzt, der weißen Frau, unter andern gehäſſigen Namen, den Namen einer unglücklichen Heyrathsſtifterin zu geben. Wir unſers Theils, die dieſe Dame am liebſten nach ihren eigenen ſchriftlich von ſich hinterlaſſenen Zeugniſſen, die wir dem Leſer mitgetheilt haben, zu beurtheilen pflegen, erklären, daß wir ſie ſolcher Tücke für unfähig halten, und wenden uns wieder zu ihrer Favorittin, dem Fräulein von Neuhaus, daß auf dem Schloſſe des alten Barons das gewohnte ſtille Leben fortſetzte, ohne ſich durch etwas beunruhigen zu laſſen, als durch die daurenden Liebesverfolgungen des Herrn von Roſenberg, der ſich bald ſchriftlich bald durch den Mund des Oheims an ſie wandte, um ſie von der endloſen Trauer um den Verblichenen, zu einer neuen Verbindung zu bereden.

Es war in der That ſchon bald jährig, daß ſie ihren Geliebten verlor, und der Ausdruck, endloſe Trauer war alſo würklich recht wohl angebracht. Ach, die treue Bertha würde ihren Bräutigam wohl bis ans Ende ihres Lebens beweint haben, hätte man ihr Freyheit dazu gönnen wollen, und hätte ſich nicht das Schickſal eingemiſcht und ihrem Herzen anfangs Mitleid, und denn bald eine noch zärtlichere Empfindung aufgenö-

thigt, die ſo gern aus inniger Theilnehmung an des Andern Kummer erwächſt.

Der Prinz von B... war tod, und wurde als ein vornehmer Verwandter, wie ſichs geziemt, von dem roſenbergiſchen Hauſe betrauert; aber es ließ ſich an, als ſollte man bald noch eine Trauer bekömmen. Herr Heinrich von Roſenberg hatte in den beyden forcirten Märſchen die er wenig Stunden hinter einander, ſeinem fürſtlichen Freunde zu Liebe unternahm, ſeine eigene Geſundheit wenig in acht genommen. Die Ritter konnten damals ſchon weniger ausſtehen, als die Helden einiger frühern Jahrhunderte und Roſenberg lag ſehr gefährlich an den Folgen der tödlichen Erhitzung. Fräulein Bertha erhielt die Nachricht von ſeiner Krankheit, aber die Urſachen derſelben erfuhr ſie nicht; da ſie nun kurz zuvor, ein höchſt lamentables Schreiben von ihm erhalten hatte, in welchem die Worte, Grab und Tod, nicht geſpart waren, ſo glaubte ſie aufrichtig, — wie denn die Mädchen in ſolchen Stücken ſtarkgläubig ſind, — ſollte Herr Heinrich ſterben, ſo ſey ſie ſeine Mörderin. In dem Schmerz und den Gewiſſensbiſſen, die ihr dieſer Wahn verurſachte, that ſie das Gelübde auf den Fall ſeiner Geneſung, die ſie inbrünſtig vom Himmel erflehte, nicht ferner die Grauſame zu ſpielen,

ſondern zu dem, was er wünſchte, und der Oheim befahl, ja zu ſagen. —

Sie hatte dieſes Gelübde ſo laut gethan, daß man ſie beym Worte halten konnte, und es war um die Zeit des öſterlichen Familienbeſuchs, da Herr Heinrich von Roſenberg, völlig wiederhergeſtellt, eintraf, ihre Hand aus der Hand des Barons zu empfangen.

Das fehlte noch, ſie der alten Einwohnerin dieſer Mauern, der weißen Frau, lieb und theuer zu machen! Auf Schloß Neuhaus war ſie geboren, hier hatte ſie den deutungsvollen Namen Bertha empfangen, hier hatte ſie den größten Verluſt eines zärtlichen Mädchens, den Verluſt ihres Bräutigams erlitten, das wichtigſte Jahr ihres jungfräulichen Lebens verlebt, nun ſollte ſie auch hier ein Bündniß treffen, das — es möchte nun mit dem Prinzen von B... auch Bewandniſſe gehabt haben, welche es wollte — doch wenigſtens jetzt mit dem vollen Beyfall ihrer geiſtigen Patronin beehrt ward.

Sie gab ſichtliche Zeichen ihres Wohlgefallens von ſich. Es iſt bekannt, daß dieſes alte hauswirthliche Geſpenſt, ſeine Geſchäftigkeit nicht blos bey bevorſtehenden Trauerfällen zeigt, um etwa die Leichentücher aus den verſchloſſenen Truhen zu holen, oder die Lichter beym Sarge

im

im Voraus zu ordnen; nein, iſt in den ihnen verwandten Häuſern Hochzeit oder Kindtaufen vor der Thür, ſo giebt es den nehmlichen Lärmen mit Schlöſſern und Schlüſſeln. Die fleiſſige Hausfrau hat mächtig zu thun, das ſilberne Tafelgeſchirr herauszugeben, und das köſtliche Leinengeräth auszubreiten. Findet ſich denn etwa eine vorwitzige Wirthſchafterin im Schloſſe, die für die ihrer Hut anbefohlnen Koſtbarkeiten unnöthig beſorgt, der roſenbergiſchen Matrone Hinderniß in ihre Geſchäfte bringen will, ſo kommt es nicht ſelten zu Thätigkeiten, da freylich die Sterbliche allemal die Schwächere iſt, und wohl gar mit dem Leben bezahlen muß.

Wie Frau Bertha es allemal zu treiben pflegt, wenn Hochzeit in der Familie iſt, ſo auch hier; nur machte ſie das Ding ſo arg, daß man faſt keinen Schritt auf Treppen oder Sälen thun konnte, ohne Furcht ihr zu begegnen. Nur der jungen Braut begegnete ſie nie; das war die Folge ihres gethanen Verſprechens, dem ſie als eine wahre alte Edeldame treu blieb.

Es gab Perſonen, welche dem Fräulein rathen wollten, ihr gutwillig zu gefallen zu gehen, und dieſes aus folgender Urſach:

Auſſer den bekannten goldnen und ſilbernen Pokalen, Schüſſeln und Kannen des Schloſſes,

ſahe man auch oft, daß ſie ſich mit Gefäſſen von ungeheurer Gröſſe und ſeltner Koſtbarkeit trug, die niemand je zuvor geſehen hatte, und deren einige ſogar mit alten Thalern gefüllt waren bis oben an; man urtheilte nicht uneben, dies könnten Hochzeitgeſchenke für die Braut ſeyn, wenn ſie nur gleich bey der Hand wär, ſie aus den Händen ihrer Patronin zu empfangen; aber Bertha hätte nicht aller Welt Gut um den Preis genommen, ihre ehemahlige Geſellſchafterin nur noch einmal zu ſehen, auch war ihr Bräutigam, der ſo wenig als ſie einen Hang zum Geitz hatte, ſehr wider eine ſolche Wagniß um ſchnöden Gewinſts willen. Indeſſen ſchreibt ſich von dieſen Zeiten noch die Sage von einem groſſen Schatze her, der zu Schloß Neuhaus dem glücklichen Finder aufbehalten wird, und deſſen Hüterin die weiße Frau iſt. Wer ſie in der Abend- und Morgendämmerung auf den verfallenen Thürmen der alten Burg, wie ein wachſendes Geſpenſt hervorkommen ſieht, und Muth genug hat, hineinzugehen, und ihr auf den morſchen Treppen nachzuſteigen, der wird mit einigen möglichen Bedingungen die Schätze heben, die damals vielleicht der geliebten Bertha zugedacht waren.

Sie erhielt nichts davon, weil ſie nicht ſo viel Herz beſaß, es aus der Hand der ge-

ſpenſtiſchen Matrone zu nehmen; nicht einmal ein Pathengeſchenk bekam ſie, als ſie auf Schloß Neuhaus, wo ſie mit ihrem Gemahl dem alten Baron zu liebe ein ganzes Jahr hauſte, ihr erſtes Herrlein gebar. Aber ſehr geſchäftig war die weiße Frau in der Wochenſtube, wenn die Kindbetterin ſchlief. — Den kleinen Peter von Roſenberg — ſo nannte ihn Bertha nach ihrem erſten Geliebten, — ſahe man mehrmal auf ihren Armen, auch wußte ſie das Recht der Verwandſchaft an das Kind ſehr nachdrücklich zu vertheidigen, als ihr einſt die Wärterin daſſelbe kühnlich entreiſſen wollte; doch fühlte ſie ſich durch dieſe Unhöflichkeit ſo beleidigt, daß ſie nachher nicht wieder erſchien, und ſich begnügte, ihre Geliebten unſichtbarer Weiſe in Obacht zu halten. Heut zu Tage ſind obbenannte neuhaußiſchen Thürme, das Schloß zu Hanover, und die Zimmer des königlichen Schloſſes hinter dem Ritterſaal die Hauptgegenden, wo ſie ſich eignet; die Verbindungen mit andern Häuſern ſind nach und nach zu zahlreich geworden, als daß ſie ſich, ſo wie ſie ſonſt gewohnt war, überall zeigen konnte, wo ſie verſchwägert iſt.

Jungfernſprung und Roßtrab.

An der Seite des Harzwaldes unweit der alten Kaiſerſtadt Goßlar, erhoben ſich zwey Berge, das Bogez und Senne unſers deutſchen Vaterlandes; zwar nicht wie jene Felſen in Phyliſtäa, wegen irgend einer kriegeriſchen Heldenthat berühmt, aber deſto denkwürdiger durch ein Abentheuer der Minne; es gab jenen Hügeln die ſeltſamen Namen, die ihr an der Spitze dieſer Blätter erblicket, und von deren Entſtehung euch euer alter Mährchenerzähler dieſesmal unterhalten wird.

In der Mitte des fabelreichen Hains, deſſen Abentheuer noch kein Sagenforſcher ganz erſchöpft hat, lebte vor Alters ein Ritter, der ehemals reich war, deſſen ganze Beſitzungen aber vor der Hand ſich nicht weiter erſtreckten, als man aus den Fenſtern der Burg ſehen konnte, welche ſeine Vorfahren in dem wilden Walde auf einer kleinen Anhöhe erbaut hatten.

Ritterzüge nach dem heiligen Lande, Turniere und Fehden waren es, die ihn nach und nach ſo herabgebracht hatten; jetzt da er zu alt war, ſich forthin mehr mit dem einen oder dem andern abzugeben, jetzt, da die Sorge für eine

unberathene Tochter ihm am Herzen nagte, jetzt dachte er wohl drauf ſich einzuſchränken, aber es war zu ſpät! Aus dem, was die Kargheit des Vaters, und die Wirthlichkeit der blühenden Tochter erſparten, konnte kein Reichthum erwachſen; alles was ſie fruchteten, war, daß man ſich kümmerlich erhielt, und ſich mit einer Unabhängigkeit ſchmeichelte, die man im Grunde nicht beſaß.

Ritter Markard hatte unter ſeinem Schloßgeſinde, das zehnmahl geändert, und ins kleine gezogen worden war, doch niemahls einen alten Hausverwalter abſchaffen können, der ſich ein altes Inventarium von den löblichen Vorfahren ſeines geſtrengen Herrn, einen alten treuen Diener nannte, welcher auch wohl ohne Lohn und Vortheil zu dienen bereit ſey; aber im Grunde war er nichts als ein freſſender Krebs, welcher insgeheim alles Vermögen Ritter Markards aufzehrte, und ihn unvermerkt vollends an den Abgrund zog, wohin er ihn gern haben wollte.

Durch kluge Berechnungen und tauſendfache heimliche Wuchererkünſte, war alles was der Ritter ſeit zwanzig Jahren verſchwendet hatte, in Genebalds Sekel gefallen. Er war jetzt Beſitzer all' der Güter, die ehemahl ſeines Herrn waren, und Ritter Markard mochte von der

Sache denken was er wollte, ſo konnte er ihm nichts überweiſen, und mußte ſich über den wachſenden Reichthum ſeines Knechts, bald mit einer reichen Erbſchaft im Auslande, bald mit einem wuchernden Schiffe auf der Oſtſee, bald mit einem gefundenen Schatze befriedigen laſſen.

Der alte Ritter dachte hiervon was er wollte, und ſeine Tochter, Fräulein Hedwig, ein muntres Geſchöpf, dem die Augen des Leibes und des Geiſtes am rechten Orte ſtanden, hatte hierüber noch hellere Vorſtellungen. Sie trug unabläſſig an, auf Abſchaffung des alten Blutſaugers, und ward allemal mit der Unmöglichkeit abgewieſen. Laſſe ich ihn von mir, ſagte Markard, ſo ſinkt vollends alles, was weder du noch ich aufrecht zu halten verſtehen; und wär auch dieſes nicht, wie ſoll ich ihn verabſchieden ohne Zahlung ſeines rückſtändigen Lohns? du weißt, daß er mir mehrere Jahre umſonſt diente, und überall im Vorſchuſſe ſteht!

Hedwig ergab ſich der Verzweiflung ob der Verwirrung der väterlichen Angelegenheiten; es war, als ahndete es ihr, daß ſie hier endlich das Opfer ſeyn würde.

Gram und wachſender Mangel warfen den Ritter endlich aufs Krankenlager; da trat der alte Genebald zu ihm und ſprach: Herr, ſo Gott heut oder morgen über Euch gebeut, was

ſoll aus eurem unverſorgten Fräulein werden? — Ich vermag Euer Schloß, das einige was Euch übrig iſt, nicht mehr zu halten. Ihr wißt, ihr ſeyd meinem Vetter, dem bremiſchen Kaufmann, mit einer weit gröſſern Summe verhaftet, als dieſe kleine Herrſchaft beträgt. Bis ihr die Augen ſchlieſſet, möchtet er vielleicht Geduld haben, auch wohl Euren Gebeinen eine Stelle an der Seite Eurer Ahnen gönnen; aber um Fräulein Hedwig iſts denn gethan, ſo ſich nicht binnen der Zeit Gelegenheit zur vortheilhaften Heyrath findet, wozu ich noch keinen Anſchein ſehe; denn niemand wirbt um ſie, als der Junker jenſeit des Waldes, der zu arm iſt um ein einziges Geſchöpf mehr zu ernähren, als ſich und ſein hageres Streitroß.

O Genebald! rief Markard, iſts nicht gnug an den Schmerzen meiner Krankheit? mußt du mir noch einen vergifteten Dolch ins Herz ſtoſſen? Laß mich ruhig ſterben, und mein Kind der Sorge des Himmels befehlen, oder ſage, wie ihr zu helfen ſteht. Du ſiehſt mich auf dem Punkte, alles einzugehen, wenn es nur nicht wider Gottesfurcht und Ritterpflicht iſt.

Genebald lächelte in den Bart, und meynte, er wiſſe in der That ein Mittel, wenn er zu kühn ſeyn dürfte es zu nennen. — Ihr habt, fuhr er fort, da er ſahe, daß der Ritter

ſchwieg, eine Tochter und ich einen Sohn, ſetzt die Träume von eurem Adel bey ſeite, und macht aus beyden ein Paar; der Mangel des einen kann durch den Ueberfluß des andern erſetzt werden! Das Glück hat mir alle Güter Eurer Vorfahren zugewandt, die ich wahrhaftig nur aus Liebe zu euch erkaufte, weil mich es ſchmerzte, ſie in fremden Händen zu ſehen; ich gebe ſie meinem Sohn zum Heyrathsgut, wenn ihr eurer Tochter den Namen eures Hauſes zur Heimſteuer laßt; die Sache wird durch Geſchenk und Gaben ja beym Kaiſer zu vermitteln ſeyn. Ihr ſchlagt meinen Sohn zum Ritter, und er iſt Eurer Tochter würdig, und ſo gut ein Edelmann, als der erſte Eurer Urväter.

Es ſchmerzte dem kranken Ritter in der Seele, ſo profan von dem Werthe des Adels ſprechen zu hören. Er zweifelte und nahm Bedenkzeit, als aber nach einigen Tagen Genebalds Vetter und Landsmann, der Kaufmann von Bremen würklich erſchien, für den Hausverwalter neuen Gewinn von der Oſtſee, und für ſeinen unglücklichen Herrn neue Forderungen brachte, die augenblicklich befriedigt werden mußten, weil der Wucherer Eile hatte; da mußte man ſich entſchlieſſen. Hedwig ward dem jungen Genebald zugeſagt, und der Hausvoigt verpflichtete ſich in dieſer Rückſicht, den ungeſtümen

Mahner zu befriedigen, und die ganze Schuld an ſich zu kaufen.

Hedwig zerfloß in Thränen! Tröſte dich, ſagte der Vater, vielleicht iſt dein Schickſal weniger unglücklich als du denkſt. Wir kennen den Jüngling nicht, dem du verſprochen biſt. Du weißt, ſein Vater ließ ihn bey Hofe in der Waffenſchule erziehen, auch weißt du, die Natur bindet ihre Gaben nicht an einen Stand. Wer weiß, welch einen jungen Helden wir zu ſehen bekommen, der den groſſen Namen völlig verdient, den du ihm zubringen ſollſt.

Ach, ſeufzte das Fräulein, erſetzt dieſes alles das adeliche Blut, das doch nimmermehr in ſeinen Adern rinnen wird? — Da lobte ſie ihr Vater ſehr wegen des edeln Stolzes, den ſie zeigte, und ſagte ihr von Troſtgründen was er nur dachte, das ſich für ihren Kummer ſchickte, aber es fruchtete nichts, denn im Grunde trauerte Hedwig nicht ſo wohl um den Flecken in der Ahnentafel, als um den Junker genſeit des Waldes, der ſo arm war, daß er nichts als ſich und ſein hagres Streitroß nähren konnte.

Hier half kein Weinen noch Trauern, die Angelegenheiten des Schloſſes wurden dem künftigen Schwäher völlig in die Hände geſtellt, und er that damit als mit ſeinem Eigenthum. Die Braut mußte ſich zum Empfang des Bräutigams

ſchicken. Er hätte wohl die Reize eines kai-ſerlichen Pagen, und den Heldenmuth eines Rit-ters vom heiligen Grabe in ſich vereinigen mögen, ſo würde er Hedwigs verſchenkten Her-zen nicht gefallen haben, wie viel weniger, da ſich nichts von dem allen fakte.

Art läßt nicht von Art, und aus einem Taubeney entſpringt kein Adler. Der junge Ge-nebald war ein ganz wohlgeſtalter ſchlankgewach-ſener Purſche, Leibesübungen hatten ſeinen Kör-per ausgebildet und ſtark gemacht, auch hatte er von den Stöſſen, die man in Turniren nimmt und gibt, viel Erfahrung, ungeachtet er ſtands-halber in keinem mit geſtochen hatte; aber auf ſeinem Geſicht ſaß die Miene der Einfalt, und unter ſeinem Bruſtharniſch ſchien kein Herz zu ſchlagen, das ihn zu Ritterthaten hätte beſee-len können.

Aber doch ein Herz, das Liebe fühlen konn-te; die Reize ſeiner vornehmen Braut, waren Genebalden nicht gleichgültig, ſie erregten Ge-fühle in ihm, die vielleicht nicht ſchwächer wa-ren als die, welche Hedwig in dem Herzen des Ritters genſeit des Waldes kannte; doch ſie ihr zu entdecken, war er zu blöde und einfältig. Er freute ſich dem Tage der Vermählung ent-gegen, ſo wie das Fräulein demſelben entgegen zitterte, zuweilen ließ er ſeinen einfältigen Ju-

bel über den nahen Beſitz eines Gutes, das ihn unglücklich machen mußte, ſo laut werden, als Hedwig ihren Widerwillen; dies war alles was zwiſchen den beyden Verlobten bis zu dem entſcheidenden Ja vorfiel; herrliche Vorbedeutungen für die zukünftige Ehe.

Die beyden Väter überlebten das Hochzeitfeſt nicht lange. Der alte Genebald, im Taumel der Freude, endlich ſeine lang herangearbeiteten Entzwecke erreicht zu haben, und ſeinen Sohn durch Liebe, Ehre und Reichthum, wie er meynte beglückt zu ſehen, übernahm ſich bey Leerung der vollen Pokale, und ſtarb noch in den Tagen der Hochzeitfeyer, an den Folgen ſeiner Unmäßigkeit. Ritter Markard war durch langen Gram, der wahrhaftig durch dieſe Heyrath ſeiner Tochter nicht gehoben ward, ſo mürbe gemacht worden, daß er ſie nur wenig Monathe überlebte; doch hatte ſein aufgedrungener Schwiegerſohn noch das Glück, vor ſeinem Tode das Ritterſchwerd von ihm zu erhalten. Den Adel und die Erlaubniß, den Namen von Markards glorreichen Vorfahren zu führen, hatte man ihm ſchon vom Kaiſer — vermuthlich war es der merkantiliſche Wenzel — erkauft, und es fehlte dem guten Jungen alſo nichts als gerade das Wichtigſte; ein Rit-

terherz, und Ritterſitten, nebſt der Liebe ſeiner Gemahlin.

Die letzte zu erlangen ſchien das unmöglichſte von allen zu ſeyn. Hedwig war keine von den ſanften frommen Seelen, die es für Pflicht halten, ſich mit guter Art in alles zu ergeben, was nun einmal nicht zu ändern iſt, und es für unrecht halten, andere unglücklich zu machen, weil ſie ſelbſt es ſind. Stolz und Eigenwille waren die Hauptzüge von dem Charakter der Dame Genebald. Eine glückliche Verbindung mit einem geliebten Gemahl würde hier vielleicht viel zum Beſten gekehrt haben, aber das widrige Geſchick, das ſie hatte erfahren müſſen, machte ſie zur Furie; es iſt ja bekannt, daß ein gutes Herz durch Leiden noch mehr veredelt, ein ſchlechtes noch tiefer herabgebracht wird!

Hedwig war zu gut erzogen, um ihren Widerwillen gegen den unglücklichen Genewald, gleich gemeinen Weibern, durch Toben, Fluchen und Schelten zu äuſſern; ſie wußte, daß es feinere und empfindlichere Mittel giebt, einen gehaßten Gegenſtand zu quälen. Sie war ſo ſchöne, ſo freundlich und leutſeelig gegen alle, die mit ihr umgingen, nur für ihren Gemahl war ſie nichts als kalte Gleichgültigkeit, oder beiſſende Spötterey. Er war nicht einfältig genug, die Geiſſel

ihres Witzes nicht tief zu fühlen, aber viel zu albern, um ſie auf eine vernünftige Art von ſich abzukehren. Er fühlte, daß alle Geringſchätzung, die er erfahren mußte, nicht ſo wohl von ſeiner niedrigen Geburt, als von den ſchlechten Rittertalenten herrührte, die er mit in ſeinen neuen Stand gebracht hatte. Der nachtheiligen Meynung abzukommen, die man von ihm hatte, und ihn in tauſend beiſſenden Spöttereyen bey jeder Mahlzeit zum Nachtiſch auftrug, begann er gewaltig großzuſprechen. Kein Ritter reichte, wenn man ihm zuhörte, an die Thaten, die er bereits in ſeinem Lehrlingsſtande gethan hatte; doch er wußte bey allem was er vorgab, die Wahrſcheinlichkeit ſo wenig in Acht zu nehmen, daß man ihm ins Geſicht lachte. Er fühlte, daß er ſeine Verächterin mit nichts, als dem Augenſchein überzeugen konnte, und fing ſein Werk von einem andern Ende an. Er ſchrieb Fehdebriefe an ſich ſelbſt, ſtellte ſich, die Sache vor ſeiner Gemahlin verbergen zu wollen, und machte ſich früh vor Tage auf im nahgelegenen Walde einen fürchterlichen Kampf mit Gebüſchen und Bäumen zu beginnen. Das Schild ward an einen Aſt gehangen, und von ſeiner eigenen Hand mit tauſend grimmigen Hieben zerfetzt, die ſtarke Lanze im Rennen wider eine Eiche ritterlich gebrochen, und das Schwerd durch gänzliche Daniederlegung

des kleinen Geſträuchs ſchartig gemacht. Dieſes Weſen trieb er jede Woche einmal, auch wohl zwier, und kehrte nach gehaltenem Luftkampf allemahl gewaltig erhitzt und in der Nothwendigkeit, ſich neue Waffen zu ſchaffen, auf ſeine Burg zurück.

Frau Hedwig ſtellte ſich entweder, als beginne ſie beſſere Meynung von ihrem Eheherrn zu bekommen, oder ſie wußte in der That nicht recht, was ſie von ihm denken ſollte. So viel war einmal gewiß, die Lanze war immer ritterlich gebrochen, der Schild mit Hieben zerfetzt, die von keinem ſchlechten Gegner zeigten, auch triefte die Stirn des theuren Mannes allemal von glorreichen Heldenſchweiß. Nur eins wars, das ſie zweifelhaft machte, und ſie äuſſerte es auf folgende Art.

Mein theurer Gemahl, ſagte ſie, bey den Gefahren, denen ihr Euer edles Leben unabläßig ausſetzt, tröſtet mich nur eins.

Und welches iſt das? fragte er in dem übermüthigen Ton, den er, ſeit er die Rolle des Helden ſpielte, oft gegen ſie annahm.

Daß eure grimmigen Gegner all ihre Wuth allein an eurem Schilde verſchwenden. Nie ſah ich noch ein Tröpflein eures Bluts, nie eine Beule an euren Waffen oder auf eurem Helm, ich halte, ihr könnt euch feſt machen, und ſelbſt Eurem

Thier die Unverletzlichkeit mittheilen. Mein tapfrer Vater kam so unblutig nicht aus seinen Fehden zurück, auch will ich die Roſſe nicht zählen, die ihm unter dem Leibe niedergeſtoſſen worden ſind. Die Ritter dieſer Gegenden waren ſonſt nicht ſo höflich als ſie jetzt zu ſeyn ſcheinen.

Grauſame Wüterin! ſchrie Genebald, wollteſt du mich alſo lieber getödtet oder zerſtümmelt ſehen? Ob ſich eine unſichtbare Macht für mich intereſſirt, das weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß wenn dieſes nicht iſt, du wohl Urſach haſt, Gott und ſeine Heiligen zu bitten, daß ſie dich nicht bald zur betrübten Wittwe werden laſſen, maßen ich in den nächſten Tagen einen Kampf wider drey Ritter vor mir habe, die mich auf einmal herausforderten, und die ich, weil mir die Gefahr und dein möglicher Verluſt nicht ſogleich einfiel, kühn genug war, auf einen Tag zu beſcheiden.

Hedwig antwortete auf dieſe Rodomontaten nichts, aber ſie hatte genau acht auf den Tag des dreyfachen Kampfs, weil ſie ſich auf demſelben, etwas vorgenommen hatte, das ihre Zweifel alle auf einmal aufklären mußte.

Herr Genebald ſchickte ſich mit ſo viel Geräuſch zu dem gefahrvollen Kampfe, und ſprach den Abend vorher ſo viel von den Lorbeern,

die er aus demſelben zurück bringen wollte, daß die Dame den rechten Zeitpunkt nicht verfehlen konnte. Sie fertigte noch in der nähmlichen Nacht einen Eilboten an den Ritter genſeit des Waldes ab, den der Leſer ſchon dem Namen nach kennt, und mit dem ſie immer ein geheimes Verſtändniß unterhalten hatte. Drauf legte ſie ſich zur Ruhe, und beſchwur ihren Gemahl vor dem Einſchlafen, noch bey allen Heiligen, ſich doch ja nicht allein in die bevorſtehende groſſe Gefahr zu wagen, ſondern aufs wenigſte einen treuen Knappen mit ſich zu nehmen, der ihn bey gefährlicher Verwundung verbinden, oder auf den ärgſten Fall, ihr die Todespoſt gebührlich anſagen könnte; eine Bitte, die ſie des andern Morgens beym Abzuge noch auf ſo rührende Art wiederholte, daß der einfältige Genebald, nichts als den lautern Ernſt in ihren Vorſtellungen zu finden glaubte, aber ſich wohl hütete, ihnen Gehör zu geben; ſeine Thaten waren von der Art, daß ſie keinen Zeugen zulieſſen, auch wegen der Gefahr glaubte er ſo ziemlich ſicher zu ſeyn, ob er gleich, indem er über die Brücke ſprengte, der Dame am Schloßthor noch zurief: für Blut würde ſie dieſesmal nicht zu ſorgen haben, denn aus ſo einem Kampfe wie der heutige, würde er

wenig-

wenigſtens mit dem Blute ſeiner Feinde beſprützt zurückkehren. — Es müßte nicht gut ſeyn, ſagte er hier zu ſich ſelbſt, wenn ich nicht im Walde irgend ein kleines Wild auftreiben ſollte, deſſen Blut mir dienen könnte, Schwerd und Waffen zu färben; zum Glück iſt Ritterblut ſo ſehr von anderm Blute nicht zu unterſcheiden.

Als Herr Genebald ſeiner Dame aus dem Geſichte war, kam der Bote von dem Ritter genſeit des Waldes zurück, er brachte ihr einen Helm, Halsberg, Schwerd, Schild und andere ritterliche Waffen, nebſt einem guten lenkſamen Pferde, als warum ſie ihn gebeten hatte, um den Plan auszuführen, zu dem nun die rechte Zeit vorhanden war. Sie wollte und mußte endlich gewiß werden, mit was für Rieſen und Zauberern ihr Gemahl, der kühne Held, den gefährlichen Kampf im Walde beſtehe. Keinen andern Augen als den ihrigen wollte ſie trauen, keiner andern Hand als der ihrigen, die Expedition auftragen, von welcher ſie ahndete, daß ſie hier zu Züchtigung der Thorheit nöthig ſeyn würde; denn ganz wollte ſie die Ehre des Mannes nicht preiß geben, den das Schickſal in ſeinem Zorne nun einmal zu dem Ihrigen gemacht hatte.

Hedwig rüſtete ſich mit den Waffen, die ſie nicht aus der Rüſtkammer Ritter Genebalds hatte nehmen wollen, um ihm deſto unkenntlicher zu ſeyn; denn der Mann, der keine andere Beſchäftigung hatte, als auf ſeiner Gewehrkammer, die herrlicher verſehen war, als der Rüſtſaal des Hochmeiſters der deutſchen Ritter, den Staub von glänzenden Waffen zu wiſchen, die er nicht nützte, hätte gewiß jede eiſerne Schiene auf den erſten Augenblick erkannt, die aus derſelben entlehnt geweſen wär.

Mit fremden Schild, Helm und Pferd konnte die irrende Ritterin alles wagen. Gerüſtet ſtand ſie nun da, kaum ihrer eigenen Zofe kenntlich, die noch nie bey einer ähnlichen Toilette gedient hatte, und ihr jetzt weinend den Helm ſchloß. Betrübe dich nicht, gute Dirne, ſagte die Heldin, ich reite auf eine Fehde, wo ich für keine Gefahr zu ſorgen habe, wo ich vielleicht Stöſſe austheilen, aber ſchwerlich dergleichen einnehmen werde. Lebe wohl, vor Abend ſiehſt du mich wieder!

Vor dem Hinterpförtgen ſtand das geſattelte Roß. Die Dame ſaß rüſtig auf, und ſprengte über Wieſe und Thal nach dem Hayne, wo ſie wußte, daß ihr Herr ſeine Abentheuer aufzuſuchen pflegte.

Daß ſie ſich ziemlich weit in denſelben vertiefen mußte, ehe ſie auf das traf, weswegen ſie dieſen Ritt unternommen hatte, das verſtand ſich; es war nicht wahrſcheinlich, daß Genebald ſeine Fehden, auf Gefahr belauſcht zu werden, in der Nähe der Heerſtraſſe auskämpfte. Hedwig hatte ihre Muthmaßungen, und dieſe beſtätigten ſich mit jedem Schritt, den ihr Roß tiefer in den wilden Wald hinein that.

Endlich vernahm ſie, in der Ferne, ein gewaltiges Streitgetöſe, und ihr Herz begann ein wenig zu beben, doch es war nicht wie das Getümmel der Obſiegenden und Unterliegenden, ſondern nicht anders, als wenn ein Schwerd wider einen wehrloſen Gegenſtand wüthet, und Hiebe austheilt, welche nicht erwiedert werden. Die Ritterin zog ſich näher, das Klopfen des zarten weiblichen Herzens, das bey jedem Geräuſch von Stahl und Eiſen erbebt, ließ nach, je gewiſſer ſie der Sache ward, und als ſie endlich zwiſchen den Bäumen von weitem den Kampfplaz erblickte, wo Ritter Genebald ſein Schwerd an dem ehernen Schilde ſchartig ſchlug, und nebenbey einige Streiche unter dem kleinen Gebüſche austheilte, da verſchwand die kleine inſtinktartige Angſt, die ſie beym erſten entfernten Geräuſch gefühlt haben mochte, und

ein Lachen wandelte ihr an, das ſie kaum zu unterdrücken vermochte. Es war luſtig anzuſehen, wie der Held bey ſeiner Arbeit keuchte und ſchwitzte, und ſich die Niederlage ſeiner lebloſen Feinde ſo ernſtlich angelegen ſeyn ließ, als ein alter Tempelritter die Ausrottung der Sarazenen. Jetzt ruhte er ein wenig, und niſſelte an den Riemen des Helms, vermuthlich um ihn abzulegen und den Schweiß zu trokknen. Die Dame mußte beſorgen, zu zeitig wahrgenommen, und durch die Flucht des Feindes um den Sieg getäuſcht zu werden, ſie ſtieß daher ihr Pferd an, und ehe Genebald zu Athem kommen konnte, hielt ein fremder Ritter, bis über die Zähne gewaffnet, ihm gegenüber an dem Baume, der die meiſten ſeiner Streiche empfangen hatte, und wo ſein gemißhandelter Schild noch von den letzten Hieben hin- und herſchwankte.

Vaſall! ſchrie Hedwig mit donnernder Stimme, was iſts, das du hier beginnſt?

Genebald wußte wohl, daß er niemands Vaſall war, als ſeines gnädigen Herrn des Kaiſers, und daß er allenfalls hier in ſeinem eigenen Gehölze thun konnte, was ihm recht deuchte. Doch die Furcht und das Entſetzen, ſo jähling hier einen Gegner zu ſehen, wo bisher nur ſeine Phantaſie ihm Feinde erſchuf, mach

te, daß jede kühne Antwort auf ſeinen Lippen erſtarb. Es fiel ihm nicht ein, ſeine Rechte auf eine anſtändige Art zu behaupten, ſondern er antwortete mit in die Schultern gezognem Kopfe, er ſey ein armer Holzhauer, der es nicht für Sünde gehalten habe, hier einiges überflüßiges Geſträuch in ſeinen Nutzen zu verwenden.

— Ein Holzhauer? ſchrie die Ritterin, was bedeutet denn dieſe Rittertracht, und hier am Baume der zerhaune Schild? Ein Verwegner biſt du, und ein Lügner oben drein! Setze dich mir ritterlich entgegen, daß ich meinen Schimpf räche, wo nicht, ſo fürchte die ſchimpflichſte Behandlung!

Genebald that zitternd, was ihm geheißen ward, denn er konnte ſeine knechtiſche Herkunft — ſo ſagt der erſte Erzähler dieſes Abentheuers, — nicht verleugnen, und zeigte überall, daß er zum Gehorchen geboren war. Jetzt ſaß er zu Pferde, und hielt ſeinem unbekannten Gegner gegenüber; ein hochgebildeter baumſtarker Ritter gegen eine zarte weibliche Figur, die niemand als einem Verzagten, wie er, Furcht einflöſſen konnte. Hedwigs Stöſſe und Hiebe wollten wenig ſagen, aber ſeine Gegenwehr war noch ſchlechter; Angſt und Ent-

ſetzen blendete ſeine Augen, daß er nicht ſah, wo er hinſtach, und lähmte ſeine Fäuſte.

Herr! erkühnte er ſich endlich zitternd zu rufen, es iſt keine Kunſt mit voller Wehr gegen einen zu kämpfen, der nur die Hälfte ſeiner Rüſtung trägt; begebt Euch eures Schilds, ſo wie der meinige für mich unbrauchbar iſt. Hedwig that mit verächtlichem Lachen was man ihr abheiſchte, aber der armſelige Genebald war des wenig gebeſſert, denn ehe ſich es ſeine Gegnerin verſah, lag er im Staube; ſie hat bis an den Tag ihres Todes behauptet, ſie habe ihn nicht gefällt, und ſie glaube gänzlich, er ſey gutwillig geſtürzt, um nur ſo bald als möglich, als ein Ueberwundner Gnade bitten zu können.

Hedwig ſprang ihm nach, beraubte ihn mit leichter Mühe des Schwerds und des Helms, und ſah ihn hohnlächelnd ins Antliz. Zum Glück konnte er den Spott in ihrem Auge durch das geſchloſſene Viſir nicht ſehen, er hätte ihn ſicher für blutgierige Mordluſt genommen, und wär ihr vorläufig, um der Quaal deſto ehr abzukommen, unter den Händen geſtorben. Von ihm erkannt zu werden, wär auch mit offenem Helm keine Gefahr geweſen, der Ueberwundene war in ſolcher Beſtürzung, daß er kaum das

Blaue des Himmels von der Erde unterſcheiden konnte.

Was ſoll ich dir nun thun, du Verzagter! ſchrie Hedwig mit grimmigem Ton, ſoll ich dich mit den Sattelriemen an mein Roß binden, und dich auf ewig zu meinem Sklaven machen? oder ſoll ich dir die Rüſtung ausziehen, welche zu tragen du nicht verdienſt, und dich ſo mit deiner Schande laufen laſſen, denn mit deinem Tode iſt mir nicht gedient, ich habe nie mein Schwerd mit dem Blute der Verzagten genetzt.

Herr! ſagte Genebald nach einiger Bedenkweile, ehe ich zeitlebens Sklavenfeſſeln tragen, oder als ein Beſchimpfter nach Hauſe zu meinem übermüthigen Weibe ziehen will, ehe will ich mich dem Tode ergeben, doch ſollte er durch eine mögliche Bedingung abzukehren ſeyn, ſo würde ich Euch ewig danken, und alles auf mich nehmen! — Ich bin reich, gebietet ſelbſt, was ihr für meine Auslöſung fordert.

Ich bedarf deines Geldes nicht, ſchrie die verſtellte Dame, doch ſo dir keine Bedingung zu klein dünkt, Leben, Freyheit, und den leidigen Schein von Ehre, den du bey deinem Weibe haben magſt, damit zu erkaufen, ſo höre, was ich dir ſagen will: Ich fand nicht weit von hier einen erlegten Haaſen, ſuche ihn auf,

und trage mir ihn bis zum Ausgang des Waldes, ich will ihn mir dieſen Abend zum Andenken des Sieges über den tapferſten aller Ritter zurichten laſſen. Auch magſt du mit dem Schweiß des Wilds deine Waffen färben, und daheim deinem Schloßgeſinde bereden, es ſey das deinige, das du in rühmlicher Fehde vergoſſen habeſt, denn an einer Lüge wird dirs nimmer fehlen, und erfüllſt du meine Bedingung, ſo begehre ich weiter kein Antheil an dir zu haben. Doch eins nimm zu Herzen: Ich heiße Berengar; ſo oft du dieſen Namen hörſt, ſo denke der heutigen Auftritte; beuge dich vor jedem, der dir dies Zauberwort nennt, damit ich nicht, wenn du widerſpenſtig biſt, ſchnell an deiner Seite ſtehe und laut von Dingen rede, die ſonſt verſchwiegen bleiben können.

Genebald that und gelobte alles, was man von ihm forderte. Das Wild zu finden war ihm etwas leichtes; er ſelbſt hatte es gefällt, und ohngefehr das nemliche damit vorgehabt, was ihm die ſchlaue Kennerin ſeiner Thorheit ſpottend anrieth; und nun, da er ihr das Geforderte zitternd überreichte, mit eigner Hand zu thun beliebte. Sie tauchte den Finger in den Schweiß des langöhrigten Thiers, und färbte ſeine Rüſtung. Nimm hin, ſagte ſie mit komiſcher Feyerlichkeit, das Andenken der heuti-

gen Thaten, ſiehe, ſo taucht Kaiſer Heinrich ſeinen Zeigefinger in das Blut eines Löwen, um den glorreichen Ueberwinder deſſelben nach Würden zu begnadigen, ſiehe, ſo weiht dich in dieſer Stunde Berengar zum Großmeiſter eines Ordens, den du dir heute erworben haſt und ſelbſt benennen magſt.

Als Genebald alles vollzogen hatte, was die Uebermüthige von ihm begehrte, entließ ſie ihn. Er küßte demüthig ihren Steigbügel, und erhielt noch zum Abſchied das betrauliche Gebot, den Wald nicht eher als bis nach Sonnenuntergang zu verlaſſen. Eine Clauſſul, die ihre gute Urſach hatte. Die tolle Siegerin hatte ſich noch einen kleinen Ritterzug vorgenommen, welcher vor Heimkunft ihres beſchimpften Gemahls geendet werden mußte.

Stolz auf die Lorbeern ihres Siegs, und begierig die lächerlichen Scenen im Walde mit irgend einem vertrauten Gefärthen zu belachen, ſprengte ſie von dem Kampfplatze zu dem mehr erwehnten Ritter genſeit des Waldes, ihren alten Buhlen. Sie hatte ihn bisher nur verſtohlen am dritten Orte geſehn, aber die Verachtung gegen ihren Mann, die heute aufs höchſte geſtiegen war, machte, daß ſie mit Hintanſetzung ihres eigenen Leumunds alle Schonung vergaß, und nicht allein mit ihrem guten Freunde auf

ſeinem Schloſſe einige Stunden verlachte, ſondern ihn auch nachher mit ſich auf das ihrige nahm, wo er, ſo war es beſchloſſen, hinführo täglich aus- und eingehen ſollte. Was Herr Genebald vertragen konnte, wußte man jetzt, und beſorgte von ihm keinen Widerſpruch.

Unterdeſſen hatte ſich der beſchimpfte Genebald an den Eingang des Waldes auf einen abgehauenen Stamm geſetzt, um daſelbſt der Zeit abzuwarten, wo es ihm heimzukehren vergönnt war, ſein Roß, das die Ohren ſo trübſelig hengen ließ, als wenn es Mitgefühl von den entehrenden Abentheuern ſeines Herrn hätte, war ihm zur Seite an einen Baum gebunden; ſein zerfetzter Schild hing ihm am Arme, er war traurig, wußte nicht, wie er ſich zu den gewohnten Rodomondaten erholen ſollte, mit denen er ſein Haus zu begrüſſen pflegte, noch ob ihm das Signal zur Heimkehr, das der aufgehende Mond gab, lieb oder leid ſeyn ſollte.

Genebald war in manchen Dingen ſehr gewiſſenhaft, er wollte lieber eine Viertelſtunde über die angelobte Zeit im Walde bleiben, als ihn zu früh verlaſſen. In dieſer Zeit des Wartens ging ein Bauer quer durchs Holz, der, indem er vor dem ruhenden Ritter überkam, den Hut zog, und ihm einen freundlichen guten Abend bot. Er kennte Genebalden nicht,

das merkte man; von denen, welche ihn kannten, pflegte ihn niemand zu grüſſen, denn wie die aus dem Staube emporgekommenen Günſtlinge des Glücks oft pflegen, er war ſtolz und trotzig, würdigte den Geringen kaum des Anblicks, viel weniger des Gegengruſſes.

Jetzt war er ſo gedemüthigt, daß er den freundlichen guten Abend des Grüſſers nicht allein erwiederte, ſondern ſich auch mit ihm in ein Geſpräch einließ: Sagt mir doch, guter Freund, begann er, wes iſt der Wald, der ſich hier endigt? — Ritter Genebalds des Bremers, geſtrenger Herr. —

Ich bin heute hier einem Uebermüthigen begegnet, der mir es wehren wollte, unter ſeinen Bäumen zu ruhen, aber Genebald hieß ſein Name nicht. —

Wirds auch ſchwerlich geweſen ſeyn: Ritter Genebald iſt ein geſtrenger Herr gegegen die Unbewehrten, aber ihr ſeyd gerüſtet, und einem Gerüſteten pflegt er nichts zu wehren.

Genebald erröthete, das Gerücht von ſeiner Feigheit in jedermanns Munde zu finden. — Der Bauer ſetzte indeß bey ſeinem Schweigen das Geſpräch fort. Sagt mir doch, ſprach er, wo wars denn, da euch der Fremde die Ruhe unter den Bäumen wehrte?

Mitten im Wald, nicht weit von der hohen Eiche am Ufer des Fluſſes." —

Geht mir mit Eurem Fremden! es mag der Rechte geweſen ſeyn! Dort herum iſts nimmer richtig! wer weiß was ihr geſehen habt!

Das fehlte noch, um die erſchrockene Seele des armen Genebalds bis zum Tode zu erſchüttern. Die Zähne ſchlugen ihm im Munde zuſammen, die Haare ſträubten ſich empor, die Knie zitterten, ob den Winken auf eine Geſpenſtergeſchichte. Er ſah, daß der Bauer unter Anwünſchung einer guten Nacht weiter ging, und ſchwang ſich eilig auf ſein Pferd, um dem fürchterlichen Orte zu entkommen, wo er nun nicht eine Minute länger bleiben mochte.

Die Würkung, welche der Gedanke auf ihn machte, jener gefürchtete Berengar, deſſen Namen er nicht nennen möchte, könne wohl ein Geiſt geweſen ſeyn, war höchſt ſeltſam und widerſprechend. Vermehrte ſich auf der einen Seite ſeine Furcht vor dem ſchrecklichen Unbekannten, ſo nahm auf der andern ſeine Eigenliebe ein Heilpflaſter davon. Von einem Geſpenſt überwunden und gehöhnt zu werden, meynte er, des dürfte ſich der größte Held der Chriſtenheit nicht ſchämen. Nekkereyen dieſer Art, machen keinen Flecken in die Ehre eines Sterblichen. Gegen Geiſter ficht man immer mit ungleichen Waffen; wer mit dem

Leben hier davon kommt, hat ſich groß zu rühmen. — Mit ſolchen Worten tröſtete ſich Herr Genebald, er kam jetzt in eine belebtere Gegend, Furcht und Beſchämung verſchwanden völlig, und ſo übermüthig als ehemals, ſetzte er über die Schloßbrücke, und ſtieg an der groſſen Pforte ab, wo ſchon ſein Gemahl, Frau Hedwig, in häuslichem Gewand, als ob ſie die Burg mit keinem Fuſſe verlaſſen hätte, und mit ſo heuchleriſch freundlicher Miene ſeiner wartete, als wär ſie ihm vollkommen mit der Huld, Treu und Achtung zugethan, die nur der beſte Mann von dem beſten Weibe erwarten kann.

O, mein Herr! rief ſie mit einem Ton, in welchem wohl ein Klügerer als Genebald, den Spott hätte verkennen können. Kommt ihr endlich zurück? Ach ſchon glaubt ich euch von den grauſamen Rittern erſchlagen, die ihr heute zu bekämpfen auszogt! — Wie? Blut an den Waffen meines Helden? — Ach dies iſt aus ſeinen Adern gefloſſen! Blut eines ſolchen Ritters iſt nicht leicht mit dem Blut eines andern Geſchöpfs zu verwechſeln, es müßte denn — Wie? ihr erröthet? was hat das zu bedeuten?

Ey, rief Genebald, indem er vor ihr die Stiege hinauf eilte, macht das Geſchwätzes einmal ein Ende. Daß ich müde und hungrig bin,

könnt ihr denken; ſchaft, daß ich entwaffnet werde, und laſſet die Tafel bereiten!

Als er in das Zimmer kam, ſiehe, da ſaß ein fremder Ritter auf der Bank hinter dem Tiſche, der nicht eins gegen ihm aufſtand, oder das Haupt vor ihm entblößte. Kannen und gefüllte Pokale ſtanden vor ihm, er ſchien gezecht und nicht allein gezecht zu haben, es ließ ſich muthmaſſen, daß die Hausfrau von ſeiner Seite nur aufgeſtanden war, um ihren theuren Herrn zu bewillkommen.

Auf Genebalds Stirn zog ſich ein Gewitter zuſammen. Was iſt das? ſagte er zu Frau Hedwig. Ich verlange keine ungebetenen Gäſte in meinem Hauſe, laßt den unhöflichen Geſellen aufſtehen, und mir Platz machen!

Nehmt Euch ſeine Anweſenheit nicht zu Herzen, erwiederte die Dame, es iſt ein luſtiger Geſelle, der einem die Stunden gut zu vertreiben weiß. Als ihr kamt, erzählte er mir eben eine Geſchichte von einem gewiſſen Berengar, welcher —

Wie ein Donnerſchlag traf dieſer gefürchtete Name den verzagten Ritter, und der ſonderbare Blick, mit welchem Hedwig dabey ihren Herrn ins Auge ſah, vollendete ſein Schrecken. Der ganze Auftritt im Walde kam ihm auf einmal vor die Seele. Die Weiſung, den Namen Berengar nie

ohne Demuth zu hören, und die damit verbundene Drohung thaten ihre Würkung, und der Gedanke, dieſer Berengar ſey ein übernatürliches Weſen; ein Wahn, den er von der zufälligen Erzählung des Bauers eingeſogen hatte, vollendete ſein Entſetzen!

Wie? ſchrie Hedwig, ihr erbleichet? Ihr müßt euch heute mächtig angegriffen haben! Ihr thätet beſſer, euch entwaffnen zu laſſen, und zur Ruhe zu gehen, von Berengar ein andermal!

Mitverſchworne der Hölle! murmelte Genebald zwiſchen den Zähnen, indem er das Zimmer verließ, iſts ein Geiſt der Finſterniß, der dir dieſe Waffen in die Hand gab, mich zu Boden zu ſchlagen?

Genebald ließ ſich entwafnen, aber zur Ruhe ging er nicht, er hatte noch Muth genug, ſich zur Tafel zu ſetzen; wärs auch nur darum geweſen, den Gaſt in genauen Augenſchein zu nehmen. Zuweilen, wenn der Wahn, den er von der übermenſchlichen Natur ſeines Obſiegens angenommen hatte, wich, ſo kam ihm in den Sinn, ob wohl der Fremde gar jener Berengar ſey; anders wußte er ſich in ſeiner Einfalt, die Möglichkeit nicht zu erklären, wie man hier dazu käme ihn mit Waffen zu bekämpfen, mit denen man gewiß war, ihn zu fällen.

Man ließ ihm ſeine Oberſtelle bey der Tafel, wo nur Frau Hedwig und ihr Ritter Geſellſchaft leiſteten. Man hütete ſich wohl, die Achtung gegen ihn gerade zu zu beleidigen, ſogar der Fremde ward etwas höflicher, aber der verdeckten Anſpielungen auf die Abentheuer im Wald waren unzählig; ſie erreichten den höchſten Gipfel der Handgreiflichkeit, als ein gebratner Haaſe mit einer Sauce a la robert, oder wie ſie damals heiſſen mochte, aufgetragen wurde. Die Hausfrau verging faſt vor Lachen, indem ſie ihn zerlegte. Zuletzt nennte man den Namen Berengar, Genebald warf Meſſer und Gabel von ſich, und verließ voll Verzweiflung das Zimmer; das laute Gelächter der Uebermüthler folgte ihm, und wir begleiten ihn mit unſerm Mitleid, in welchen ſich wenigſtens einige unſerer Leſer mit uns vereinigen werden. Der ſchlechtſte Mann behält gegen eine ſchlechte Frau immer noch einiges Recht; es iſt unsnatürlich von dem weiblichen Geſchlecht etwas mehr zu fordern, als von dem männlichen, und die Uebertretung der Pflichten, die wir ihm mit Recht auflegen, zieht immer den höchſten Grad von Verachtung und Unwillen nach ſich.

Hedwig ſelbſt merkte es, daß ſie zu weit gegangen war, der Ritter, der vermuthlich hier

hatte

hatte übernachten ſollen, ward entlaſſen, und ſie begab ſich auf das Zimmer ihres Gemahls, ihn mit heuchleriſchen Worten zu beſänftigen, und von der Entdeckung der Wahrheit, die ſie über alles ſcheute, abzulenken.

Hedwig fand Genebalden nicht, mit Ungeſtüm hatte er das Haus verlaſſen, und war hinausgeeilt, im Freyen ſein Elend und Schmach zu beweinen, oder ihm durch einen ſchnellen unſchmerzlichen Tod ein Ende zu machen. War das letzte würklich ſeine Abſicht geweſen, ſo mußte es ihm entweder an Muth oder Gelegenheit zur Ausführung gefehlt haben, denn der Morgen fand ihn noch lebendig, aber ſo traurig als jemals ein gekränkter Ehemann, oder ein gedemüthigter Ritter geweſen ſeyn mag. So ein verächtliches Geſchöpf auch dieſer Genebald war, ſo fehlte es ihm doch nicht ganz an Ehrgefühl, und ein guter Genius, der es nicht dulden kann, daß die Gedemüthigten dem Uebermuth ganz zur Beute hingegeben werden, machte das, was er gutes an ihm fand, zum Mittel ihn wieder ein wenig emporzurichten. — — — —

Genebald hatte ſich im Uebermaaß ſeines Kummers wieder in den Wald verirrt, wo er geſtern die fatalſten Abentheuer ſeines ganzen Ritterthums erlebt hatte. Er fürchtete die da-

ſelbſt hauſenden Geiſter jetzt nicht. Daß Berengar kein überirrdiſches Weſen war, glaubte er gewiß zu ſeyn, ob er gleich eben ſo gewiß war, daß er und der Fremde auch nicht eine Perſon ſeyn konnten. Der Ritter genſeit des Waldes war ein langer hagrer Geſelle, deſſen Geſtalt nicht die entfernteſte Aehnlichkeit mit dem zarten Kempen hatte, der ihn voriges Tages in den Staub ſtreckte.

Wer es war, der ihm die Schmach anlegte, und ſein treuloſes Weib zu Verdoppelung derſelben aufregte, dies kümmerte ihn indeſſen jetzt nicht ſo sehr, als die Schmach ſelbſt; wie nun die Waffen des Verzagten nichts als Thränen ſind, ſo iſt es wohl kein Wunder, daß Genebald einen ganzen Strom derſelben vergoß, und damit ſchier das Waſſer des Fluſſes mehrte, an welchem er ſeinen Sitz genommen hatte.

Es war eine der einſamſten Gegenden des Waldes, wo Ritter Genebald ſeinen Kummer verweinte, und er hatte unſers Erachtens wohl gethan, eine ſolche zum Schauplatz ſeines Jammers zu wählen. Männer weinen zu ſehen, war in jenen Tagen etwas ſeltnes, das bey der boshaften Welt oft, ein ſpottendes Lachen erregte. Ließ ſich vollends ein Ritter, der das Schwerd an der Seite trug, zu Thränen her-

ab, ſo war dies für ihn faſt ein ſo verpönter Handel, als wenn er die Klinge von ſeiner Wehr über dem Knie zerbrochen, oder ſeine Ahnentafel verbrannt, und ſich dadurch Stifts- und Turnierunfähig gemacht hätte.

Genebald, der von der Stifts- und Turnierfähigkeit wenig zu wagen hatte, war bey ſeinem Jammer indeſſen doch nicht ganz unbemerkt geblieben. Keine Heerſtraſſe ging zwar vor dem Orte vorüber, wo er ſaß, aber doch ein ſchmaler Fußpfad, der von dem benachbarten Kloſter nach einer kleinen Kapelle mitten im Walde führte, wo täglich eine Meſſe geleſen werden mußte. In dieſen Geſchäften zog auch dieſesmal mit Sonnenaufgang ein Kloſterherr dieſe Straſſe, ſah am Strom den weinenden Ritter, und wunderte ſich ſein, kam nach einigen Stunden wieder zurück, ſah ihn wieder, und wunderte ſich noch mehr.

Der Mönch war ein kleiner feiner Mann, mit einem kleinen gelben Barte; ein Abzeichen, das nach der Meynung der damahligen Phyſiognomen allemal auf gutes Gemüth und zarte Theilnahme an andrer Schmerzen deutete. Dieſes Merkmal mochte nun, gleich den andern Regeln der Geſichtskenner, ſo oft trügen als es wollte, ſo traf es wenigſtens bey dem Pater

Chryſoſtomus zu; er ſah Genebalden ſitzen und weinen, und ſo ein widerlicher Anblick auch für ihn die Thränen eines ſtarken rüſtigen Mannes waren, ſo verfehlten ſie doch ſeines Herzens nicht ganz. Die Eil ſeiner Geſchäfte hatte ihn beym erſten Vorübergehen gehindert, ſein Mitleid zu äuſſern, aber beym zweyten vermochte er ſich nicht zu halten; er ſchritt quer über den Weg, that einen herzhaften Sprung über einen ſchmalen Graben, der noch zwiſchen ihm und dem Ritter lag, und ſtand auf einmal vor ihm mit freundlicher Geberde, und Augen, die ſchon im Voraus die Frage thaten, die nun auch der Mund laut werden ließ.

Ritter, ſprach er, denn dafür muß ich euch nach Eurer Kleidung halten, ob Euch gleich dieſe Thränen ſchier als ein Fräulein bezeichnen, was weint ihr, und womit ſteht Euch zu helfen?

Ach mir hilft nichts als der Tod, und meine Thränen flieſſen jetzt gröſtentheils darum, daß ich nicht Muth genug habe, ihn in dieſen Fluthen zu ſuchen!

Ey, ey, das iſt eine ruchloſe Rede, die Euch der Arge eingiebt! Entſchlaget Euch der böſen Gedanken, und ſo irgend etwas iſt, das Euch auf Herz oder Gewiſſen drückt, ſo offenba=

ret mirs, unter dem Siegel der Beichte, vielleicht, daß ich Rath zu ſchaffen vermöchte.

Genebald war durch die letzt erlittenen Drangſalen ſo weich gemacht, durch den erhaltenen Schimpf ſo gedemüthigt worden, daß er gegen die Frage des Mönchs keine der trozigen Gegenreden fand, die er ſonſt überflüßig hatte. Er ſah ihn an, ſchwieg eine Weile, trocknete denn ſeine Thränen, und ſchloß ſein Herz vor ihm auf. In einer langen, und zu ſeiner Ehre ſeys geſagt, vollkommen treuen Erzählung, erfuhr der Kloſterbruder alles, was ihm geſtriges Tages begegnet war, und ihn nun an den Rand der Verzweiflung brachte.

O wehe mir! ſchloß er ſeine betrübte Erzählung, o wehe mir, daß ich auf dem Wege, wo ich nach Ehre ſtrebte, zur tiefſten Schande herabgeſunken bin! Mein Vater, Ehrdurſtig wie ich, ſchmeichelte mir, mich durch die Verbindung mit dem Weibe empor zu heben, das ich nur allzuleicht liebgewann, und das nun meine Furie iſt! Es war mir unleidlich mich von ihr verachtet zu ſehen, ich ſuchte ſie durch erdichtete Ritterthaten zu täuſchen, und es erging mir wie ich Euch geſagt habe. Welcher böſe Geiſt mit meinem Weibe in Einverſtändniß ſteht, das wiſſen die lieben Heiligen, ſo viel iſt klar, ihr iſt alles bekannt, und ich bin durch

die entdeckte Lügen, durch die ſchimpflichen Beweiſe meiner Zaghaftigkeit vollends ſo tief, ach noch tiefer hinabgeſunken, als ich je glaubte ſinken zu können. Ihre Geringſchätzung, ihr Uebermuth haben die höchſte Staffel erreicht, ſie wird nichts ſparen, mich und ſich mit mir, öffentlich zu beſchimpfen. Sie wagt es, mir ihren alten Herzgeſpiel, den ich wohl kenne, vor Augen zu bringen, und mir ins Angeſicht mit ihm meiner zu ſpotten. Ich will zürnen, ich will meine Rechte vertheidigen, aber der Name Berengar iſt in ihrer Gewalt, mit ihm kann ſie mich zu Boden ſchlagen, gleich einem Lindwurm, den die Haſelſtaude berührt. Sie nennt das gefürchtete Wort, und augenblicklich ſchweben mir die Scenen im Walde vor Augen, ich fühle es, meine Feindin kennt mich ſo gut als ich mich ſelbſt kenne, und ich bin nicht im Stande, mich ihr in dem kleinſten zu widerſetzen. — Davon habe ich geſtern den Anfang erfahren, die Folgen errathe ich, und ehe ich mich entſchlieſſe ſie zu erleben, ehe ſoll ſich in dieſem Strom mein Leben enden; ſtürzt mich hinein, heiliger Mann, da es mir an Entſchloſſenheit fehlt, es ſelbſt zu thun; es wird euch im Himmel als das verdienſtlichſte Werk angerechnet werden, das ihr je gethan haben mögt.

Herr, ſagte Chryſoſtomus, euer Leiden iſt wahrlich groß; ich bin ein Mönch, aber ich wüßte fürwahr nicht, ob in Eurem Fall nicht ſündliche Triebe zur Rache entbrennen würden.

Rache? woher ſoll ich Muth nehmen, mich zu rächen?

Rächen ſollt ihr Euch auch nicht, aber heimkehren und zeigen, daß ihr Herr im Hauſe ſeyd. Die Gebrechen Eures Verſtandes, und Eures Muths mögen ſo groß ſeyn als ſie wollen, ſo hat euer Weib darum kein Recht, die Treue gegen Euch zu brechen, oder ſich in heimliche Verſchwörungen wider Euch einzulaſſen, wovon die geſtrigen Abentheuer die ſichtlichſten Spuren tragen. — Geht heim, zeigt euch als Herr und Gebieter in Eurem Hauſe, werft den eingedrungenen Hausgenoſſen zum Tempel hinaus, laßt ſie den Namen Berengar nennen, bis ſie es müde ſind; mehr beſchimpft könnt ihr nicht werden, als ihr es ſchon ſeyd, aber Euch wieder erheben könnt ihr, wenn ihr Muth habt.

Ehrwürdiger Herr, ſagte Genebald, ſo ihr kein ander Rettungsmittel für mich wißt als dieſes, ſo bleibt mir nichts übrig als der Strom. Muth iſts eben was mir fehlt, und wenn ihr mir denſelben anpreißt, ſo iſts eben, als geböt et ihr einem Krüppel zu tanzen, oder ſchicktet

einen Stummen aus, für Euch die Meſſe zu leſen.

Hört, Herr Ritter, fuhr der Mönch nach einem kleinen Stillſchweigen fort, ich will Euch eine Geſchichte erzählen, ſo ihr Euch Rath oder Troſt aus derſelben zu nehmen wißt, ſo ſoll mirs lieb ſeyn. Es iſt meine eigene, und für die Wahrheit derſelben kann ich Euch Gewähr leiſten.

Ich war der Sohn armer und geringer Eltern, mit Talenten, wie ſie ſich zu meinem niedrigen Stande ſchickten, ward ich geboren. Ich hätte ein guter und glücklicher Menſch in meiner Sphäre werden können, aber der Stolz oder die Andacht meiner Mutter wollte mich unglücklicher Weiſe über dieſelbe erheben. Sie hatte dem heiligen Kirchenvater Chryſoſtomus, deſſen Namen ich führe, gelobt, ſie wollte mich der Kirche weihen, das iſt, mich ins Kloſter ſchicken, um daſelbſt die Stelle eines Holz- und Waſſerträgers zu verſehen. Der Pförtner, der ihr Bekannter war, hatte ihr Hofnung gemacht, mich auf dieſen hohen Poſten anzubringen, von welchem ich, wie ſie meynte, mich leicht zu dem Range eines Abts oder Biſchoffs empor ſchwingen könnte.

Du biſt nicht der erſte, ſagte ſie, als ſie mich von ſich ließ, den das Glück auf dieſem

Wege aus dem Staube erhob. Der heilige Chryſoſtomus dein Patron, verſteht die Mittel, wie das geſchehen ſoll, beſſer als ich, auf ihn verlaß dich, und geh deinen Weg in Einfalt dahin, das Glück, das dich treffen ſoll, wird dir wohl begegnen.

Ich war vortreflich geſchickt zu Beobachtung dieſer mütterlichen Lehre, ich war von Natur ſo von Herzen einfältig, daß ich kaum das ſah, was mir in den Weg kam, und daß, wenn mir in dem damahligen Zuſtande das Glück begegnet wär, davon meine Mutter weiſſagte, ich ſchwerlich dran gedacht haben würde, es beym Schopf zu ergreifen und heimzuführen. So viel entwickelte ſich mein Verſtand mit der Zeit, daß ich wußte, daß ich einfältig war, und einige Jahre ſpäter, daß ich zu wünſchen begann, ich möchte es weniger ſeyn. Man ſagt, wer ſeinen Fehler erkennt und ihn hinweg wünſcht, der iſt nur einen Schritt von der Beſſerung entfernt, ob dieſer Sittenſpruch ordentlicher Weiſe auch von dem gilt, was die Natur verwahrloßte, weiß ich nicht, mein Fall gehört freylich unter die übernatürlichen.

Der Himmel hatte mich würklich mit einem eiſernen Hirn begabt. Ich ſah, wie man im Kloſter einige Knaben meines Alters bildete, und bekam Luſt zu lernen was ſie lernten. Der Pfört-

ner unterzog ſich der ſauren Arbeit, mich die Buchſtaben kennen zu lehren. Er und ich quälten uns ein ganzes langes Jahr, und legten am Ende deſſelben Griffel und Pergamentrolle hin, weil wir nichts gegen die Unmöglichkeit vermochten. Ich hatte eine ziemlich gute Stimme, man wollte mich die Pſalmen ſingen lehren, aber weder Text noch Melodie ging in meinen Kopf, und ich verſtand am Ende nur ſo viel, um, wenn ich ſang, das ganze Chor irre zu machen. Man hatte Mitleid mit meinem Kummer, und verſuchte es mit einigen andern Kloſterkünſten, die nur ein wenig Gedächtniß, oder einige Geſchicklichkeit mit der Hand forderten; umſonſt; ich dauchte ſchlechterdings zu nichts als zum Joch mit den Waſſereymern und zur Holzaxt! Das bisherige Mitleid verwandelte ſich in Verachtung, man ſchätzte mich ſo gering, daß man mir nicht einmal die Beobachtung der Regel zumuthete. Ich war mitten im Kloſter ein freyer Menſch, weil es niemand der Mühe werth achtete, mich einzuſchränken.

Wie mich dieſes bekümmerte! Gott! wie mich dieſes bekümmerte!! Vielleicht wars ein vorzüglicher Beweis meiner Blödſinnigkeit, daß ich ſo innig über den vollen Genußeines Guts trauren konnte, das jeder vernünftige Menſch für das höchſte Glück des Lebens hält.

Ich konnte Freiheit und Muſe nicht ertragen, wohl gut, ſo erſchwerte man mir meine Geſchäfte! Eines Tages, als ich auf Befehl hier im Holze gearbeitet hatte, das niedrige Buſchwerk in dem Diſtricte, welcher damals dem Kloſter gehörte, zu fällen und es zur Feuerung einzuführen, überfiel mich bey dem letzten Transport, den ich den heiligen Mauern zufertigte, ein ſo überſchwengliches Gefühl meines Elends, daß ich darunter zu erliegen vermeynte. Ich hatte im eigentlichſten Verſtande des Tages Laſt und Hitze getragen. Ich war matt bis zum Tode, kam heim und hoffte auf Ruhe, da bekam ich noch oben drein vom Bruder Schaffner wegen einiger, wie gewöhnlich bey meinem Tagewerk begangenen Albernheiten, eine Tracht Geiſſelhiebe, und da dieſes überſtanden war, ſo fand ſichs, daß ich meine Axt im Walde gelaſſen hatte, und ich mußte noch einmal hinaus, ſie zu holen, oder vielmehr ſie zu ſuchen, denn ich war ein Träumer, der bey nichts, was er that, die Gedanken hatte.

Mein Gefühl, mit dem ich von dem Schelten meines ſtrengen Herrn verfolgt, das Kloſter verließ, und hinaus in die Nacht ging, die ſich ſchon von allen Seiten herniederſenkte; die tiefe Schmerzempfindung bey dem Nichtfinden eines Dinges, das nichts werth war, und deſſen

Verluſt mir doch des andern Tages neue Thränen bereitete, Euch dieſes zu ſchildern, würde mir unmöglich ſeyn, wenn ich mich nicht auf Eure eigenen Empfindungen berufen könnte. Schimpf, Schmerz, Angſt und Selbſtvorwürfe beklemmten mein Herz wie das Eurige, obgleich die Urſach unſers Leidens ziemlich verſchieden war.

Wenn ich mich recht unterſuche, ſo war ich Euch auch darinn gleich, daß mich das, was ich gelitten hatte und noch zu leiden beſorgte, ſo tief ichs empfand, doch weit weniger kränkte, als die Urſach dieſes Leidens. Es war bey uns beyden ein Fehler der Seele, bey Euch Mangel an Muth, bey mir dummer kindiſcher Blödſinn.

Die Dunkelheit nahm zu; Furcht geſellte ſich zu meinen übrigen Schmerzgefühlen. Ich war meines Lebens ſo müde, daß ich es geendet haben würde, hätte ich gewußt, wie man das machte; mit einem Worte, wir ſtanden ganz auf einem Punkte, gerade wie ich glaube, auf demjenigen, wo uns das Schickſal empor heben muß, weil es uns nicht mehr niederdrücken kann.

Ich warf mich unter eine alte Eiche — täglich gehe ich jetzt vor ihr über, und nie ohne die lebhafteſte Erinnerung deſſen, was ſie

mir auf Lebenszeit merkwürdig machte. — Ich weinte, ich raufte mein Haar. Die traurigſten Bilder gingen vor meiner Seele über. Mein ganzer Zuſtand ſtellte ſich mir dar, die Vorſtellungen zu ordnen war ich zu einfältig, und ich bin alſo auch jetzt auſſer Stande, euch einen Begriff von dem wilden Chaos zu machen, das damals in meiner Seele wogte; nur dies weiß ich noch, daß überall meine Blödſinnigkeit den Reihn anführte und ſchloß. Wie eine drückende Laſt fühlte ich ſie, und war mir keines lebhaftern Wunſches bewußt als ſie abzuſchütteln.

Der Gram betäubte endlich meine Sinnen, und ich entſchlief. Da war mirs im Traum, als tönte über mir eine heiſere Stimme: Willkommen hier zur glücklichen Stunde, im Schatten meines Baums! rief es zu mir herab, wohl haſt du die Zeit getroffen, da ich Gnadenbezeugungen austheile; was verlangſt du von mir? — —

Ich fuhr auf vom Schlaf, mein Herz klopfte mir hörbar in meinem Buſen, ich war erſchrocken, und gleichwohl dünkte es mich, als ſey etwas angenehmes in der Bewegung, die ich erfuhr.

Mein Verſtand war zu ſchwach, über das, was ich gehört hatte, zu grübeln; ich ſchlug es

aus dem Sinne, und bemühte mich von neuem zu entſchlafen. Endlich gelang es, und ſo wie der Schlummer ſich wieder auf meine Augen ſenkte, ertönte auch die nehmliche Stimme mit den nehmlichen Worten in mein Ohr. — Dieſelbige Erſchütterung, daſſelbige Erwachen, und ſo die ganze Nacht hindurch bis zur Morgenröthe, da ich den Schlaf ernſtlich aus den Augen rieb, weil mir es ungelegen war, einen ſo oft beunruhigten Schlummer noch einmal zu beginnen.

Auf dem Kloſter tönte das ſilberne Glöcklein. Es war eben der Tag St. Petri und Pauli eingetreten, deſſen Vorabend wir heute feyern. Ach, ſeufzte ich bey mir ſelbſt, welch einem Tage ſehe ich entgegen! Für alle ein Feſt, aber für mich? — Ach wenn die Stimme, die ich im Traum vernahm, wachend zu mir geſchäh, ich wüßte wohl was ich antworten, wüßte wohl was ich bitten wollte!

Und was würdeſt du bitten? — rufte es zu mir herab.

Ach! antwortete ich mit einem Freudengefühl, das alles Schrecken tödete. Ach Licht in dieſem Gehirn, und Klugheit und Wohlredenheit auf dieſen Lippen.

Steige auf den niedrigen Aeſten zu mir empor, ertönte es wieder, verſuche mich dreymal

zu küſſen, und du biſt deines Wunſches gewährt. —

Unmöglich muß das Verlangen nach Klugheit ſchon die erſte Stufe von der Erlangung des gewünſchten Gutes ſeyn. Ich fühlte in dieſem Augenblick nichts von dem blödſinnigen Erſtaunen, das der Einfalt bey jedem ungewöhnlichen Vorfall eigen iſt. — Ich ſah mich um, wohin ich mit meiner Umarmung kommandirt war. Ich ſah ohngefähr ſieben Fuß über der Erde in den Stamm des Baums eine kleine Niſche hineingearbeitet mit einer Gruppe von Figuren, die die Spuren des höchſten Alterthums trugen, auch weiß ich, ſo oft ich es auch beſchaut habe, noch bis auf den heutigen Tag nicht, was dieſes Schnitzwerk vorſtellt, ob die armen Seelen im Fegefeuer, oder eine Madonne mit Engeln umringt, oder die heiligen eilftauſend Jungfrauen.

Ich half mir auf den niedrigen Sproſſen des Baums hinauf, ſo gut ich konnte, und küßte, weil ich eigentlich nicht wußte, wer der Ich war, der mit mir redete, die Figuren alle Reihe herum. Die Begierde nach der vollkommenen Erfüllung meines Wunſches, die ich auf dieſe Art erhalten ſollte, machte mich ſo emſig in der anbefohlenen Bedingung, ich wiederholte mein Küſſen ſo oft, daß ich endlich das Gleichgewicht verlor,

oder der Aſt, auf dem meine vornehmſte Laſt ruhte, zerbrach und ich betäubt zur Erde fiel.

In dieſer Betäubung, oder in dieſem Schlummer lag ich ſo lang, bis ich von mehrern Händen angerührt, von mehrern Stimmen geweckt wurde. Es waren die Mönche meines Kloſters. So gering ſie mich auch ſchätzten, ſo war ihnen doch das Schickſal, das mich in dieſer Nacht betroffen haben konnte, nicht gleichgültig. Man hatte nach mir gefragt. Der Schaffner hatte wegen ſeiner Härte gegen mich einen Verweis bekommen. Der Pförtner ſorgte um mich, ich war ein gutwilliges alles ertragendes Laſtthier, das man doch nicht gern miſſen wollte. Man ſuchte mich, man fand mich; aber o Himmel in welcher Geſtalt! Die Würkung von dem nächtlichen Abentheuer ließ ſich ehe von auſſen wahrnehmen, als ich ſie von innen merkte. Daß es ein wenig anders in meinem Gehirn ſtehe als bisher, hätte ich wohl allenfalls aus meinen beſſer geordneten Träumen wahrnehmen können, aber immer ſpürte ich doch erſt die Dämmerung von dem vollen Tage der Weisheit, den ich mir erfleht hatte. Hingegen mit meinem Aeuſſerlichen war es ganz ein andres, die unbekannten Mächte, die ſich für mich verwendeten, hatten es für gut gehalten, meinem Geſicht ein Siegel ihrer Huld aufzudrük-

ken, und dadurch meinen Suchern gleich zu anfangs Reſpeckt einzuflöſſen. —

Ob die Talente, mit denen ich begnadigt worden war, — ein Schatz, deſſen ich mir noch ſelbſt nicht bewußt war, — ſich in allen meinen Geſichtszügen mahlten, weiß ich nicht, das Verwunderungsgeſchrey der Mönche, das mich erweckte, bezog ſich vornehmlich auf einen kleinen goldnen ringförmigen Kreis, der meine Lippen umzog, und mir ein ſo auffallendes Anſehen gab, daß wohl andre Leute als meine Kloſterherrn dadurch würden in Verwunderung geſetzt worden ſeyn.

Sie ſuchten mich vollends, doch auf etwas ehrerbietigere Art als bisher, zu ermuntern; ſie nannten mich Bruder, entſchuldigten meine geſtrige Verweiſung aus den heiligen Mauern, verſicherten, daß von der verlornen Axt gar nicht mehr die Rede ſey, und erſchöpften ſich in Fragen über das, was mir dieſe Nacht begegnet ſey, und was die Urſach der Zierde ſeyn möge, die meinen Mund umzog, und von der mir ſelbſt noch nichts bewußt war. — Ich wußte mich ſo gut zu faſſen, ſo anſtändig zu betragen, daß ich ſelbſt die Veränderung, die in mir vorgegangen war, fühlen mußte. Ich antwortete den Herrn nur das, was ihnen zu wiſſen noth war; und auch

hierin zeigte ſich meine neuerlangte Klugheit. Eine jede neue Antwort vermehrte die Achtung, mit der man mich anſah, man wußte nicht, wie man mit mir dran war, man ſchwieg endlich gar, und führte mich mit ſtiller Feyerlichkeit in das Kloſter zurück.

Von dieſem Tage an rechne ich eigentlich mein wahres Leben. Nichts gleicht dem Entzükken, des vollen Lichts der Wahrheit und Wiſſenſchaft zu genieſſen, wenn man vorher die Nacht der Unwiſſenheit ſo gekannt hat wie ich. Ich lernte ſchnell, oder vielmehr, ich erinnerte mich wieder, denn alles das, was man ſich bisher vergebens beſtrebt hatte mir bey zu bringen, fand ſich in meiner Seele wie ein heimlicher Schatz verborgen, und der Kenntniſſe noch vielmehr, die ſich wie aus mir ſelbſt entwickelten.

Euch mehr hievon zu ſagen, würde Ruhmredigkeit ſeyn; ich eile deswegen zum Schluß meiner Geſchichte. Ich war für mehrere Jahre der Gegenſtand der allgemeinen Bewunderung, des allgemeinen Zulaufs. Das Kloſter kam durch mich in Ruf. Ich war der Abgott meiner Ordensbrüder, und — das Ziel ihres heimlichen Neids; all dieſe Würkungen meiner Gaben waren mir läſtig, ſie ſtörten die Ruhe, in welcher die Weisheit ſo gern ihre Lehrlinge beſucht, und nahmen mir die Muſe zum Studiren. Ich haßte das

Zeichen, das mich vor andern aushob, und mich zum Wunder machte, und hätte es herzlich gern abgelegt.

Um dieſe Zeit erfuhr ich, zu Erklärung meines Abentheuers bey der alten Eiche, daß ſich hier aller fünf Jahre, am Tage St. Petri und Pauli, etwas ähnliches zutrage. Welchen Heiligen das Gnadenbild in der Niſche des Baums vorſtelle, konnte ich nie erkundigen aber ſo viel iſt gewiß, daß der, welchen Zufall oder eigene Ueberlegung zur rechten Zeit und Stunde an den geweihten Ort bringt, ſich der Gewährung einer möglichen Bitte verſehen kann.

Ich nüzte die erlangte Kunde augenblicklich; es ſollte des nächſten Tages fünf Jahr werden, daß ich an der wunderbaren Eiche zum neuen Leben geboren ward, da ging ich hin in der Morgendämmerung des Tages Petri und Pauli, und flehte mit gebogenen Knieen: Heilige des Himmels, ſprach ich, oder welch' andre unſichtbare Macht hier ihre Gaben ausſpendet, laß mir was du ſchenkteſt, und vermehre es, ſo du willt, noch zehnfach, denn der Durſt nach Wiſſen iſt unendlich; aber — nimm das Zeichen zurück, das mich dem allgemeinen Angaffen ausſetzt. Der goldne Ring um mei-

ne Lippen, verwandle ſich in die gewöhnliche Zierde des Mannes, den Bart, den ich Altershalben zu tragen nun wohl berechtigt bin.

Als ich ſo geſagt hatte, ſchwieg ich und erhub mich. Mir war weder Stimme noch Antwort geworden, aber die Erfüllung meiner Bitte blieb nicht auſſen. Der goldne Glanz verſchwand allmählig von meinem Munde, und weiches Haar ſproßte hervor, daher auch meine Brüder, die mich bisher nur den Guldimund genennt hatten, meinen Namen in den Namen des Mönchs mit dem kleinen gelben Barte wandelten. Von dieſer Veränderung rechne ich die Wiedererlangung meiner Ruhe, und die wahre Vermehrung meines Wiſſens. Der Guldimund war dahin, und die Worte, die aus ungezierten Lippen gingen, dünkten der Welt nicht mehr Worte übernatürlicher Weisheit zu ſeyn. Man ſuchte mich nicht mehr auf, man bewunderte mich nicht mehr, aber man beneidete mich auch nicht. Süſſe Ruhe des Wiſſen, was iſt dir zu vergleichen! Nur die geſchäftige Ruhe des Himmels, der wir alle entgegen eilen! —

Dieſe heilige Ruhe war mir ſo lieb, daß ich zweymal den Antrag, Abt meines Kloſters zu werden, vor mir übergehen ließ, und erſt jetzt mich habe bereden laſſen, ihn anzunehmen. Lebt wohl, Ritter, überlegt alles, was ich Euch ge-

ſagt habe, und habt ihr ein Körnlein von Weisheit oder Troſt für Euren Zuſtand darin gefunden, ſo nützt es eilig, ehe die güldne Zeit vergeht. Es iſt heute gerade zwanzig Jahr, daß ich in dieſem Wald zulezt das Amt eines Tagelöhners verwaltete, und morgen iſt das Feſt St. Petri und Pauli.

Der Mönch ſchied, und Genebald verfiel in ein tiefes Nachdenken. — Wie man im Sprichwort zu ſagen pflegt, die Weisheit hatte er wohl nicht erfunden, aber ſo einfältig wie Bruder Chryſoſtomus vor dem Kuſſe, war er doch nicht; er hätte es ſeyn müſſen, wenn er in der eben gehörten Erzählung nicht Winke hätte verſpüren ſollen, die ihm wichtig waren.

Sein Zuſtand genau der meinige? ſagte er zu ſich ſelbſt, je das iſt wahr! O Himmel! Gelegenheit zu ähnlichen Glück! — Aber die alte Eiche? — Sie iſt mir nicht unbekannt. — Der Tag St. Petri und Pauli? — Aber fünf Jahr? — Morgen iſts gerade zwanzig? — Aber warum ſprach er nicht deutlicher? — Ha Zufall oder eigene Ueberlegung müſſen uns dem Glücke entgegen führen! — O nun verſtehe ich alles! Genebald! Genebald! was wirſt du bitten? — Rittermuth und Trieb zu Ritterthaten? Ja dies iſts! Haſt du dieſe, ſo kannſt du deiner Spötter ſpotten, und

dich durch dich ſelbſt wieder empor ſchwin-
gen! — — —

Ritter Genebald ging die Eiche zu finden, die ihm der Mönch mit dem kleinen gelben Barte bezeichnet hatte, es war eben dieſelbe, die er zur Zeugin ſeiner Ritterthaten zu machen pflegte, an deren Aeſten ſein Schild ſo oft unter ſeinen Streichen geſchwankt hatte, und deren Kinder, die kleinen Geſträuche, die unter ihren Schatten erzogen wurden, ſein grauſames Schwerd ſo oft hatten fühlen müſſen. — Ach, ſie war auch die Zeugin der geſtrigen Scenen geweſen, die ihn an den Rand der Verzweiflung gebracht hatten! Lebhaft traten ſie ihm vor die Seele, als er jetzt die traurigen Gegenden wieder ſahe, und noch im Graſe einige Spuren des geſtrigen Abentheuers fand. Ein neuer Thränenſtrom ſtürzte aus ſeinen Augen, die er kläglich nach dem Bilde in der Niſche empor hob, welches er zehnmal geſehen hatte, ohne es einiger beſondern Aufmerkſamkeit zu würdigen.

Heilige des Himmels, rief er, die du in dieſen Schatten wohnſt, du haſt die Schmach geſehen, die mir in deinem Gebiete wiederfuhr, den Verräther Berengar kennſt du vermuthlich beſſer als ich; räche mich und ſtrafe ihn! Doch die Stunde deine Gnaden zu erbitten, iſt noch

nicht erſchienen, beſſere Ueberlegung wird mir ſagen, was ich zu fordern habe, du zu gewähren haſt!

Ritter Genebald verharrte den übrigen Theil dieſes Tages, und die ganze Nacht unter dem Gnadenbilde, um die rechte Stunde, da etwas bey der unbekannten Macht, die hier reſidirte, auszubitten war, nicht zu verfehlen; wie er aber ſeine Worte anbrachte, und auf was für Art ihm das Gewährte zugeſtanden ward, ob mit der Ceremonie des Kuſſes, oder auf andre Weiſe, darüber haben wir durch keine Tradition Licht bekommen können; viel Bücher laſſen ſich über Geſchichten wie die unſrigen nicht nachſchlagen.

Als der Morgen anbrach, und die Kloſterglocke das Feſt St. Petri und Pauli einläutete, da verließ Ritter Genebald den Schatten der heiligen Eiche, um die Plane auszuführen, die jetzt in ſeiner Seele geboren wurden. Er war ganz ein andrer Mann geworden, wie weiland König Saul, da er unter den Propheten einherging und weiſſagte. Zwar weiſſagte er nicht, denn er hatte um dieſe Gabe nicht gebeten, aber ritterlicher Heldenmuth war ſeine Bitte geweſen, und dieſen fühlte er in allen ſeinen Adern glühen.

Mit ziemlicher Gelaſſenheit und Ruhe nahm er den Weg nach ſeinem Schloſſe, denn was den Verzagten in Feuer und Flammen ſetzt, das iſt dem Tapfern von kleiner Wichtigkeit. Die vorgeſtern erlittene Beſchimpfung fühlte er zwar noch tief genug, um nach Rache zu dürſten, aber doch mehr als eine Beleidigung, die einem andern zugefügt worden war. Er fühlte wohl, daß er jetzt ein ganz andres Weſen war, als der Genebald, den Berengar in den Staub ſtreckte, aber auch das empfand er, daß ſein Weib und der Ritter genſeit des Waldes ſtrenge Ahndung verdienten, wär es auch nur um fernern Beleidigungen vorzubeugen.

War es Hohn, war es Ueberzeugung, zu weit gegangen zu ſeyn, oder Vorgefühl irgend einer bedenklichen Urſache von dem langen Auſſenbleiben ihres Mannes, das die Dame Hedwig veranlaßte, ihm entgegen zu gehen; wir wiſſen es nicht. Aus ihrem Fenſter hatte ſie ihn von weitem über die Ebene kommen ſehen, und war hinabgeeilt, ihn an der Pforte zu empfangen. — Genebalds Geſicht, das ihr ſonſt nie ein Gefühl als Widerwillen, oder Trieb zum Lachen erregt hatte, ſchreckte ſie jetzt. Es war weder zornig noch heiter, aber es war ein Mitteldìng zwiſchen beyden. Ein Blick voll unausſprechlicher Gleichgültigkeit fiel auf ſie aus

dieſen Augen, die ſonſt nie etwas ſagen wollten, und auf einer Stirne, die ſonſt nur der Sitz eines dummen machtloſen Trotzes war, thronte itzt ein gewiſſer Ernſt, der Ehrfurcht heiſchte.

Wo ſeyd ihr geweſen, mein Theurer? fragte Hedwig mit zitternder Stimme.

Ich habe mich ein wenig mit Berengarn unterhalten, war die Antwort.

O denket des Namens nicht mehr, den ich nie wieder nennen werde! rief die Dame. Verzeihet vergangene Beleidigungen, die ihr euch wahrlich ſelbſt zugezogen habt, wäret ihr immer wie ich euch jetzt ſehe, wer wollte ſich an Euch wagen?

Genebald antwortete nicht, ſondern trat in die Halle, wohin ihm ſeine Gattin zitternd folgte. Der Hausmeiſter ward vorgefordert: Machet Anſtalt, ſagte Genebald mit ruhigem Ton, zu einer Reiſe auf drey Perſonen, die in einer Stunde vor ſich gehen ſoll. Eure Frau hat eine Wallfarth nach St. Maria zur Linden vor; zwey Zofen werden ſie begleiten. Sorgt, daß nichts vergeſſen werde, was zur Sicherheit und Bequemlichkeit der Dame gehört.

Ich, eine Wallfarth, mein Theurer? ſchrie Hedwig.

Ja, gnädige Frau, ihr habt für gewiſſe Dinge zu büſſen; Buße läßt ſich nicht beſſer als im Kloſter abthun.

Gott, was habe ich verbrochen?

Ich bin Euer Beichtiger nicht, fraget Euer Gewiſſen!

Mit dieſen Worten verließ Genebald das Zimmer, und ging in ſeinen Rüſtſaal. Er wählte einen Harniſch von blanken Stahl nebſt Zubehör, ließ ſich wappnen, und kehrte in voller Rüſtung in die Halle zurück, wo er ſeine Gemahlin in Thränen fand. — Das, was hab' ich gethan? wurde zehnmal wiederholt, Bitten und Vorſtellungen nicht geſpart, ſo gar einige Verſuche gemacht, wieder in den alten Ton einzufallen, der Genebalden ehemals zittern machte; alles vergebens! — Einige nachdrückliche Worte belehrten die Dame, daß ihr nicht unrecht geſchähe, einige andere wieſen ſie zu der Aufführung an, die ſie inskünftige zu beobachten habe, um ein erträgliches Leben zu genieſſen, und damit war die Sache geſchloſſen.

Die beſtürzte Hedwig reiſte ab, Genebald machte Verfügung im Schloſſe, als wollte er es auf etliche Jahre verlaſſen, ſchwang ſich darauf auf ſein Roß, zum Ritter genſeit des Waldes zu eilen und von ihm Genugthuung zu fordern.

Der hagre Ritter genſeit des Waldes war keiner von den größten Helden ſeiner Zeit, ſein Muth beſtand eigentlich nur darin, die Frauen gutwilliger Männer zu beſtricken, zu trozzen, wo er keinen Gegentroz beſorgen durfte, und überhaupt Unfug gegen die Schwachen zu verüben. Genebald war, was das Aeuſſerliche anbelangt, durch die von dem Gnadenbilde erlangte Gabe nicht im geringſten verändert worden, kein goldnes Kennzeichen redete, wie ehemals bey dem Pater Guldimund, von den Vollkommenheiten, die er ſich erbeten hatte, und doch weiß ich nicht wie es kam, daß ſein bloſer Anblick, ſonſt das unbedeutendſte was ſich nur denken ließ, ſchon Furcht und Schrecken in die Seele des Mannes goß, der ihn vor kurzem noch gehöhnt hatte. Es war, als merkte man es gleich auf den erſten Augenblick, daß dieſer Körper von einem andern Geiſte belebt würde. Genebalds körperliche Gaben waren nicht zu verachten; er war ein rüſtiger Mann, deſſen Arm, wenn Muth ihn regierte, fürchterlich werden konnte. Dieſes, das dem hagern Ritter zuvor noch nie eingeleuchtet hatte, fiel ihm jetzt bey Genebalds erſten Worten augenblicklich in die Sinne.

Genebald forderte ihn mit kurzen kaltblütigen Worten zur Rechenſchaft, wegen des vorgeſtrigen Schimpfs; er zitterte, und ſchlug,

ſtatt der Entſcheidung mit den Waffen, wörtliche Theidigung vor, (in welcher er erweiſen wollte, daß Genebald ſich eigentlich nicht für beleidigt zu achten habe. Genebald drang aufs Schwerd. Man kämpfte, aber der hagere Ritter war ſo ſchnell entwafnet, als Berengar neulich ſeinen Gegner entwafnete. Genebald verachtete ſeinen Ueberwundenen ſo herzlich, als er ehemals in ähnlicher Lage verachtet worden war. Er forderte ihm Erklärung über das Abentheuer im Wald ab, der Verzagte zögerte nicht, ſeine Geliebte zu verrathen, und zu geſtehen, daß Genebalds übermüthiger Ueberwinder kein anderer geweſen ſey, als ſein eignes Weib. Genebald, zu ſtolz ſeinen Beſiegten zu tödten, legte ihm zur Buſe nichts auf, als das Verſprechen, ſich ein ganzes Jahr lang des Schwerds zu enthalten; dieſer verlobte ſich in der Beſtürzung auf ſein ganzes Leben, hätte ſich vielleicht zum Kloſter verlobt, wenn ſein Obſieger es verlangt hätte.

Genebald ſtieß ſein Schwerd in die Scheide, und verließ die Burg ſeines verächtlichen Gegners. Bis jetzt, ſagte er zu ſich ſelbſt, weiß ich noch nicht, ob mich die Gnadenverheiſſungen der Heiligen im Walde getäuſcht haben oder nicht. Was habe ich gethan, das ich nicht als der alte Genebald eben ſo wohl hätte thun können? Gehört denn ſo gewaltig viel Muth dazu, ein treuloſes

Weib ins Kloſter zu ſchicken, und einem Verzagten ein paar Hiebe um die Ohren zu geben?

Der Ritter ſollte bald inne werden, daß mehr in ihm wohnte, als er ſich zur Zeit noch ſelbſt zutraute, da er blos den Willen zu allerley tapfern Thaten in ſich fand, ohne noch die Fähigkeit dazu erprobt zu haben. Das Bekenntniß des hagern Ritters genſeit des Waldes, daß ſein treuloſes Weib und der Uebermüthling Berengar eine Perſon wären, hatten ihm die Dame Hedwig vollends ganz verleidet, und ſein Haus, das er ohnedem auf gewiſſe Zeit verſchworen hatte, ſollte nun, das war feſt beſchloſſen, ſeinen Herrn nicht ehr wiederſehen, bis er ſich im Auslande völlige Vergeſſenheit des Vergangenen geholt habe.

Er zog zum Kaiſer. Herr, ſagte er, Euer Vorfahr hat mir einſt den Adel, und Ritter Markards, deſſen Tochter ich freyte, edeln Namen, für Geld und gute Worte zugeſtanden, ich komme, euch die Gabe wieder zu geben, weil ſolch erkauftes Gut mir nicht anſteht. Aber hier iſt mein Schwerd, könnt ihrs in Euren Kriegen brauchen, ſo bin ich bereit, Euch Nutz und Sieg, und mir den Adel damit zu erkämpfen, damit ich mich hinführo meines Verdienſtes, und nicht kaiſerlicher erkaufter Gnade zu erfreuen habe. Der Kaiſer war eben im Be-

griff wider den Ziska zu ziehen; der rüſtige Genebald, der ſich anheiſchig machte, in benannter Zeit ein Fähnlein Knechte zu ſtellen, war ihm willkommen. Doch gab es Ohrenbläſer, die von dem Eydam Ritter Markards dem Kaiſer viel nachtheiliges zuzuflüſtern wußten, das zwar wohl von dem ehemahligen Genebald, keineswegs aber von dem gegenwärtigen wahr ſeyn mochte. Zum Glück hatte der brave Mann bald Gelegenheit ſich zu zeigen. Auf einem Turnier, das in wenig Tagen bevorſtand, gewann er die beyden erſten Dänke, und brach neben bey noch einige ſcharfe Speere mit den Ungewogenen, die ihn der ehemahligen Feigheit zeihen wollten, und nun durch ſeinen Arm ganz anders belehrt wurden.

Jetzt lernte Genebald erſt den Umfang ſeiner erlangten Talente ſchätzen, der Beyfall der Welt, noch weit mehr aber die innerliche Selbſtſchätzung, die vom Verdienſte unzertrennlich iſt, mehrten ſeinen Muth und machten ihn zu noch gröſſern Thaten fähig. — Im nächſten Feldzug erndtete er reiche Lorbeern im Schlachtgefild, der Kaiſer dankte ihm einen ſeiner wichtigſten Siege faſt ganz allein. Als er Jahrs drauf wider den Erbfeind auszog, war Ritter Genebald wiederum an ſeiner Seite, er rettete kaiſerlicher Majeſtät das Leben, hielt ſich

brav bey Einnahme einer Veſtung, und kehrte mit Ruhm und Beute zurück.

Das Waffenſpiel begann dem Helden ſo zu gefallen, daß er davon nicht laſſen konnte, die Jahre, die er ſich zur Abweſenheit aus ſeinem Vaterlande geſetzt hatte, waren längſt verfloſſen, und er dachte noch an keine Heimkehr, hätte auch wohl Zeitlebens nicht dran gedacht, wenn ihn nicht die abnehmenden Kräfte geſagt hätten, daß er binnen den achtzehen Jahren, die er abweſend war, gealtert habe, es iſt wahr, er war noch bey weitem nicht vierzig, da er auszog, aber unter den Waffen wird man früher grau als hinter dem Ofen, und das Blut, von Feindesſchwerd aus den Adern gezapft, erſetzt ſich nicht ſo leicht wieder; daher Genebalds gelegentliche Gefühle von Schwäche, daher ſeine Sehnſucht nach Ruhe, die ihn antrieb, das Getümmel der Waffen, das Geräuſch des Hofs zu verlaſſen, und den Abend des Lebens in ſeiner eigenen Pfalz friedlich und in der Stille zu genieſſen. Der Adel war längſt erkämpft, des Kaiſers Gunſt, und der Beyfall der Welt war ſein Eigenthum, an guter Beute hatte es auch nicht gefehlt. Auf Genebalden ruhte der Geiſt ſeines Vaters; er wußte zu ſparen, und das Erſparte zu mehren, und konnte hoffen reicher in ſeiner Burg einzuziehen, als er dieſelbe

verlaſſen hatte; hätte er ſie wohl unter günſtigern Ausſichten wiederſehen können?

Endlich ließ ſich der Kaiſer bereden, ihn zu entlaſſen; er ſelbſt dachte einige Zeit zu Goslar zu hauſen, weil im ganzen Lande Friede war, ſo konnte er ja ſeinem Ritter nicht verdenken, daß er auch auf ſtillen Genuß des Lebens in ſeinem Eigenthum dachte; er erhob ihn in den Grafenſtand, und ließ ihn ziehen.

Herr Genebald würde vielleicht nicht mit ſo viel Vergnügen an die Heimkehr gedacht haben, wenn er gewußt hätte, daß er ſeine Gemahlin wiederfinden würde, und ſich ehrenhalber hätte entſchlieſſen müſſen, mit ihr zu leben. Genebald hatte entweder ſein ehemahliches Gebet bey der heiligen Eiche nicht recht eingerichtet, oder die daſelbſt regierende Macht hatte ihn zur Strafe, wegen des in ihrem Schatten verübten Unfugs, gutwillig betrogen; Rittermuth und Tapferkeit hatte ſie ihm zwar überflüſſig gegeben, aber kein edles Ritterherz, er konnte wohl Beleidigungen rächen, aber keine vergeben, daher würde es ihm unleidlich geweſen ſeyn, auch nach ſo viel Jahren ſeine Beleidigerin wiederzuſehen und ſie um ſich dulden zu müſſen.

Ihm dieſer Unluſt zu überheben, hatte der Tod geſorgt, Frau Hedwig hatte ſeit einem Jahre

das Zeitliche geſegnet, und eine Tochter, die ſie bald nach Genebalds Auswanderung geboren hatte, war in eben dem Kloſter, wo ſie das Glück der Welt erblickte, bisher erzogen worden. Genebalds Haß erbte nicht von der Mutter auf das Kind, er erkannte die ſchöne Emma für ſeine Tochter, und eins ſeiner erſten Geſchäfte, nachdem er ſich auf ſeiner Burg eingerichtet hatte, war nach St. Maria zur Linden zu ziehen, und das Fräulein von da zu ſich zu holen, damit ſie an ſeiner Seite dem Brautkranz vollends entgegenreife, und ihn zu allen Glückſeligkeiten, die er genoß, noch die Freude mache, durch ſie mit irgend einem hohen und reichen Hauſe verſchwägert zu werden.

Emma ſah der Ankunft ihres Vaters mit Zittern entgegen; die Schilderung, die ihr ihre Mutter immer von ihm gemacht hatte, war nicht ſo beſchaffen, daß ſie Liebe erregen konnte. Seine Härte, die gänzliche Unbekanntſchaft mit ihm, alles kam zuſammen, Vorurtheile gegen ihn zu nähren, die nie ganz zu tilgen waren, und in der Folge vielleicht einigen ihrer Handlungen zur Entſchuldigung dienen können. Indeſſen war es ihr Vortheil, ihm zu gefallen; die Aebtiſſin, welche die Welt kannte, unterrichtete ſie ein wenig, was ſie zu thun habe, und die Maaſ-

regeln glückten ſo gut, daß der alte Herr gleich auf den erſten Anblick ganz von ſeiner Tochter eingenommen war. Er war entzückt, keinen einzigen Zug ihrer Mutter an ihr, und dagegen, wie er meynte, viel von den ſeinigen zu finden. Ihre Schönheit begünſtigte die geld- und ehrgeizigen Hoffnungen, die er auf ſie baute, und ihr ſanftes gefälliges Weſen bezauberte ihn. Sanftmuth und Gefälligkeit hatte ſie in der Kloſterzucht, unter den Augen der eigenſinnigen mürriſchen Hedwig, wohl lernen müſſen, und indem ſie unter die Aufſicht ihres Vaters trat, gewann ſie neue Gelegenheit die Tugenden zu üben.

Genebald liebte ſeine Tochter, er ließ es ihr an nichts fehlen, was ſeinen Stolz und ihre Eitelkeit befriedigen konnte, aber es lag nur allzuſehr am Tage, daß ſie dieſe Gunſtbezeugungen mit ihrer Freyheit erkaufen ſollte. Es war ihm nicht darum zu thun, ſich des Herzens eines Mädchens zu verſichern, das ſich ganz an ihn gefeſſelt haben würde, hätte er es zu gewinnen gewußt, oder ihrer Geſellſchaft und kindlichen Pflege zu genieſſen; nein, ſie ſo bald als möglich von ſich zu entfernen, indem er ſeinem Hauſe, durch ihre Schönheit irgend eine hohe oder reiche Verbindung erkaufte, dies war ſein Beſtreben, und er verſäumte keine Zeit,

die erſten Schritte zu Ausführung dieſes Plans zu thun.

Der erſte Hoftag zu Goslar ſah ihn und die ſchöne Emma mit aller Pracht, die ihm ſein Rang und ſein Reichthum erlaubte, erſcheinen. Er ſparte nichts, die Reize ſeiner Tochter zu heben, und die Vortheile, die mit ihrem Beſitz verbunden waren, laut werden zu laſſen. Der Anſchlag glückte. Emmens Schönheit beſtrickte zwanzig Herzen, und der Reichthum ihres Vaters noch mehrere. Kaum war man in die Stille des einſamen Waldſchloſſes zurückgekehrt, ſo ſtellten ſich die Freyer mit Haufen ein, die um die Hand des Fräuleins warben, und — ſämtlich mit Körben zurückgeſchickt wurden, weil keiner für die merkantiliſchen Spekulationen Genebalds, der auch im Grafenſtand den Sohn des Hanshofmeiſters noch nicht verleugnen konnte, wichtig gnug erfunden ward.

Emmens Herz begann ruhiger zu ſchlagen; es hatte für keinen der Herrn geſprochen, die nach ihrer Hand ſtrebten, aber gleichgültig war es darum nicht: auf dem letzten Turnier hatte ein Ritter den Preis gewonnen, der alles übertraf, was ſie ſich je von den Vollkommenheiten eines Jünglings geträumt hatte, das Glück geſellte ihn nachher zu ihr bey Spiel und Tanz, und die werden-

de Liebe nahm ſich daraus manches gute Vorzeichen, aber ach unter den Brautwerbern war er nicht, und ſie demonſtrirte ſich daraus, daß ſie recht gehabt habe als ſie glaubte, in ſeinen Blikken nichts als Kaltſinn zu leſen. Mit tauſendfachen Kummer ward das Herz des zärtlichen Mädchens darob befallen, mancher Tag vertrauert, manche Nacht verweint, mancher Ausgang zu beſſerm Glück erdacht, deſſen wir vielleicht in der Folge erwehnen werden.

Bey der nächſten Reiſe nach der kaiſerlichen Hofburg, die Genebald um neue Netze auszuſtellen, nicht lang verſchob, hatte Emma Gelegenheit, den blanken Ritter, — (ſo nennte man ihn durchgängig wegen ſeiner Waffen) — wieder zu ſehen. Heldenthaten hoben ihn wieder vor allen andern heraus, er war nicht allein tapfrer, ſondern auch ſchöner als jemals. Jedermann bewunderte ihn, und alle Damen ſagten: Es iſt Schade um den blanken Ritter, daß er arm iſt, kein Fräulein würde ihm ſonſt ihr Herz, kein Vater ſeine Tochter verſagen.

Das wußte Emma noch nicht, daß Ritter Wilhelm arm war, aber ſie dachte edel genug, um über dieſe Entdeckung ehr Freude als Schmerz zu fühlen, ſie hatte dieſesmal Spuren, daß ſie ihm nicht gleichgültig war, und ihr gutes Herz floß von Entzücken über, wenn ſie ſich vorſtellte, ihn

nicht allein durch ihre Perſon, nein, auch durch eine ſtattliche Mitgabe, die ſie von der Liebe ihres Vaters zuverſichtlich hofte, glücklich machen zu können.

Das Einverſtändniß zwiſchen den jungen Leuten kam bald zu Stande, man ſahe ſich, man gewann ſich mit jedem Tage lieber, man geſtand es ſich, machte ſeine Plane, und fand in allen Dingen gute Vordeutungen, daß ſie ausführbar ſeyn würden. Eins des vornehmſten glücklichen Zeichen war die nahe Nachbarſchaft; es fand ſich, daß der junge Ritter ſeinen kleinen ländlichen Sitz in dem nehmlichen Walde hatte, wo die ſtolze neuerbaute Burg Graf Genebalds im vorigen Jahre fertig geworden war.

Man baute auf dieſen Umſtand die Hofnung, ſich fleißig zu ſehen, und in manchem traulichen Geſpräch die Entwürfe vollends zu Stande zu bringen, die den jungen Liebenden das höchſte Glück ihres Lebens verſchaffen ſollten.

Nichts war leichter als dieſes. Das Hoflager zu Goslar war zu Ende, der blanke Ritter kehrte auf ſein Schloß, der alte Genebald mit ſeiner Tochter auf ſeine Burg zurück, der Wald, der zwiſchen beyden lag, gab Gelegenheit zu fleißigen Spaziergängen, man traf ſich denn ganz ungefehr, und hatte ſich kaum zum drittenmal auf dieſe Art geſehen, als man einig war, daß die Brautwerbung nun

nicht länger verſchoben werden, ſondern Ritter Wilhelm ſich des nächſten Tages mit gebührlichen Ceremonien, wie es die Sitte ſeines Jahrhunderts forderte, bey dem alten Grafen einfinden ſollte, um die Hand der ſchönen Emma von ihm zu fordern.

Der blanke Ritter, der die Welt etwas beſſer kannte, als das junge Fräulein, hatte einige Zweifel wegen des guten Erfolgs, doch hochherzige Liebe, die jede Hinderniſſe verachtet, und Emmens gute Vertröſtungen gaben ihm Muth.

Herr Graf, ſagte er, als er des andern Tages verabredeter Maaßen bey ihm einſprach. Ich habe eine ehrliche Liebe zu Eurer Tochter gefaßt, mein Glück ſteht in Eurer Hand, verſagt es mir nicht. Die Verbindung mit mir wird Euch nicht reuen, ihr kennt meine Geburt und meinen Namen; er giebt mir vielleicht einigen Anſpruch auf Eure Achtung, in Anſehung der Glücksgüter bin ich nicht ohne Hofnung für die Zukunft, und was die Gegenwart anbelangt, ſo würde mein Schwerd hinlänglich ſeyn, eine Geliebte zu nähren, die noch weniger beſäß als ich, wie vielmehr die Tochter eines reichen Grafen.

Herr Ritter, antwortete Genebald. Ich begreife es wohl, daß man meine Emma lieben kann, ſie iſt jung, ſchön und tugendhaft, auch beſitzt ſie einige noch untrüglichere Hofnungen als

andre Leute; denn ſie iſt die einige Erbin eines Vermögens, das nicht klein iſt, mit dieſen Vortheilen kann ſie ſich wohl auf einen Fürſten Rechnung machen, auf dieſen wollen wir einſtweilen warten; wenigſtens habe ich nicht darum meine Tochter ſo manchem groſſen Manne abgeſchlagen, um ſie dem blanken Ritter zu geben, der ihr kein andres Leibgedinge verſchreiben kann als ſein Schwerd, das ihm wohl noch wenig Beute eingetragen haben mag, als einige Turnierpreiße, ſonſt würde er ſchon längſt wenigſtens auf eine beſſere Wohnung gedacht haben, die Tochter eines Grafen zu beherbergen, als er gegenwärtig hat.

Der blanke Ritter achtete die übermüthige Antwort keiner Erwiederung würdig, er verließ Genebalds Burg mit grimmigen Zorn, und murmelte zwiſchen den Zähnen: ſo konnte nur der Sohn des Haushofmeiſters Genebald einem edeln Ritter mit zwey und dreißig Ahnen zurückweiſen. Denn Graf Genebalds Herkunft, und ſeine ganze Geſchichte war noch bekannt in dieſer Gegend, und der Ruhm ſeiner Tapferkeit, mit welchem er die Flecken derſelben zudeckte, hätte ihm nur denn zur vollkommenen Hülle dienen können, wenn er mit denſelben andere adeliche Tugenden verbunden hätte. Aber Geldſtolz, Geiz, Kargheit, Uebermuth, und thörichtes Streben nach unerreichbarer Gröſſe, ſprachen noch zu deutlich von ſeiner nie-

dern Geburt, als daß man ſie ganz hätte vergeſſen können.

Ritter Wilhelm überließ ſich der Verzweiflung, die ſchon damals gern mit Gedanken von Blut und kalten Eiſen umging, doch mit dem Unterſchied, daß ſie mit dieſen Mordgedanken ſelten auf das Herz zielte, davon ſie Beſitz genommen hatte, ſondern ihnen gern andere Gegenſtände darbot. Die Ungläubigen im Morgen- und im Abendlande waren das Ziel, daran ſchon mancher vom Glück Verlaſſener ſeinen Unmuth hatte austoben laſſen, und manches Feuer unglücklicher Liebe war ſchon im Heydenblute gelöſcht worden.

Dieſes Remedium war es auch, das der blanke Ritter ſich zum Heilpflaſter für ſeine Schmach wählte. Er ſchrieb an ſeine Geliebte: Leb' wohl, Emma, dein Vater verſtößt mich! Unter Feindesſchwerd ſuche ich dich zu vergeſſen! Vermag ichs nicht, ſo ſiehſt du mich wieder in vier Jahren, vielleicht, daß denn glücklichere Geſtirne uns ſcheinen, frey finde ich dich denn noch gewiß, denn dein Vater will deine Hand keinem andern, als einem Fürſten, gewähren.

Herr Wilhelm hatte recht geweiſſagt. Emma verweinte vier einſame lange Jahre, am meiſten bekümmert durch den Entſchluß ihres

LB Coburg

Geliebten einen Verſuch zu machen, ſie zu vergeſſen; ſie zitterte bey jeder neuen Werbung, die um ihre Hand geſchah, aber ſie blieb frey, denn kein Fürſt wollte ſich melden. Nicht als ob Emma nicht ſchön genug geweſen wär, ſelbſt eine Krone zu tragen, aber es fanden ſich in ihrer Ahnentafel einige Mackel, die uns wohl bekannt ſind, und die damals kein regierender Herr überſehen durfte, wenn er auch gern gewollt hätte.

Mit der Weile brachte Emma ihr drey und zwanzigſtes Jahr heran, in den damahligen Zeiten ein verrufenes Alter für eine Jungfrau; und wär ſie auch ſo ſchön wie Genebalds Tochter, ſo mußte ſie doch in dieſer Epoche ihre Erwartungen etwas herabſtimmen. Selbſt der alte Herr fühlte dieſes, und gelobte ſich, er wolle die Fürſtenidee in aller Stille aufgeben, und, da es nicht anders ſeyn wollte, nur mit ſeines Gleichen, mit einem Grafen zum Eydam zufrieden ſeyn.

Der blanke Ritter kam von ſeinen Kreuzzügen mit Ruhm, Ehr, und einiger Beute zurück. Seine Wuth und Verzweiflung hatte er wider die Ungläubigen austoben laſſen, aber weder Sarazenen noch *) Preuſſenblut hatte die

*) Es iſt wohl unnöthig den Leſer zu erinnern, daß vor Alters, die Päbſte ſo wohl wider die heidniſchen Preuſſen, als wider die Sarazenen das Kreuz predigen lieſſen.

Glut der Liebe auszulöſchen vermocht; Zeit und Abweſenheit, die heut' zu Tage auch die reinſte Flamme dämpft, hatte in ſeinem treuen Herzen nur Holz zum Feuer getragen. — Graf Genebald war nicht der letzte, der des blanken Ritters Wiederkunft erfuhr, und weil er ein gutes Zutrauen zu ſeiner Beſtändigkeit hatte, auch wohl an Emmens nie verſiegenden Thränen ſah, wie es in ihrem Herzen ſtand, ſo ahndete er Gefahr; verſchloß das Fräulein auf ihrem Kämmerlein, beſetzte alle Thüren des Schloſſes mit treuen Wächtern, und befahl, daß man die Zugbrücken weder Tag noch Nacht niederlaſſen ſollte, damit keine heimliche Zuſammenkunft, keine gewaltſame Entführung vorfallen, und der Schatz, den er bewahrte, dem gehoften Grafen unverletzt aufbehalten werden möchte.

Emma, die bey ihrer Eingezogenheit wohl nicht ſo leicht etwas von der Rückkunft ihres Geliebten würde erfahren haben, ahndete aus dieſen Vorkehrungen die Wahrheit, und ließ, da der Ausgang zu den Thoren verwehrt war, ſich deſto fleißiger am vergitterten Fenſter ſehen, in Hofnung, dafern Herr Wilhelm nach Verfluß der beſtimmten Zeit würklich vorhanden ſey, und ſeine, dem Zufall preis gegebene Treue, durch ein Wunder unverletzt wieder mit herüber gebracht hätte, ſo würde er wohl trachten,

ſie zu ſehen, ſollte es auch nur durch das ei⸗ſerne Netzwerk ſeyn, das ihr die freye Ausſicht verwehrte.

Was ſie gehofft hatte, geſchah, der blanke Ritter ritt des Tages, ein, zwey, wohl auch dreymal vorüber, gab Zeichen ſeiner Geſinnun⸗gen von ſich, und trieb das Ding ſo bunt, daß Genebalds Laurer es endlich inne wurden, und ihrem Herrn verkundſchafteten.

Augenblicklich wurde die hochgräfliche Hof⸗haltung von der neuen Burg in das alte Schloß verwandelt, das er ehemahls mit Frau Hedwig bewohnt hatte, es lag noch tiefer hin⸗ein in den Wald, war weiter von Wilhelms Ritterſitz entfernt, beſſer befeſtigt, und durch die verſchlungenen Pfade, die dahin führten, faſt unzugänglich gemacht. Das höchſte Vertrauen ſetzte der alte Herr, auf eine dreyfache Dorn⸗hecke, auf den ſumpfichten ſchilfreichen Schloß⸗graben, der von derſelben umſchloſſen wurde, und auf eine ziemlich hohe Mauer, die noch zu überſteigen war, wenn ein kühner Wagehals auch die beyden andern überwunden hätte. Zu⸗dem hatte das Schloß alle Fenſter einwärts nach einem geräumigen Hofe, und von auſſen waren nichts zu ſehen, als einige enge Lucken, aus welchen kein Fräulein ſchauen, und mit den vorüberziehenden Rittern liebäugeln konnte.

In den ätheriſchen Regionen ſoll es be⸗ſondere Schutzgeiſter geben, die ſich einig dar⸗auf legen, Einverſtändniſſe zwiſchen getrennten Liebenden anzuſpinnen und zu unterhalten; ein ſolches gutmüthiges Weſen mußte zwiſchen Herrn Wilhelm und ſeiner Emma geſchäftig ſeyn, ſonſt wüßten wir nicht, wie es ihm möglich geweſen wär, den Ort ihres Aufenthalts zu finden, und ihm Botſchaft zu thun, wo man ſich nicht al⸗lein ſehen, ſondern auch ſprechen könne.

Das ſchlaue Fräulein, das auf dieſer Burg, wegen der mächtigen Auſſenwerke derſelben, we⸗niger ſtreng gehalten wurde, als auf dem neuen leichter und modiſcher gebauten Schloſſe, dieſes ſchlaue Fräulein Emma, ſagen wir, ſchlich, wenn ſie unbemerkt war, ſo lang an der äuſſern Mauer herum, ſtieg ſo lang in alle Souterrains hinab, und durchſpähte die verborgenſten Win⸗kel der alten Veſte, bis ſie endlich gewiß ward, daß ihr Herr Vater ſich irrte, wenn er den Zugang über die Zugbrücke für den einigen Weg hielt, ins Schloß, und aus demſelben zu gelangen; in einem Winkel der Grundmauer, war eine gewiſſe Poterne, die vor Alters wohl ſchon mancherley verbotenen Dingen in und aus der Feſtung geholfen haben mochte, und die jetzt von der Liebe zu Erneuerung der al⸗ten Beſtimmung geweiht wurde. Sie hatte den

einigen Fehler, daß ſie ein wenig verfallen war, und an keinen andern Ort, als auf den ſumpfigten Graben führte, auch hatte Emma keinen Schlüſſel zu der halb verſunkenen halb verquollenen Pforte; doch dies hatte nichts zu ſagen, denn ſie hatte eine faſt ſechs Zoll weite Lucke, durch welche ſich ein paar Liebende ſprechen, einander die Hände reichen, auch wohl in mondhellen Nächten einen Schimmer von den beiderſeitigen Augen ſehen konnten; eine herrliche Bequemlichkeit, bey welcher nichts weiter zu bedenken war, als wie der Liebhaber über die Dornhecke und den Graben kommen, und wo er, wenn er an Ort und Stelle war, feſten Fuß faſſen ſollte, um mit ſeiner Dame Sprache zu halten.

Wir wiederholen es nochmals, daß es uns unbekannt iſt, durch welches Mittel das Fräulein dem blanken Ritter von der gemachten Entdeckung Botſchaft that; nur ſo viel wiſſen wir, daß er ſie mit Freuden erhielt, des Orts Gelegenheit bald drauf ſelbſt in Augenſchein nahm, und auf die erlangte Kunde, ſo kluge Vorkehrungen baute, daß man ſich mehrere Nächte hinter einander, ohne ſonderliche Gefahr ſprechen, und Maasregeln zu noch bequemern Zuſammenkünften nehmen konnte; denn ſich nur ſprechen, nicht ſehen, ſich nur die Hand reichen,

nicht küſſen, dieſes, meynte der erſte Erzähler dieſes Mährchens, ſey eine Sache, die ein paar Liebende, wie der blanke Ritter, und ſeine Emma nicht lang aushalten könnten.

Derjenige, der Mittel gefunden hatte, die Zuſammenkünfte auf den ſumpfigten Graben am der vergollenen Pforte leicht und anmuthig zu machen, wußte Rath zu noch mehrern. Er machte ſich anheiſchig, die alte Thür ohne Schlüſſel zu öfnen, ſo daß man gemächlich aus und ein kommen konnte. Das Fräulein willigte ein, doch nur auf drey Bedingungen; erſtens, daß Herr Wilhelm nicht dran denken ſollte, herein zu kommen, denn ſie hielt es wider die Pflicht einer ehrlichen Dame, den Mann, der von ihrem Vater für Feind gehalten wurde, in ſeine Veſtung zu bringen, zweytens, daß, wenn ſie zu ihm hinaus ginge, er nie an Entführung oder irgend etwas ehrenkränkliches denken, ſondern ſie drittens allemal eine Stunde vor Tage wieder in die väterliche Pfalz liefern ſollte.

Die Bedingungen wurden angenommen und beſchworen, Hebel und andre Werkzeuge drauf angeſetzt, und das kleine Schlüpfpförtgen, ſo geſchicklich geöfnet, als wenn Herr Wilhelm auf ſeinen Reiſen ſich einig auf ſolche Kunſtſtücke befleißigt hätte, da doch dieſes ſicher das erſte mahl war, da er dergleichen übte.

Der Mond ſchien hell durch die geöfnete Pforte in die Souterrains, das Fräulein ging aus denſelbigen hervor, ſchön wie das Geſtirn, das ſie lieblich anglänzte, und dem Ritter alle Reize, die er ehemals an ihr kannte, weit vollkommner, als er ſie je erblickt haben wollte, ſichtbar machte.

Er faßte ſie in ſeine Arme, und beförderte ſie auf eben die Art über den Graben, und die Hecke hinüber, als er herüber gekommen war, denn man war der tödlichen Gerüche des Sumpfs überdrüßig, und wollte ſich in der mondhellen Nacht durch Spaziergänge im Walde ein wenig ergötzen, bis der Morgenſtern dem Fräulein zur Rückkehr in ihr Gefängniß winkte. Das Roß, das den Ritter allemal zu dieſem Abentheuer herübertrug, ward von der Dornenhecke losgebunden, und am Zügel mitgeführt, weil man, wie Wilhelm meynte, nicht wußte, wo man ſeiner nöthig hätte; es war ein artiges zahmes Geſchöpf von heller Silberfarbe, deſſen wir nicht ohne Urſach ſo umſtändlich gedenken.

Das Kunſtſtück glückte, und ward fleißig praktizirt. Das Fräulein befand ſich bey den nächtlichen Spaziergängen noch glücklicher als der Ritter, der mit der Gegenwart zufrieden wie ſie, immer noch nach mehrern Glück geitzte,

und der Zeit nicht erwarten konnte, da er ſie ganz die Seinige würde nennen können.

Ich bin nicht auſſer Hoffnung, ſagte er eines mahls, daß dies geſchehe, bald geſchehe. Mein Oheim iſt der Graf von . . . ein unvermählter kinderloſer Herr, deſſen einiger Erbe ich bin. Er hat mir ſeit meiner Wiederkunft mehrmahls geſagt, ich ſollte mich verheyrathen, und mir dabey verſprochen, er wollte mein Freywerber ſeyn: Sprich, meine Emma, was habe ich weiter zu thun, als dich ihm zu nennen, und um ſein Vorwort bey deinem Vater zu bitten? Er hat ſich, wie du mir ſagſt, ſeit einiger Zeit verlauten laſſen, mit den Fürſten ſey nichts anzufangen, und er wollte dich wohl einem Grafen gönnen; verſchlagen kann es ihm doch nichts, ob er dich einem giebt, der ſchon dieſen Titel führt, oder der ihn nächſtens überkommen wird. Ich bin der Erbe meines Oheims, werde einſt werden was er jetzo iſt, ſpricht er nun für mich, und hält dieſe Dinge deinem Vater nachdrücklich vor, ſo denke ich, haben wir gewonnen.

Ach rechne darauf nicht, ſeufzte Emma, die reichen und groſſen Herrn haſſen ihre Erben, und zu deinem Oheim beſonders verſehe ich

mir nicht viel gutes. Ich wüßte wohl beſſern Rath!

Und welchen?

Könnten wir nur einmal Zeit gewinnen, uns tiefer in den Wald zu wagen, ſo daß wir mit Tagsanbruch an der heiligen Eiche wären; in wenig Tagen iſt das Peterpaulsfeſt, eine ſolche Wallfarth würde uns mächtig frommen.

Der blanke Ritter verſtand von dem, was Emma ſagte, noch weniger als meine Leſer, wenn ſie unglücklicher Weiſe nicht Gedächtniß genug haben ſollten, ſich des Anfangs dieſes Mährchens zu erinnern. Er that einige befremdungsvolle Fragen, und das Fräulein beantwortete ſie mit Erzählung der Geſchichte des Mönchs mit dem kleinen gelben Barte, der ſie ohne Bedenken die Jugendgeſchichte ihres eigenen Vaters beyfügte. Sie hatte ſie von einer alten Bedienten des Hauſes gehört, und hegte nicht Ehrfurcht genug gegen den Helden derſelben, um ſie zu verſchweigen.

Wilhelm hörte das, was ihm das Fräulein erzählte, als ein Mährlein an. Glaube doch dieſe Dinge nicht, meine Emma, ſagte er am Ende mit Lachen. Der Himmel erhört unſre Gebete an jedem Orte, wir müſſen ſie eben nicht am Peterpaulstage ihm vor der hohen Eiche dar-

bringen; das ſchlimmſte iſt, daß er nur die hört, die ihm gefallen, und wie wiſſen wir, ob das Glück unſerer Liebe, um das du doch wohl in deinem Heiligthum bitten würdeſt, ſein Wille iſt?

Ich hoffe, es wird ſein Wille ſeyn! ſagte Emma, was aber die Abentheuer an der Eiche betrift, ſo bitte ich dich, ſchilt mir ſie keine Mährlein, ich kann dich aus der Erfahrung vom Gegentheil belehren. Deine Liebe zu mir, dieſe veſte treue Liebe, die du abſchütteln wolteſt, und wider deinen eigenen Dank aus dem Auslande zurückgebracht haſt, iſt der beſte Beweis, den ich dir entgegen ſetzen kann. Unter der heiligen Niſche habe ich vor fünf Jahren am Peterpaulsmorgen um dein Herz gefleht und es erhalten.

Die naive Art, mit welcher Emma hier ihre innerſten Geheimniſſe ausbeichtete, rührte den Ritter unausſprechlich, er umarmte ſie, und verſicherte mit vieler Gallanterie, daß ſie ſeine Liebe niemand zu danken habe, als ihren eigenen Vollkommenheiten.

Sie fielen dir nicht aufs erſtemal in die Augen, erwiederte ſie, indem ſie ſich aus ſeinen Armen wand, höre die Geſchichte meiner erſten Liebe, und ſage mir denn, ob ich recht habe:

Als ich mit meinem Vater zuerſt nach Hofe gen Goslar zog, war ich voll Entwürfe zu groſſen Eroberungen; man hatte mir geſagt, daß ich ſchön ſey, und ich glaubte dieſes von ganzem Herzen, daß ich mir zutraute, jede andere verdunkeln zu können. Ich kam in die glänzende Kaiſerſtadt, ich ſahe die Jungfrauen der Kaiſerin, und — meine Eitelkeit war gänzlich zu Boden geſchlagen; ſie waren alle, wo nicht ſchöner, doch weit anmuthiger als ich. Ich wußte nichts von dem freyen einnehmenden Weltton, der hier die gemeinſten Züge intereſſant macht, mir hing noch das ſteife zurückſtoſſende Weſen des Landfräuleins an, und — ich ward überall überſehen; nur diejenigen nahmen Notiz von mir, denen der Reichthum meines Vaters einleuchtete, und welche mit mir einen guten Kauf zu thun dachten.

Ach ſie hätten mich alle überſehen mögen, wär ich nur von dem einen bemerkt worden, der mir gefiel; dies warſt du, mein Wilhelm. Aber deine Augen gleiteten ſo nachläßig bey mir vorüber, du hatteſt mir bey tauſend Gelegenheiten, die dir das Glück gab, ſo gar nichts zu ſagen, daß ich wohl ſah, ich ſey ſo unbedeutend in deinen Augen, als in den Augen jedes andern.

Traurig kehrte ich auf unſere einſame Burg zurück, aus deren ängſtlichen Mauern ich gern erlößt, beſonders durch dich gern erlößt geweſen wär.

So wenig ich mir ſelbſt unter den Schönen des kaiſerlichen Hofs gefallen hatte, ſo hatte ich, oder der Reichthum meines Vaters, doch Eroberungen genug gemacht, man kam um mich anzuhalten, aber unter den Brautwerbern war kein blanker Ritter. — Da ergab ich mich dem tiefſten Gram, alle Freude der Welt war, ſo dünkte es mich, für mich auf ewig dahin, denn was ich jetzt gewiß weiß, das ahndete mir ſchon damals, daß ich nie einen andern würde lieben können als dich.

Unter den Leuten des Schloſſes befand ſich eine Frauensperſon, die mir mein Vater, weil ſie alt und grämlich war, zur Aufſeherin gab; mir zum Glück war die Miene des Unmuths und des Eigenſinns, die ſie auf, der Stirne trug, nur Blendwerk. Sie liebte und bemitleidete mich. Sie klopfte gebührlich an mein Herz an, ſo ward es ihr geöfnet, und alle ſeine Geheimniſſe in ihren Schoos ausgeſchüttet. Sie erzählte mir die Geſchichten, die du eben von mir gehört haſt, und zog für mich daraus folgenden tröſtlichen Rath.

Wir leben, ſagte ſie, gerade jetzo in dem heiligen Gnadenjahre; übermorgen iſt Peterpaul, da es fünf Jahr wird, daß ich an der Wundereiche um die Gnade bat: wenn der Herr ins Schloß zurückkehrte, nicht aus demſelben verſtoſſen, ſondern auf einem ehrlichen Poſten angeſtellt zu werden. Dieſe Bitte iſt, wie ihr ſeht, erfüllt; thut nun was ich Euch ſage, um auch Eurer Seits die Wunder der heiligen Eiche zu erfahren. Wir wollen auf den bevorſtehenden Feſttag eine Betfarth nach dem nächſten Kloſter vorgeben, die Eiche iſt ſo gelegen, daß wir bey derſelben vorbey müſſen; daß wir zur rechten Stunde daſelbſt eintreffen, dafür laßt mich ſorgen.

Wir trugen die Pilgerreiſe meinem Vater vor, erhielten Erlaubniß, und verlieſſen mitten in der Nacht das Schloß. Der erſte Morgenſtrahl des Apoſtelfeſts fand mich ſchon knieend vor der heiligen Niſche; ich bat um deine Liebe, bat um alle Zauber der Anmuth, ohne welche der höchſte Reitz unkräftig iſt, damit ich dich auf ewig feſſeln möchte. Meine Aufſeherin nannte meine Bitte kühn, und fand ſie zu eitel und weltlich eingekleidet, um mir gewiſſe Erhörung zu verſprechen. Aber es ſcheint, die Heiligen, die dort reſidiren, ſind ſo ſtreng nicht als die andern, denn ſchon beym nächſten Be-

ſuch des kaiſerlichen Hofs ſah ich die Erfüllung meines Wunſches. Du ſahſt mich, und zum erſtenmal ſprach Liebe aus deinen Augen, dein Herz war erobert, erobert durch die Zauberreize, die nur eine übernatürliche Macht mir beylegen konnte.

Erobert, fiel Wilhelm zärtlich ein, durch den natürlichen Reitz, der dir gleich auf den erſten Anblick meine Bewunderung gewann; es iſt wahr, du hatteſt das erſtemal, da ich dich ſah, etwas von der ſtolzen zurückſchreckenden Miene der Tochter eines reichen Grafen, hatteſt ein gewiſſes Etwas, das ich das zweytemal an dir mißte, ich bekam durch dieſe Aenderung Muth, mich dir zu nahen und dir zu ſagen: ich liebe; aber ſollte dies Würkung einer höhern Macht geweſen ſeyn? nein, es war der Zauber deiner eigenen Schönheit, die freylich bey jedem erneuerten Anblick gewaltiger hinreißt, als bey dem vorhergehenden.

Es war ſehr gallant und zärtlich was der blanke Ritter ſagte; Emma fühlte es, aber ſie blieb nach Mädchenart dennoch auf ihrer Meynung. Man ſtritt lang über dieſen Punkt, und am Ende ſchloß Wilhelm mit der Erklärung: Emma möge auf das Peterpaulsfeſt thun was ſie wolle, er für ſeine Perſon habe zu der Verwendung ſeines Oheims bey dem alten Grafen

mehr Zutrauen, als zu den Heiligen der Eiche. Auch werde ich, ſetzte er hinzu, auf das Apoſtelfeſt nicht einmal einheimiſch ſeyn, weil ich um ſolche Zeit auf ein Turnier erbeten bin; alles was ich auch thun könnte, wär, daß ich mein ſilbergraues Roß ſchickte, ſich an meiner Statt eine Gnade an der Wundereiche zu holen.

Spötter! rief Emma, indem ſie ſeinen Mund mit ihrer Hand bedeckte, daß dich ja die Heiligen nicht hören!

Auch, fuhr er lachend fort, würde ich nicht verlegen ſeyn, was ich dem guten Thier für eine Gabe erbitten ſollte. Dem armen Geſchöpf werden die verſchlungenen Wege nach der Genebaldsburg ſo ſchwer zu finden, wir verirren uns ſo oft, daß es ein Jammer iſt! Liebe Heilige, die ihr dort in Eurer Niſche thront, ſchaft doch, daß der Reuter, den mein Leibroß trägt, allemal geradenweges dahin gelange, wo Liebe und Glück ſeiner warten.

Emma ſahe bey dieſen Worten ſich ſchüchtern um, und ſiehe, ſie kamen würklich eben vor der Wundereiche über, die Wilhelm früher gewahr worden war als ſie, und darum ſeine Worte ſo pathetiſch an ſie gerichtet hatte. Ein kleiner Schauer überfiel das Fräulein, ſie drang auf die Heimkehr, auch blickte der Morgenſtern

ſchon, und verkündigte den nahen Tag, ſo daß man, weil man ſich dieſe Nacht ein wenig tief in den Wald verirret hatte, nährlich zur rechten Zeit das Hinterpförtgen erreichen konnte, das Graf Genebalden ſeine wandernde Tochter wieder gab.

Die Wanderungen waren ſo oft wiederhölt worden, daß ſie endlich bemerkt werden mußten. Verdacht hatten Genebalds Laurer ſchon lange, in dieſer Nacht waren ſie ihrer Sache gewiß geworden, daher fand die ſchöne Emma, als ſie das nächſte mahl ſich wieder zum Rendezvous einfinden wollte, die Poterne feſter verrammelt als ſie je war, und ſogar die Oefnung, durch welche Liebende ſich ſprechen und die Hände reichen konnten, mit einem dicken Brete vernagelt.

Mit heiſſen Thränen kehrte ſie auf ihr Zimmer zurück, und kaum konnten ihr die Tröſtungen ihrer gefälligen Duegna die Gefahren aus dem Sinne reden, in welchen ſich der blanke Ritter dieſe Nacht würklich befunden hatte. Der arme Wilhelm! auf alle Wege, wo er herkommen konnte, hatte man Gewappnete verlegt, die ihm die Rückkehr auf ewig verwehren ſollten, einer von den zerſtreuten Partien mußte er in die Hände fallen, und es war mehr als Wunder, daß er allen entging.

Seine Geſchwindigkeit, Ringfertigkeit und Entſchloſſenheit hatten ihn gerettet, aber daß man ihm nachſtellte, und wer ſein Verfolger war, davon war er in ſeinem Herzen ſo gewiß überzeugt, als daß die geheimen Zuſammenkünfte auf ewig ein En e hätten, und er endlich mit Ernſt zur Sache ſchreiten müſſe, wenn ſie einen gewünſchten Ausgang haben ſollte.

Er ſchwang ſich nach einigen trübſeelig verträumten Stunden von neuem auf ſein Thier, und ritt drey Meilen weiter ins Land, zum Grafen, ſeinem Oheim, dem er ſein Anliegen weitläuftig vor Augen legte, und auf das beweglichſte um ſeine Vermittlung bat.

Mein Neffe, erwiederte der alte Herr, deine Wahl iſt gut und löblich, ich kenne deine Geliebte, ſie iſt äuſſerſt liebenswürdig. Sey ruhig, ich nehme es auf mich, den Vater zu ihrer Verheyrathung zu bewegen, und mache mich augenblicklich auf, um ſie zu werben. Morgen iſt das Apoſtelfeſt, reite getroſten Muths zu deinem Turnier, bey deiner Wiederkehr ſollſt du erfahren, was ich ausgerichtet habe.

Aber, mein Oheim, wenn ich unglücklich bin? —

Wie kannſt du unglücklich ſeyn, wenn du die Braut in deiner Pfalz haſt? Iſt ſie in

deiner Gewalt, ſo rathe ich dir, ſie dir unverzüglich antrauen zu laſſen.

Ach wer iſt unter meinen Leſern, der unter dieſen Worten Trug und Doppelſinn ahndet? Wilhelm ahndete nichts, und zog hochgemuthet zum Ritterſpiel, aber der alte Oheim war ein Schalk, der den Jüngling zu hintergehen dachte, welchen er haßte, weil er ſein wahrſcheinlicher Erbe war.

*) Er ſaß flugs, nachdem der blanke Ritter davon gezogen war, zu Pferde, und ritt zu Graf Genebalden, den er wohl kannte, und bey welchem er als bey einem alten Waffengenoſſen in den türkiſchen Feldzügen, oft einzuſprechen pflegte.

Er ward nach Gewohnheit wohl empfangen, man ſetzte ſich nach deutſcher Sitte zum Trunk, die beyden Alten thaten einander fleißig Beſcheid, und wiederholten mit lautem Gelächter alte Kriegs- und Liebesabentheuer. Wangen und Naſen färbten ſich mit hoher Purpurröthe, die Augen wurden immer kleiner, und der Mund begann zu ſtammeln.

Alter Freund, ſagte der Oheim des blanken Ritters zu Genebalden, als die Diener das Zimmer verlaſſen hatten, und er mit ihm allein war; ich bin ein Junggeſell, und werde

*) Le palefroi vair.

des einſamen Lebens nach gerade überdrüßig. Das Alter ſchleicht heran, man bedarf der Pflege; ſo ein hübſches junges Ding um mich zu haben, das mir die Grillen verſcheuchte, und mich mit ihren Liebkoſungen wieder jung machte, das wär meine Sache. Du haſt eine Tochter zu verheyrathen, gieb mir ſie; ich bin ſo reich wie du, und verlaſſe ihr einmal alles; ich bin Graf, und ſteckt dir die Fürſtenidee noch im Kopfe, ſo ließ ſich ja mit Ankauf noch einiger Länder, die Sache wohl ins gleiche bringen. Willſt du, ſo ſchlag ein, es iſt beſſer, du giebſt ſie mir als einen andern.

Genebald lächelte freundlich. Der Vorſchlag war gut, die Kräfte des Weins machten ihn noch annehmlicher, in wenig Minuten war der Handel geſchloſſen, und Emma wurde gerufen ihr Schickſal zu vernehmen.

Wer mahlt das Entſetzen des unglücklichen Mädchens? ſie antwortete mit keiner Sylbe auf das, was man ihr ſagte, ſie brach in einen Strom von Thränen aus, und eilte auf ihr Zimmer zurück, wo ſie ſich der ſchwärzeſten Verzweiflung überließ; ſie ſchrie Rache zum Himmel über die Treuloſigkeit des alten Oheims, und nannte tauſendmal den Namen ihres Geliebten, als wollte ſie ihn zur Hülfe in ihrem Elend rufen. Der Unglückliche! Voll Hofnung

auf ſein nahes Glück, ſetzte er die Reiſe zum Ritterſpiel fort, durch glorreiche Thaten wollte er dort der Hand der reizenden Emma ſich noch würdiger machen, die ihm die Bosheit ſeines nächſten Verwandten eben auf ewig zu entrücken beſchäftigt war.

Als es Nacht ward, lief das unglückliche Mädchen wieder nach der Poterne, ſie war ſo feſt verſchloſſen als je, und es mußte alſo auch die Wallfarth zur heiligen Eiche, auf welche ſie noch einige Hoffnung ſetzte, unterwegens bleiben.

Die beyden Alten, die ſich bey ihrem Handel, ich weiß nicht welches Hinderniſſes verſahen, dachten die Vollziehung deſſelben nicht lang aufzuſchieben. Der übermorgende Tag ſollte der unglücklichſte unter Emmens Lebenstagen, ſollte ihr Hochzeittag mit dem alten Oheim ſeyn. Nach einigem Streit hatte Genebald dem bejahrten Bräutigam zugeſtanden, daß die Vermählung auf ſeinem Schloſſe gefeyert werden ſollte; um bey guter Zeit daſelbſt einzutreffen, wollte man übermorgen mit dem Früheſten aufbrechen, der dazwiſchen liegende Apoſteltag ward angewendet, die gemeinſchaftlichen Freunde des Schwähers und des Eydams zum Hochzeitmahl einzuladen, lauter alte Herrn von ihren Jahren, die der Himmel zu dieſem Tage

aus der Vorzeit recht aufgeſpart zu haben ſchien. — Sie kamen bey guter Zeit, einer nach dem andern an, von ſanften Maulthieren oder ſchläfrigen Roſſen getragen, und man kann eben nicht ſagen, daß ſie die ſchönſte Gruppe von Hochzeitgäſten vorſtellten. Man hätte, wenn man ſie ſah, eher glauben ſollen, ſie kämen, vor der Abreiſe nach der andern Welt, von einander Abſchied zu nehmen, als das Beylager eines ihrer Mitbrüder zu feyern.

Man legte den Schmuck der unglücklichen Braut zu rechte, ſie ſpielte eine läſtigere Rolle dabey, als Mädchen ſonſt bey den Angelegenheiten des Putzes zu ſpielen pflegen, ſie hatte genug zu thun, Schmerz und Thränen zu unterdrücken: Jedermann im Schloſſe war geſchäftig auf den morgenden Tag, und da der Abend kam, ſo fand ſichs doch, daß man viel, und mit unter ſehr weſentliche Dinge vergeſſen hatte.

Man rechnete herum, und es waren nicht Pferde genug vorhanden, das ganze Brautgefolge zu tragen. Es iſt wahr, die alten Herrn hatten ihre Thiere, mit denen ſie herüber gekommen waren, ihre Diener wurden aus Genebalds Ställen beritten gemacht, aber doch gebrach es noch hier und da an Roſſen für Genebalds Hausgeſinde, denn es war beſchloſſen,

daß, um die Cavalkade deſto anſehnlicher zu machen, alles mitreiten ſollte, was nur ein Pferd beſchreiten konnte.

Der Brautvater ward unwillig, da man ihm die Sache vortrug, daß man ihn mit ſolchen Kleinigkeiten behelligte, da er jetzt eben den Vortrunk mit den Hochzeitgäſten beginnen wollte. Er befahl, man ſollte in die Nachbarſchaft zu ſeinen Freunden ſchicken, ſollte von Pferden aufborgen was man noch bedürfe, und ihn übrigens zufrieden laſſen.

Der Stallmeiſter war am meiſten beſorgt, um einen leichten Zelter für die Braut, die des Reitens nicht ſehr gewohnt war, und die alſo eines ſo ſanften und lenkſamen Thiers bedürftig war, als ſich in allen Ställen, die dieſem Manne bekannt waren, nicht fand. Hierüber hatte er beſonders den Grafen fragen wollen, aber ihm war Stillſchweigen auferlegt, und er durfte nichts weiter ſagen.

Ich kenne, ſagte er zu ſich ſelbſt, als er alle ſeine Leute abgefertigt hatte, ich kenne kein ſchöneres und geduldigeres Thier, als des blanken Ritters ſilbergraues Roß, darauf ſollte Fräulein Emma treflich paradiren; es wär zu beklagen, wenn die gute Dame an ihrem trübſeeligen Hochzeittage, noch eine Fatalität haben ſollte, wir müſſen dem Dinge auf alle Art vorbeugen. Es

iſt wahr, Ritter Wilhelms Bekanntſchaft mit unſerm Herrn iſt nicht ſonderlich, aber ich wills wagen, ob er ſich das ſchöne Geſchöpf abborgen läßt; er wär ja der erſte Ritter, der einer Dame an ihrem Ehrentage eine Gefälligkeit verſagte.

Der Leſer wird leicht merken, daß dieſer Mann nichts von der geheimen Geſchichte des Hauſes wußte, in welchem er diente, und vornehmlich keiner von Genebalds heimlichen Laurern und Wilhelms Verfolgern war. Der blanke Ritter kannte ihn als einen redlichen Mann, und als ein ſolcher war er auf ſeiner Burg willkommen.

Dieſer gute Ritter war eben vom Turnier zurück, er hatte den erſten Dank gewonnen, und ſchmeichelte ſich mit der Hofnung, ihn vielleicht morgen ſchon ſeiner Braut zu Füſſen legen zu können. Er war bey ſeinem Oheim abgeſtiegen, um zu erkunden, ob er ſchon etwas für ihn gethan hätte. Er fand ihn nicht zu Hauſe, man ſagte, er ſey zu Graf Genebalden geritten, und Wilhelm fand dadurch ſeine Hofnungen nicht zu Boden gedrückt. Voll Zutrauen auf die Vermittelung ſeines Verwandten, voll Ruhe und hohen Muths kam er auf ſeinem eigenen Schloſſe an. Er war ſo froh, daß er einen Harfner kommen ließ, ihn durch Minnelieder in der entzückenden Laune zu erhalten, in der er ſich befand.

In dieſer Geſellſchaft war es, daß ihn Genebalds Stallmeiſter traf. Sein Geſuch deſto kräftiger zu machen, bat er im Namen ſeines Herrn um das ſilberfarbne Roß. O von ganzem Herzen gern! erwiederte der über das ſchwiegerväterliche Zutrauen erfreute Wilheln. Es freut mich, daß ich dem Herrn Grafen mit meinem Leibroſſe dienen kann, aber wenig hätte gefehlt, ſo wär ich um das ſchöne Thier gekommen. Ihr wißt, es iſt kein Turnierpferd, und ich konnte es alſo nicht zu dem Ritterſpiele reiten, von welchem ich komme; bey meiner Zuhauſekunft erfahre ich, daß es geſtern gegen den Abend ſich aus dem Stalle losgeriſſen hat, und in den Wald gelaufen iſt. Vor wenig Stunden haben ſie es erſt wieder heimgebracht, ſie haben es in der Gegend der hohen Eiche wiedergefunden. Aber darf ich fragen, wer es in des Grafen Hauſe reiten wird?

Fräulein Emma, gnädiger Herr, wir brechen morgen mit dem Frühſten nach dem Hauſe des alten Grafen von *** auf, wo die Vermählungsfeyerlichkeiten vor ſich gehen ſollen.

Vermählung? — Mit wem?

Mit dem alten Herrn Grafen, Ihrem Oheim! Wunder, daß dieſes Ihnen unbekannt iſt!

Der blanke Ritter ſtand wie verſteinert auf dieſe Worte, er ließ ſie ſich zum zweytenmahle

wie-

wiederholen, und konnte ſie noch nicht glauben. Einem redlichen Herzen koſtet es Mühe, eine ſchwarze That für wahr zu halten, ſo ging es dem unglücklichen Wilhelm, der ſich, als er endlich die ſchreckliche Wahrheit begreifen mußte, durch die Vorſtellung doppelt unglücklich fühlte, daß hier Rache unmöglich ſey. Sein Oheim? der Vater ſeiner Geliebten, was ſollte er wider dieſe beginnen?

Wuth und Beſtürzung wechſelten bey ihm ab, die Bitte um das ſilbergraue Pferd ward dabey ganz vergeſſen, der Stallmeiſter, welcher Eile hatte, wiederholte ſie, und Wilhelm fuhr wie aus tiefem Schlafe empor.

Sie nehme es hin! ſchrie er. Wenn ſie es beſteigt, wird ſie wenigſtens noch einmal an denjenigen denken, den der Rücken dieſes guten Thiers ſo oft durch Nacht, Grauen und tauſend drohende Gefahren zu ihr hintrug. — Ach, die Unglückliche! ich beſchuldige ſie nicht, ich weiß, daß man ſie zu der Treuloſigkeit zwingt, die ſie an mir zu begehen im Begriff ſteht.

Der Stallmeiſter führte das Roß davon, ohne die Worte zu begreifen, mit welchen man es ſeinen Händen anvertraute. Nachdem er das Schloß verlaſſen hatte, arteten die Gefühle des blanken Ritters faſt in Raſerey aus; eine

ge Stunden wurden ſo vertobt, bis endlich wieder ſanfter Kummer Platz in ſeiner Seele nahm. Er ließ all' ſeine Bedienten vor ſich kommen, er theilte ihnen das baare Geld aus, das er vorräthig hatte, und entließ ſie ſeiner Dienſte. Sie warfen ſich ihm zu Füſſen, und fragten ihn um die Urſach ſeines Unwillens. Ich zürne nicht mit Euch, antwortete er gütig, aber ich bedarf Eurer Dienſte nicht mehr, weil ich im Begriff ſtehe, mich zu einer groſſen Reiſe zu ſchicken. Drauf verließ er ſie, und verſchloß ſich mit Sterbensgedanken auf ſein Zimmer.

Auf Genebalds Schloſſe lag bereits alles in dem tiefſten Schlafe. Die Hochzeitgäſte, der Schwiegervater und der Bräutigam hatten weidlich gezecht, auch bey der Dienerſchaft war es nicht viel mäßiger zugegangen, gleichwohl wollte man des andern Morgens mit Tagesanbruch wach ſeyn. Man legte ſich zeitig zur Ruhe, und der Thurmwächter erhielt Befehl, in ſein Horn zu ſtoſſen, wenn die Nacht mit der Dämmerung wechſelte.

Nur Emma konnte nicht ſchlafen. Der Augenblick nahte heran, der ſie auf ewig unglücklich machen ſollte, und ſie ſah kein Mittel zu entgehen. Zwanzigmal hatte das beklagenswürdige Mädchen den Tag über Gelegenheit zur Flucht geſucht. Weder Furcht noch Be-

denklichkeit würde ſie zurückgehalten haben, wenn die Sache nur möglich geweſen wär, aber es gab zu viel Augen, die ſie bewachten, und obgleich die ganze Dienerſchaft, von ihrer Duegna an bis auf den geringſten Pagen, ſie innig bedauerte, ſo war doch niemand, der es auf eigne Gefahr wagen wollte, ihr davon zu helfen. Auf dieſe Art hatte das gute Fräulein keinen andern Troſt übrig, als den ſie in ihren Thränen fand.

Als gegen Mitternacht der Mond herauf kam, fand er ſie weinend, und ſo würde ſie auch der Morgen gefunden haben, wenn das Schickſal nicht binnen der Zeit ein Zwiſchenſpiel veranſtaltet hätte.

Das aufgehende Geſtirn der Nacht warf einen ſo hellen Strahl von ſich wie die Morgenröthe. Das ſilberfarbne Roß des blanken Ritters, dem man im Stalle ein gutes Futter gegeben hatte, begann um dieſe Zeit, vielleicht ſeiner geſtrigen Wanderung in den Wald eingedenk, ein helles Gewieher. Der Thurmwächter, der ſo gut wie die andern gezecht hatte, ſo gut wie die andern eingeſchlafen war, erwachte mit Schrecken, er ſah das Licht des Mondes das ihn umſtrömte, und hielt es für den anbrechenden Tag, er eilte in ſein Horn zu ſtoſſen, und

das ganze Schloß ward munter. Man gähnte, man dehnte, man wunderte ſich, man meynte, es ſey wohl noch ſehr früh, demohngeachtet machte man Anſtalt, ſich zur Reiſe zu ſchicken. Die ſchlaftrunkenen Diener, die ſo wohl als ihre Herrn den Rauſch nur halb ausgeſchlafen hatten, ſattelten die Pferde in dem Mondhellen Hofe, und der Stallmeiſter trug Sorge, daß der ſilbergraue Zelter Ritter Wilhelms für die Braut zugerüſtet wurde.

Als ſie herabgeführt wurde, es zu beſteigen, brach ſie in Thränen aus, ach ſie kannte das gute Geſchöpf wohl, das ihren Geliebten ſo oft durch Nacht und Grauen und tauſend drohende Gefahren herüber getragen hatte, ſie hatte es zu oft bey den nächtlichen Spaziergängen am Zügel geleitet, hatte ihm zu oft morgens beym Scheiden die glatte Mähne geſtrichen, und ihm friſches bethautes Gras dargereicht, mit dem Ermahnen, den lieben Ritter ſicher nach ſeinem Schloſſe zu bringen, als daß ſie nicht auch von ihm gekannt ſeyn ſollte. Es leckte ihr zierlich die weiße Hand, bog ein Knie und ließ ſie aufſteigen; nie hat man ein höflicheres Roß geſehen, als den ſilberfarbnen Zelter Ritter Wilhelms.

Emmens Schmerz ward durch den Anblick dieſes Thieres nur gemehrt, ſie konnte es

nicht begreifen, wie es hieher kam, und befand ſich auch nicht auf der Laune zu fragen; doch war es ihr, als wollte ſie ſich bey dem fatalen Ritte lieber ihm als einem andern anvertrauen.

Man reiſte ab. Den Zug begann die Dienerſchaft, alsdann kamen die Hochzeitleute mit dem Brautvater und dem Bräutigam, und zu allerletzt die Braut unter der Aufſicht eines alten Ritters, den man ihr zugeſellt hatte. Es war die Sitte der damahligen Zeiten, daß die Hochzeiterin allemal den Brautzug beſchloß, gleich als ob jungfräuliche Blödigkeit, die den Weg zum Traualtar ſcheut, ſie zu dieſem Zögern veranlaßte. Die ſinnbildliche Deutung traf bey der armen Emma nur gar zu richtig zu, nie iſt wohl eine Braut unwilliger und ſäumender dieſen Weg gezogen, als ſie.

Der Ritter, der ſie begleitete, war ein alter verſtändiger Herr, der ihren Zuſtand ſahe, und ihr viel tröſtliches und belehrendes geſagt haben würde, wenn er — ganz nüchtern geweſen wär; aber leider ging es ihm wie den andern, keiner war munter genug, um Mondlicht von Morgendämmerung zu unterſcheiden, ſchon daraus kann man ja ihre Benebelung beurtheilen.

Das Schloſs des bejahrten Bräutigams, dahin man gedachte, lag drey Meilen von der Genebaldsburg; die Reiſe ging beſtändig durch den Wald, der Mond leuchtete ſo gut er konnte, man rieb ſich die Augen, und wunderte ſich ein wenig über die Beſchwerlichkeit des Weges, der bald ſo ſchmal wurde, daß nur zwey Pferde neben einander gehen konnten. Dies dehnte den Brautzug gewaltig in die Länge, und trennte die vorderſten von den letzten Paaren um mehrere hundert Schritte. Als der Mond einmal hinter eine Wolke trat, kamen einige von den munterſten aus der Geſellſchaft hinter die groſſe Wahrheit, daß man ſich wohl zu früh auf den Weg gemacht habe, und erſt dem Tage entgegen reite. Die Sache ward ein wenig belacht, und überhaupt die erſte Meile noch mit ziemlicher Heiterkeit und ganz geöfneten Augen zurückgelegt; aber als es weiter hin kam, da konnte keiner der Herrn, die kaum halb ausgeſchlafen hatten, dem Schlummer mehr widerſtehen, hier und da ſchloſſen ſich ein paar Augenlieder. Einer hing Links, der andere Rechts auf ſeinem Thiere, ein dritter war gar mit dem Kopf auf den Hals deſſelben geſunken. Ein Glück war es, daß die guten Geſchöpfe, welche die abentheuerliche Hochzeitgeſellſchaft trugen, ſämtlich geduldiger Art waren, ſonſt möchte dies eine

ſchöne Cavalcade geworden ſeyn; ſo blieb der Zug in der ſchönſten Ordnung, auſſer wo hier und da etwa ein Roß zurück blieb, während ſein Reuter ſchlief, das weiche Gras unter ſeinen Füſſen zu koſten, oder die überhangenden Geſträuche zu benagen.

Das Schauſpiel war lächerlich genug mit anzuſchauen, aber die Einige, welche hätte lachen können, lachte nicht. Die arme Emma! ſie war zu tief in ihren Gram verſunken, um den geringſten Anfall von Luſtigkeit zu ſpüren. — Sie befand ſich in einer ſo gänzlichen Indolenz, daß ſie das Thier, das ſie trug, gehen ließ, wie es wollte; alles was ſie that, war, daß ſie es zuweilen ein wenig anhielt; ſo ſucht ein Verbrecher, den man zum Tode führt, den Trauerzug zu verzögern, damit er ſein Leben noch auf einige Minuten friſte.

Als die vorderſten ohngefähr eine Meile zurückgelegt haben mochten, war die Braut mit ihrem Führer noch ſo weit zurück, daß ſie die hinterſten ihrer Vorgänger nur noch ganz von weitem im Mondlicht dahin ziehen ſah. Sie war an einem Scheidewege, und ihr Roß trat zur Seite aus auf einen ganz andern Pfad, als den, welchen die übrigen genommen hatten. Emma beachtete es nicht und ihr Führer noch weniger, er begann jetzt ſo gut zu ſchlummern, als die

andern Reuter, zuweilen öfneten ſich ſeine Augen wohl auf eine Minute, er ſah das ſilberfarbne Roß dicht vor ſich hertraben, war zufrieden, und ſchloß die Augen von neuem. Für Verirrung war hier nicht zu ſorgen, auf einem ſolchen Wege, meynte er im Entſchlummern, ſey dergleichen unmöglich!

Indeſſen befand doch weder er noch die ſchöne Emma ſich mehr auf dem Wege, den ſie ziehen ſollten, und den die andern bereits gezogen waren. Das Roß des blanken Ritters wurde entweder durch Inſtinkt den Weg geleitet, den es mit ſeinem Herrn ſo oft bereiſt hatte, oder eine unſichtbare Macht faßte es bey dem Zügel, es den Weg zu leiten, wo Glück und Liebe der ſchönen Reuterin harrten.

O hätte die tiefſinnige Braut etwas davon geahndet, wie ſchnell würde ſie das treue Thier angeſtoſſen haben, ſeinen Weg zu beſchleunigen! aber es dauerte lange, ehe ſie nur eine Muthmaſſung hatte, daß ſie ſich nicht auf dem Wege nach dem Schloſſe ihres alten Bräutigams befände. Das Pferd ſetzte jetzt den Fuß in ein kleines Waſſer, durch welches man reuten mußte, wenn man zu der Burg des blanken Ritters wollte. Emma ward durch das Geräuſch aus ihren Träumereyen aufgeſchreckt, ſie ſah ſich ängſtlich um, und rufte den Namen ihres Begleiters, er war dicht hinter

ihr, aber ſein Pferd ſtutzte durch das Waſſer zu ſetzen, und Emma wurde allein hinübergetragen. Angſt und Schrecken bemächtigten ſich ihrer, ſie rufte ihm noch einmal; umſonſt! ſein Pferd hatte bereits einen andern Weg genommen, der ſchlummernde Zecher ließ ſich ruhig davon tragen, und ſie ſah ſich allein.

Mit Mühe konnte ſie das Roß anhalten, das ſie mit Gewalt davon tragen wollte, ſie mußte ihm endlich nachgeben, und es flog mit ihr über Sumpf und Hecken ſo rüſtig dahin, daß Schleyer und Locken um ihre Schultern wehten, und der Wind durch ihre Kleider pfiff. Erſt jetzt ging ein Gedanke an Flucht und Rettung in ihrer Seele auf. Sie gewann eine Ahndung von der Wahrheit, und rege Freude durchzitterte ihr Herz, ſie gab dem treuen Roſſe die Sporen, um wo möglich ſeinen Lauf noch mehr zu beflügeln, ach ſie ſahe bald, daß dieſes nicht unnöthig war. Ihr alter Führer, der, als ſein Pferd mit ihm wider einen Baum rannte, doch endlich munter geworden war, hatte ſie vermißt, hatte Mittel gefunden gleich ihr über das Waſſer zu kommen, und war dicht hinter ihr. Er ſpornte ſein Pferd, ſein lautes Rufen drohte die andern Hochzeitleute aufmerkſam zu machen. Emma glaubte ſchon, das ganze Gefolge hinter ſich zu ſehen, und mit Gewalt

zu dem Altar geſchleppt zu werden, dem ſie ein günſtiges Geſchick ſchon faſt entrückt hatte.

Sie würde glücklich und ohne Gefahr entkommen ſeyn, hätte ſie nur dem Pferde, das von einem guten Geiſt am Zügel geleitet wurde, freyen Lauf gelaſſen; aber ſie wollte klüger ſeyn als ihr Schutzengel; ſie trieb das Roß an wo es nicht hin wollte, und ſo ſah ſie ſich auf einmal in der ſchrecklichſten Verlegenheit, in welcher ſich je ein fliehendes Mädchen befunden haben mag. Der gebahnte Pfad war verlaſſen, unbekannte Gebürge thürmten ſich vor ihr auf; mit verhängtem Zügel war der Gipfel des einen erreicht, aber jenſeit deſſelben zeigte ſich keine Zuflucht als ein andrer Hügel, der von dem Standort des Fräuleins durch einen Klafterweiten Abgruud geſöndert wurde. Das Roß keuchte unter der beängſtigten Emma, ihr Herz bebte ob der Gefahr, die hinter und vor ihr droht. Des Ritters Stimme, der Huf ſeines Roſſes tönte ganz nahe, und ward durch das Echo im Gebürge zwanzigmal vielfaltigt; die fliehende Jungfrau glaubte all ihre Verfolger hinter ſich zu hören, da nahm ſie ihre Seele in ihre Hand, da faßte ſie den groſſen Entſchluß, den noch jetzt die Lippen der Mährchenerzähler mit hohem Lobe feyern, und der bis an das Ende der Tage, zwey Felſen Deutſch-

lands, mit Namen bezeichnete, die ihnen den Vorzug vor allen Bergen und Hügeln geben, welche ſich in der Nähe und Ferne höher zum Himmel empor thürmen als ſie.

Ein kühner Satz über den gähnenden Abgrund auf den gegenüberliegenden Felſen, war die ganze Kleinigkeit, auf welche es hier ankam; wahrhaftig auch nichts als eine Kleinigkeit, gegen die Gefahr einem ungeliebten Manne angetraut, und den Armen des Geliebten auf ewig entriſſen zu werden. Ein Gedanke, und die That war geſchehen, welche noch die ſpäte Nachwelt anſtaunen wird, ſo wie ſie der alte Ritter, der Einzige, der ſie mit leiblichen Augen ſah, anſtaunte. Als das Roß den Anlauf zu dem gefährlichen Sprunge nahm, als die Jungfrau auf ſeinem Rücken hinüber flog, da war er bereits nahe genug, das Wunder mit anzuſehen, und da er die Nachfolge unmöglich fand, die Geſchichte davon zu ſeinen Geſellen in den Wald zurück zu bringen, wo ſie noch ihres Weges in halbem Schlummer dahinzogen.

Während er erzählte und niemand glaubte, während man ihm endlich folgte, die Stelle zu beaugenſcheinigen, wo die That geſchah, ſetzte das ſilbergraue Roß ſeinen Weg, Berg ab, Thal ein mit ſeiner Reuterinn rüſtig fort. Der kleine Abſprung von dem gewohnten Pfade

hatte es nicht irre gemacht, es fand ſich bald zu rechte, und ſtand, ehe die ſchöne Emma es ſich verſah, vor der Burgpforte des blanken Ritters.

Als der Thurmwächter im Schimmer des untergehenden Mondes, und der anbrechenden Morgendämmerung eine Dame heranreiten ſah, ſtieß er in ſein Horn, zu melden, daß jemand vorhanden ſey. Drauf ſtieg er ſelbſt hinab, um, an der Pforte zu fragen, was die Ritterin begehre. Oefne geſchwind! antwortete die ſchöne Emma, du ſiehſt ein Fräulein vor dir, das von Räubern verfolgt wird, und auf dieſem guten Schloſſe Hülfe erwartet.

Solche Abentheuer waren in den damahligen Zeiten nichts ſeltnes, doch traute der Thurmwächter nicht ganz, ſondern ſahe durch die Klappe an dem Thor, ſich beſſer zu unterrichten. Himmel, welch ein Anblick! die ſchönſte junge Perſon von der Welt, in einen reichen Scharlachmantel gekleidet, mit einem grünen Kranz und einem güldnen Schleyer auf den braunen Locken! Er hielt ſie für irgend eine wohlthätige Heilige, die vom Himmel herabgekommen ſey, ſeinen Herrn aus ſeinen Sterbensgedanken zu reiſſen. Denn, daß Ritter Wilhelm entſchloſſen ſey, dieſe Nacht die Welt zu verlaſſen, das war nun im ganzen Schloſſe

kund, und niemand befand ſich in demſelben, der dieſen grauſamen Entſchluß, deſſen Grund niemand wußte, nicht mit heiſſen Thränen feyerte.

Vor lauter Freude, daß dieſer Entſchluß nun gebrochen werden würde, ließ der Thurmwächter die Dame, von welcher er ſo viel hofte, vor der Pforte ſtehen, und eilte hinauf in Wilhelms Vorzimmer, wo ſeine Leibdiener an der innerſten Thür lauſchten, ob ihr geliebter Herr noch ein Lebenszeichen von ſich gebe.

Man hörte von Zeit zu Zeit noch die Stimme ſeines Seufzens und ſeiner Thränen, und brach jetzt auf des Boten Vorſtellung ohne Umſtände hinein, Nachricht von der Dame an der Pforte zu geben, und Verhaltungsbefehle zu holen.

Weil es eine Dame iſt, ſagte Herr Wilhelm, indem er ſich ſchwächlich erhub, ſo will ich ſie aufnehmen; mein letzter Hauch ſoll zum Dienſt dieſes Geſchlechts angewendet werden, das ich um Emmens willen verehre.

Mit dieſen Worten eilte er hinab, die Ankommende ſelbſt zu empfangen. Sein Vorſatz war, ſo bald er ihrentwegen die nöthige Verfügung getroffen hätte, ſich hinaus in die Schwerdter der Verfolger zu ſtürzen, von welchen ſie ſagte, und auf dieſe Art einen ehrlichern Tod zu finden, als den Tod durch ſein eigenes Schwerd,

zu welchem er ſich als guter Chriſt dieſe ganze Nacht über noch nicht hatte entſchlieſſen können.

Und was hätte er auch gewonnen, wenn er ſich zu demſelben entſchloſſen hätte? — Eine ſchöne Freude, wenn er die Zeit des Glücks nicht erwartet, und der Braut, die ihm das Schickſal zuführte, ſtatt des lebenden Geliebten, einen ſtarren Leichnam in die Arme geliefert hätte! — Ich rathe einem jeden, der ſolche Dinge vorhat, wie Ritter Wilhelm, ſich nicht zu übereilen, die Stunde des Glücks gränzt gemeiniglich ganz nahe an den Augenblick der Verzweiflung.

Als er nun ſie ſahe, und ſie ihn, als eins dem Andern in die Arme ſank, als Freudenthränen den Worten Platz machten, und die Worte Freund und Geliebte über beyder Lippen tönten, wer mißt das Maas der Wonne, das ſie da umfloß?

Und wie iſts möglich, rief er, daß ich dich in der Stunde bey mir ſehe, da ich dich in den Armen eines andern glauben mußte.

Wilhelm, antwortete ſie, meines Bedünkens, danken wir unſer ganzes Glück dieſem treuen Thiere. Dieſes gute Geſchöpf, fuhr ſie fort, indem ſie dem ſilberfarbnen Roſſe, das duldmüthig neben ihr ſtand, die glatte Mähne ſtreichelte, dieſer Schutzgeiſt in Pferdsgeſtalt, hat mich dieſe Nacht

durch Gefahren hindurch getragen, vor welchen du ſchaudern wirſt, wenn ich ſie dir erzehle. Halte gänzlich dafür, die Heiligen des Waldes ſeyen mit im Spiel, und haben deinem Roß zu Beſchämung deines Unglaubens, die Gabe ertheilt, die du ihm jenes Abends ſpottend erflehteſt; wenigſtens hat es ſeine Reuterin ſicher genug an den Ort getragen, wo Glück und Liebe ihrer harren.

Dem Ritter fiel ein, daß das Thier, von welchem die Rede war, gerade am Peterpaulsmorgen eine Wanderung in den Wald gemacht hatte, und unter der Wundereiche wiedergefunden worden war; unmöglich dünkte es ihm nicht, daß eine höhere Macht es dorthin gezogen habe, die gebetene Gabe in Empfang zu nehmen. — Doch dies waren tiefſinnige Betrachtungen, mit welchen ſich ein Mann in Wilhelms Lage nicht abgeben kann, er äuſſerte ſie nicht mit einem Worte, ſondern ſchritt zu wichtigern Dingen.

Das wichtigſte für ihn war, des gegenwärtigen Augenblicks wahr zu nehmen, und ſich des Guts, das ihm das Glück in die Hände geliefert hatte, auf ewig zu verſichern. Da er das Fräulein zu dem willig fand, was er im Sinne hatte, ſo war die Einrichtung bald gemacht. Der Hauspfaff ward gerufen, und kürzlich von dem unterrichtet was hier zu thun ſeye, der Morgenſtern leuchtete dem glücklichſten Brautpaar zum Altar

Das Band ward ſo feſt geknüpft als es die Kirche knüpfen kann, man machte eilig Anſtalt zu einem Hochzeitmahl, ſo gut es in der Eile werden wollte, und der Neuvermählte fertigte einen Boten nach dem Schloſſe ſeines Oheims ab, mit Vermelden: Der blanke Ritter ſey der Verabredung eingedenk geweſen; die Braut befinde ſich in ſeiner Pfalz, und er habe ſich ſie unverzüglich antrauen laſſen.

Indeſſen dieſes auf dem Schloſſe Ritter Wilhelms vorging, ſtanden die Hochzeitleute noch an der Stelle, wo die kühnſte That geſchehen war, die je eine deutſche Jungfrau begann, und wurden einig, daß die beyden Hügel, zum Andenken derſelben Jungfernſprung und Roßtrab genannt werden ſollten; aber Genebald und der Oheim zankten mit dem alten Ritter, dem Hüter des Fräuleins, nannten ihn einen Lügner und behaupteten, es ſey unmöglich, daß ein Roß einen ſolchen Sprung gethan, und nicht zuſamt dem Reuter umgekommen ſeyn ſollte. Der alte Ritter wußte wohl was er geſehen hatte, aber beweiſen konnte er es nicht; er ſchwieg und ließ es hingehen, daß die beyden Alten einander wechſelſeitige Vorwürfe über das verunglückte Fräulein machten, und die Hochzeitgäſte in lautes Murren ausbrachen, daß ſie ſich ſtatt des gehoften Feſts nur

mit

mit dem Vortrunk begnügen ſollten. Folgte man meinem Rath, ſagte er halb laut, daß es nur einige Verſtändige hörten, ſo wär man auf und eilte nach der Burg des blanken Ritters, ehe ein Unglück geſchähe. Das Brautroß war kein anders als der berühmte ſilberfarbene Zelter, Ritter Wilhelms. Wer weiß, was dieſe Dinge für einen Zuſammenhang haben, mir mißdünkte gleich anfangs, und ich denke immer, dieſes Thier hat die ſchöne Emma dahingetragen, wohin wir nicht wollten.

Die nachdenklichen Worte des alten Herrn kamen zu ſpät, und wurden nicht gehört, aber ſie beſtättigten ſich, als Ritter Wilhelms Bote eintraf, und ſeine Werbung ablegte. Der alte Oheim ſchlug ſich vor die Stirn, ſich mit ſeinen eigenen Worten gehöhnt zu ſehen. Graf Genebald biß ſich auf die Lippen, und die Hochzeitgäſte fragten murrend, wo ſie nun das Mahl einnehmen ſollten?

Getroſt, meine Herrn, ſagte der Abgeſandte des blanken Ritters, ich habe Auftrag von meinem Gebieter, Euch zum Feſte der gefüllten Becher einzuladen, das er auf ſeiner Burg bereitet hat; er wird nicht ermangeln, Euch bey dieſer Gelegenheit ſeine nähern Anſprüche auf das Fräulein, und die Grauſamkeit vor Augen zu legen, mit welcher ihn ſein Brautwerber hintergangen hat.

Die alten Herrn zogen ſämtlich dem Boten nach wohin er ſie führte. Es war in den damahligen Zeiten ein Schimpf, zu einem Gaſtmahle geladen zu ſeyn, und unverrichteter Sachen heimkehren müſſen, ſie waren übel zufrieden mit Genebalden und dem Oheim, daß ſie ihnen dieſen Streich geſpielt hatten, und wurden es noch mehr, als ſie auf Wilhelms Burg kamen, und von ihm den weit ſchlimmern Streich erfuhren, der ihm geſpielt worden war. Sie wuren ſämtlich Männer von Stande und Anſehen, die ſich ungern als Theilnehmer einer Treuloſigkeit wollten ausſchreyen laſſen. Als ſie drey Tage auf dem Schloſſe des blanken Ritters geſchmaußt hatten, zogen ſie gen Goslar zum Kaiſer, dem ſie den ganzen Handel vortrugen, und ſeinen Beytritt zu Gunſten Ritter Wilhelms erhielten. Seine Vermählung mit der ſchönen Emma ward beſtättigt und rechtmäßig erkannt, ungeachtet ſie hinter der väterlichen Einwilligung geſchloſſen ward, auch konnte weder Genebald noch der Oheim dem mächtigen Vorſprecher der jungen Leute, dem Kaiſer, ihren gewohnten Eigenſinn entgegen ſetzen; man ſöhnte ſich aus, und als der blanke Ritter den Grafentitel trug, ſo fand ihn Emmens Vater auch nicht mehr zu gering ſein Eydam zu heiſſen.

Der Müller von Eiſenbüttel.

Markgraf Egbert, der lebenslänglich Kaiſer Heinrich dem Vierten ſo furchtbar war, und derhalben von ihm ſo öffentlich, als von der kaiſerlichen Schweſter, der Aebtißinn von Quedlinburg, ins geheim, tauſend Gefahren und Nachſtellungen erfahren mußte, glaubte ſich endlich am Eingange eines Pfads, den er ſeit vielen Jahren geſucht hatte, und der ihn zum Thron führen ſollte; die Vortheile, die er ſich durch ſein ſieghaftes Schwerd erkämpft hatte, waren groß, aber die heimlichen Anlagen zu Erreichung ſeiner Wünſche wollten noch mehr ſagen; es ſtand auf dem Punkte, daß alle Mienen ſpringen, und die alten Haſſer des verfolgten Fürſten ins Verderben reiſen ſollten.

Nur noch wenig Tage waren hin, ſo ſollten ſich Begebenheiten ereignen, die, wären ſie würklich geworden, noch die heutige Welt in Erſtaunen ſetzen würden, von denen aber gegenwärtig kaum ein Schatten von Muthmaſſung übrig iſt.

Voll von Gedanken, die dieſe Dinge zum Gegenſtand hatten, verließ der Markgraf Braunſchweig, wo er ſich bisher aufgehalten hatte, das

Schloſs eines Edeln zu beſuchen, das in der Nähe lag, und wo die Räder der groſſen Maſchiene, die im Verborgenen gebaut ward, den erſten Stoſs bekommen ſollten, der alles in Gang ſetzte.

Die Plane Egberts wollten es, daſs er inkognito reiſte, er trug verſtelltes Gewand, und lieſs ſich nur von einem Diener begleiten. Raimund war der einige von deu Leuten des Markgrafen, der um all ſeine Anſchläge wuſste, und ob er ſie gleich bey weitem nicht alle billigte, ſo nahm er ſich doch den Ausgang derſelben ſo zu Herzen, als wenn ſie alle ſeine Schooskinder geweſen wären. Auch wuſste er immer klüglich zu rathen und abzurathen, und dies erwarb ihm das Vertrauen eines Herrn, der ſich ſonſt wenigen vertraute.

Raimund war den ganzen Weg über ſo ſtill und nachdenkend geweſen als ſein Herr, keiner hatte mit dem andern ein Wort gewechſelt, und man hätte die Reiſe eben ſo ſtill geendigt, wenn nicht das Wetter, das ſo manchen ſtummen Mund öfnet, Gelegenheit zum Anfang eines Geſprächs gegeben hätte.

Herr Markgraf, begann der Alte, der im Vorbeygehen geſagt, nur der Leibdiener Egberts, keiner ſeiner Miniſter war. Herr Markgraf, es zieht ein ſchweres Wetter herauf; wie wollen wir die

Burg erreichen, die faſt noch zwey Stunden Wegs von uns liegt? . . . . .

Es liegt nichts dran, daß wir ſie erreichen, ich weiß in der Nähe Obdach, das uns vorm Regen ſchirmen ſoll. . . .

Welches?

Siehſt du nicht dort unten im Grunde die Mühle? der Müller iſt mein Freund, er wird mich gern beherbergen. . .

Viel Ehre für einen Müller, der Freund eines Markgrafen zu ſeyn!

O Raimund, der Markgraf befindet ſich in einem Stande, da er keinen Freund verſchmähen muß. . . . . .

Und den Rath keines Freundes! — Ich denke, wenn Liebe und feſte Treue Freundſchaft heißt, ſo kann ich mich ſo wohl den Freund Markgraf Egberts nennen, als jener Müller, und ich rathe meinem Herrn, dieſe Nacht nicht zu Eiſenbüttel zu übernachten.

Und warum dieſe Nacht nicht?

Dieſe Nacht nicht und nimmer! — Mir träumte einſt, ich reiſte mit meinem Herrn ſo, wie ich jetzt mit ihm reiſe; der Himmel warnte uns durch ein Ungewitter ſinnbildlich vor Gefahr, ſo wie er uns jetzt warnt, mein Herr kam mir von der Seite, ich ſuchte ihn und fand ihn nicht, da kam aus einer Mühle, die man

mir die Unglücksmühle nannte, mag wohl die Mühle geweſen ſeyn, Eiſenbüttel genannt, da kam aus derſelben ein ſchwarzes Thier mit blutigem Rachen; man ſagte mir, es ſey das Blut meines Herrn. Ich zog mein Schwerd, das heilige Blut zu rächen, und — ich erwachte.

Raimund mochte nun dieſen Traum würklich geträumt haben oder nicht, ſo verdiente die Lehre, die er enthielt, die groſſe Lehre der Behutſamkeit, von einem ſo verfolgten Fürſten wie Egbert, der ſchier nicht mehr wußte, wem er trauen ſollte, Beachtung; aber — ſie fand ſie nicht.

Man ſagt, wer an den Gränzen eines groſſen Glücks ſteht, ſoll auf ſeiner Hut ſeyn, wer die Hand nach einer Krone ausſtreckt, ſoll ſich vor dem Schwerd hüten, und die Jungfrau am Altar, vor der Hand des Knochenbräutigams. Der Markgraf wußte dieſen Spruch nicht, oder er fand ihn keiner Beachtung würdig. Das Ungewitter kam heran, kein Obdach war in der Nähe als die Mühle. Egbert kehrte ein, ſein treuer Diener folgte ihm, — aber ihre Füſſe kamen den Weg nicht wieder zurück, den ſie gegangen waren.

Auf der Burg des Edeln, wohin der Markgraf vorigen Tages gedachte, wartete man ſeiner; zu Braunſchweig harrte man ſeiner Wie-

derkunft, die Räder der groſſen Maſchiene ſtockten, die Mienen ſprangen nicht, Egberts Feinde triumphirten, und er — — ward nicht mehr geſehen.

Der Müller von Eiſenbüttel war des Tages, da der Markgraf ſeine Schwelle betrat, nicht einheimiſch, er befand ſich auf einem Markt, in der nahen Stadt, Getraide zu kaufen, wo er einige Tage bleiben mußte; das Gerücht, das von dem Verſchwinden Egberts wunderlich zu munkeln begann, kam ihm zu Ohren; er war der Freund dieſes Fürſten, und verdiente es zu ſeyn, denn er war ein kluger und verſchlagner Mann, der mit der Treue gegen ſeinen Herrn Talente verband, die man ſonſt ſelten bey ſeinem Stande findet. Manche heimliche Nachſtellung hatte er ihn verkundſchaftet, durch manche drohende Gefahr ihm hindurch geholfen; dabey war er ein Künſtler in allerley Triebwerk, und hatte in ſeiner Mühle einen Gang angebracht, der dem, welcher ihn nicht kannte, den Tod bringen konnte, wenn er in die Hände des Künſtlers fiel. Die Hinwegnehmung eines einigen Schutzbrets ſetzte Maſchienen in Bewegung, die jeden Feind, der ihnen zu nahe kam, zerfleiſchten und zermalmten, und die verſtümmelten Glieder ſo tief ins Waſ-

ſer verſenkten, daß Entdeckung der That unmöglich war.

Dieſe blutige Erfindung war weder edel noch löblich; zur Entſchuldigung des Künſtlers ſey es geſagt, daß ſie noch nie gebraucht worden war, und ihre Entſtehung einer rachſüchtigen Aufwallung zu danken hatte, die bey einem Manne, wie der Müller von Eiſenbüttel, ſchnell zur That zu werden pflegt.

Der Markgraf, für welchen dieſer Mann gern Blut und Leben aufgeopfert hätte, hatte ſich einſt in ſeiner Mühle, in Gefahr befunden, in die Hände der blutgierigen Aebtißinn von Quedlinburg zu fallen; ihre Leute waren vor der Thür, der Markgraf entkam ihnen durch eine Liſt ſeines treuen Dieners, welcher ſich in dieſem Augenblicke gewünſcht hätte, alle Räder ſeines Mühlwerks zur Rache des unglücklichen Fürſten bewaffnen zu können, für deſſen Hoheit er Flucht, auch die erlaubteſte, für ſchimpflich hielt. Was er möglich gewünſcht hätte, dachte er ſich als würklich, er ſann weiter nach, und ſo brachte Liebe und Treue in einer ſchwarzen Nacht ein Werkzeug zu ſtande, das die Hölle nicht grauſamer hätte erfinden können, und deſſen Zuſammenſetzung zum Glück für unſere Zeiten verloren gegangen iſt.

Das Gerücht, Markgraf Egbert ſey tod, ſey in ſeiner Mühle ermordet worden, machte den Eindruck auf das Gemüth des Müllers, der ſich errathen läßt. Von Natur wild und ungeſtüm wie das Element, das ihm Nahrung gab, ward er durch Zorn und Unmuth vollends zum Raſenden gemacht. Schnell wie ein Sturmwind kam er zu ſeinem Hauſe zurück, Rechenſchaft und Rache für das Blut zu fordern, das hier vergoſſen worden war. Es war eine Perſon in derſelben, auf welche all ſein Verdacht fiel, ſein eignes Weib, das er ſchon mehr auf heimlichen Verkehr mit der alten Feindin Egberts, der Aebtiſſin, ertappt hatte, und die ſeines Erachtens, da er ſie allein zu Hauſe gelaſſen hatte, hier nicht unſchuldig ſeyn konnte.

Dein Blut ſoll gerochen werden, edler Fürſt! ſagte er zu ſich ſelbſt, als er über die Schwelle trat; es von der Hand deiner Mörder zu fordern, wird die Gerechtigkeit wohl ſchwerlich ihr Schwerd blößen, an Fürſten wagt ſich die blinde Göttin nicht; wohlan, ſo will ich thun was ihr oblág, und langt mein Arm nicht bis zu denen, die Kronen und geweihte Schleyer tragen, ſo ſoll er ſich in dem Blute ihrer Helfer kühlen.

Nach der Zeit ward der Müller von Eiſenbüttel und ſein Weib in dieſen Gegenden

nicht mehr geſehen, er verſchloß ſeine Mühle, that eine Wallfarth als Büßer nach Rom, und ließ ſich denn nieder im Eichsfelde, wo er unweit des Stufenbergs eine Mühle pachtete, und ein ehrliches Leben begann, daß er von jedermann werth geachtet, und wegen ſeiner Klugheit ſelbſt von den Groſſen geliebt und geſucht ward.

Um ſelbige Zeit hatte Helfo, ein bayeriſcher Edelmann das Schwerd mit der Kutte verwechſelt, und ſich entſchloſſen, weil er das wohl vermochte, ein eignes Kloſter zu bauen. Mit Vergunſt des Kaiſers und mit des Erzbiſchoffs von Mayns, wählte er hiezu den Stufenberg, zerſtörte auf ſeinem Gipfel die Ueberbleibſel eines Bilds des Götzen Stufo, der dieſem Berge den Namen gab, und der ehemals in dieſen Gegenden verehrt worden war, gründete auf die Stelle die heiligen Mauern, und nennte ſie, als ſie vollendet waren, zu Sankt Salvator, ſo, daß ſich nun die Benennung des Berges wandelte, und man ihn nach dem Namen des Klöſters und ſeines Stifters, den Hülfenberg nennt, bis auf dieſen Tag.

Das Kloſter kam in wenig Jahren in groſſe Aufnahme; der Name Hülfenberg machte, daß viel Elende hier Hülfe zu finden glaubten, und weil nun Zufall, die Vorbitte der

Kloſterherrn, oder die Kräfte des hier wohnen=den Gnadenbildes, den Hülfsbedürftigen mehr=mahls ihren Wunſch gewährten, ſo ward der Klo=ſterberg der allgemeine Wallfarthsplatz Deutſch=lands, faſt für den vierten Theil eines Seku=lums. Was die Wunder, die dort geſchahen, nicht vermochten, das erſetzte die Weisheit und Freundlichkeit des Abts. Er war Ritter, er war Hof= und Weltmann geweſen, dies ſetzte ihn in Stand, ſich der guten Meynung des einen Theils ſeiner Pilgrimme zu verſichern; er war auch einer der tiefſinnigſten Gelehrten ſei=ner Zeit, und dies machte ihn zum Orakel des andern Theils ſeiner Verehrer. Es kam ſo weit, daß man glaubte, keine Frage ſey ſo ſchwer, die Abt Helfo von Hülfenſtein nicht beantwor=ten könnte, und man ſagte ihm ſchon damals nach, er habe einſt in einer fröhlichen Laune ruhmredig behauptet, er wollte dem, dem er eine Antwort ſchuldig blieb, mit ſeinem Kloſter verfallen ſeyn.

Das Anſehen, in welchem der heilige Mann lebte, der Reichthum ſeines Kloſters, der ſich durch das Gedränge der Pilger von Tag zu Tag mehrte, das frohe und anſtändige Leben, das er mit ſeinen Conventualen führte, ſelbſt die reizende Lage ſeines Hauſes, erregte Miß=gunſt bey Perſonen, denen zwar das Glück we=

nig zu wünſchen übrig gelaſſen hatte, denen es aber doch ein Dorn im Herzen war, andre neben ſich auch groß, glücklich und geehrt zu ſehen. Wir nennen niemand, denn ein Mährchenerzähler muß ſelbſt nach Jahrhunderten von hohen Häuptern mit Beſcheidenheit ſprechen, aber der Leſer wird bald errathen, welche Perſon die vornehmſte unter Helfos Neidern war, welche Hand am meiſten ſich zu ſeinem Untergange bemühte.

Der Theil des Eichsfelds, den in ſpätern Zeiten eine Aebtißin von Quedlinburg käuflich an ſich brachte, ſtand ſchon der damahligen, der frommen Adelheit, gar wohl an, oder vielmehr, ſie hätte es lieber ganz beſeſſen, wenn ſie darüber mit dem Erzbiſchoff von Maynz, und dem Markgrafen von Thüringen hätte einig werden können, weil aber dies ſich nicht ſo fügen wollte als ſie hoffte, ſo ſchränkte ſie ihre Wünſche weislich ein, ſo daß ſie endlich blos bey dem Hülfenſtein, und dem ſtattlichen darauf erbauten Kloſter ſtehen blieben. Man konnte der kaiſerlichen Schweſter unmöglich alles verſagen. Der Kaiſer, der ſelbſt endlich mit in die Plane dieſer Dame gezogen wurde, bequemte ſich zu allem, was die heilige Adelheit wünſchte. Daß Abt Helfo ſein Kloſter verlieren ſollte, war beſchloſſen, nur fehlte es noch an

einem ſchicklichen Vorwand, wie man dem unſchuldigen Manne das entreiſſen wollte, was er ſchon mehrere Jahre, für richtig gezahltes Geld, mit Bewilligung aller Perſonen, die hierein zu ſprechen hatten, beſaß.

Er wußte nichts von dem Ungewitter, das über ihn ſchwebte, bis er die erſten kleinen Wolken am Horizont herauſſteigen ſah, und doch auch da ahndete er noch nicht das Ungeſtüm, mit welchem es über ihn losbrechen ſollte. Kaiſer Heinrich beliebte dieſe Gegenden mit einem Beſuch zu beehren; auch der Hülfenſtein ſollte die Ehre ſeiner Gegenwart genieſſen, und der Abt, der die Groſſen, beſonders dieſen Kaiſer kannte, ſchätzte ſich dieſes zur Ehre, aber keinesweges zum Glück oder Vergnügen.

Der Müller von Eiſenbüttel, den man wegen einer Mühle, die er noch über die erſte zu Tondorf gepachtet hatte, nur den Tonhäuſer zu nennen pflegte, war ſein Nachbar, die Mühle am Hülfenſtein gehörte dem Kloſter, und der Tonhäuſer war alſo des Abts Dienſtmann, aber noch mehr, er war auch ſein Freund und Bekannter. Der kluge Kloſterherr ſchätzte Klugheit und Verſtand wo er ſie antraf, und dieſe Talente hatte der Himmel dem Müller nicht ſparſam mitgetheilt; daher kams, daß der Abt mit ihm lieber umging als mit manchem Bi-

ſchoff, ihm, da es Standesunterſchied nicht erlaubte, einen geringen Mann zu ſich aufs Kloſter erbitten zu laſſen, gern bey Abendſpaziergängen ins Thal begegnete, und traf er ihn ohne Zeugen, manch trauliches Geſpräch mit ihm hielt, von dem man oft nicht ehr ein Ende finden konnte, bis der Mond die Mitternacht verkündete, oder der ehrwürdige Herr ſich beſann, daß er zur Metten munter ſeyn müſſe.

So lang als der Kaiſer ſich in dieſen Gegenden aufhielt, hatte der Müller ſeinen Lehnsherrn, den Abt, noch nicht geſehen, er wunderte ſich des nicht; die Kloſterherrn hatten guten Wein, Heinrich, der fleißig auf den Hülſenſtein fuhr, liebte ein fröhliges Gelag, und Helfo wußte zu leben. Wenn die Fürſtenmahle vorüber ſeyn werden, ſagte der Tonhäuſer, wenn kaiſerliche Majeſtät dieſe Landſchaft verlaſſen hat, und die Mönche ſich wieder in ihrem alten Gleiſſe befinden, denn wird der hochwürdige Abt ſich ſchon wieder zu ſeinem Diener herablaſſen, und ihm wiederholen, was er ihm ſo oft geſtand, daß ein nüchterner Spaziergang mit dem Nachbar Müller den ſchwelgeriſchen Feſten an der Seite der Groſſen vorzuziehen ſey, wo man ſich immer ein Meſſer an die Kehle ſetzen muß, damit man ſich nicht mit Reden vergehe.

Das gehofte Wiederſehen des Mannes, den der Tonhäuſer ſchätzte und liebte, verzog ſich indeſſen nicht ſo lang als er gemeynt hatte. Der Kaiſer weilte noch im Eichsfelde, er hatte des vorigen Abends noch im Kloſter getafelt, und wollte, ſo ging die Rede, übermorgen erſt daſelbſt den Valetſchmauß halten, ſo, daß wahrſcheinlich der Abt ſich kaum zu Spaziergängen abmüßigen konnte; gleichwohl ſahe der Müller, als er am Abend an ſeiner Hausthür ſaß, den hochwürdigen Herrn den Hügel herab kommen, und gerade den Weg einſchlagen, auf welchem man ſich ſonſt zu begegnen pflegte.

Der Müller ſtand auf und ging ihm langſam entgegen, der Abt ſahe ihn nicht, denn eine düſtre Wolke ſchwermüthigen Tiefſinns hing vor ſeiner Stirne; er ging zweymal mit ſtarken Schritten vor ihm über, der Abt blieb taub; er redete ihn an; keine Antwort!

Guten Abend, ehrwürdiger lieber Herr, rief endlich der Tonhäuſer mit verſtärkterer Stimme, und Helfo ſchreckte auf wie vor einem Donnerſchlag. Der Müller lächelte, und der Kloſterherr ermannte ſich endlich genugſam, um den Gruß nach Gewohnheit mit einer Benediktion zu erwiedern.

Ihr geht ſo einſam, fuhr der Müller fort, iſts erlaubt Euren Schritten zu folgen?

Gern, mein Freund! doch ſorge ich, ich werde heute ein ſchlechter Geſellſchafter für Euch ſeyn.

Thut nichts, hochwürdiger Herr, vielleicht bin ich ein deſto beſſerer für Euch.

Ein tiefer Seufzer von Seiten des Abts.

Der Abend iſt ſchön, begann der Müller von neuem.

Schön für den, der ihn mit heiterer Seele genieſſen kann.

Ich fand die Seele des redlichen Helfo noch nie anders als ſo heiter wie die Sommerluft, die uns jetzt umweht; iſt ſie das heute nicht?

O ja. Aber ich habe zu meditiren!

Vermuthlich auf die Valetrede an den Kaiſer? — Ich bedaure Euch, daß Ihr den Umgang mit dem Beherrſcher des deutſchen Reichs ſo bald aufgeben müßt.

O hätte ich Heinrichen nie geſehen!

Und Euch wieder in Stunden der Muſe zu Geſprächen mit dem Nachbar aus der Mühle herablaſſen müßt.

O hätt' ich ſie nie ausſetzen dürfen!

Verzeihet, hochwürdiger Herr, begann hier der Müller mit geänderter Stimme, ich bin vielleicht zudringlich, aber ich liebe Euch; was Euer

Euer Herz beengt, ängſtigt auch das meinige, und ſo mag ich Euch nicht bergen, daß ich Eure Laune heut auſſerordentlich finde, und von Euch nicht laſſen werde, bis Ihr mir geſtanden habt, was Euch gebricht.

Wozu das, mein Sohn? Ein Wort iſt über meine Lippen gegangen, das ich nicht zurückrufen kann, ſoll ich noch eines ſprechen, um meine Thorheit kund zu thun, damit ich doppelte Reue nöthig habe?

Der Worte, die ihr zu mir ſpracht, mögen Euch wohl ſchon viel gereut haben! — Wenn man mit groſſen Herrn zu Tiſche ſitzt, mag man wohl ſorgen, ſeiner Zunge Zaum und Zügel anzulegen, aber bey dem Geringen — —

O, daß ich dieſe Regel nie aus den Augen geſetzt hätte!

Der Müller ſahe den Ordensherrn mit verwundernden Blicken an, Herr Abt ſprach er nach einer Weile; Ihr wollt einem Layen nicht beichten, und habt mir doch ſchon ſo viel geſagt, daß ich ſchlechterdings nun alles wiſſen muß. Eure Seele iſt nicht heiter; ich habt zu meditiren, Gott weiß über was; Ein Wort iſt Euren Lippen entwiſcht, das Ihr zurück wünſcht; Ihr werft Euch Uebertretung einer der gemein-

ſten Klugheitsregeln vor; was will das ſagen? Heraus mit der Sprache! vergeßt auf eine Weile wer Ihr ſeyd, und wer ich bin, und wenn Ihr überzeugt ſeyd, daß ich es gut mit Euch meyne, ſo glaubt doch nur, daß vielleicht ein ſo geringer Mann als ich, Rath in einer Sache wiſſen könnte, wo ein hochſtudirter Herr keinen Ausweg ſieht.

Das herzliche, das in den Zureden des Tonbäuſers lag, fand endlich Eingang, und nach noch einigen Fragen und Antworten, begann der Abt endlich folgender Maaßen.

Du ſollt wiſſen, guter Müller, daß du lang genug mein Dienſtmann geweſen biſt, und morgen wahrſcheinlich einen Herrn bekommen wirſt, der dir wohl härter fallen möchte als Abt Helfo. Im Trunk, als ich mit kaiſerlicher Majeſtät ſaß, und mich des guten Weins freute, gab es die Rede von allerley nachdenklichen Fragen, davon mir das kaiſerliche Hofgeſind eine gute Anzahl vorlegte, wovon keine mir ſo ſchwer war; ich beantwortete ſie alle. — Da begannen die Hofſchranzen groß Rühmens von meiner Weisheit, nannten mich einen zweyten Salomon, und behaupteten unter allen Weiſen Deutſchlands ſey keiner, der mir etwas aufgeben könne zu errathen, des ich nicht Antwort wiſſen ſollte. — Als ich nun ſo ſaß, und mich des

Lobes blähete, das ich für mich für gar recht und wohl verdient hielt, da lächelte Kaiſer Heinrich, und ſprach: Mein Abt, ich wüßte ſchier der Fragen eine oder drey, die ihr mir wohl unbeantwortet laſſen ſolltet! — Mir war der Wein ein wenig zu Haupte geſtiegen, ich ſchlug auf den Tiſch und ſchrie: Herr Kaiſer, was gilt die Wette! — Eure Hand! Herr Abt! ſagte der heimtückiſche Heinrich. Meine Stadt Erfurt, ſo weit ich landsherrliche Hoheit über ſie vergeben mag, gegen Euer Kloſter!

Unvorſichtiger Weiſe ſchlug ich ein. Eine ſolche Wette zu gewinnen, behagte meinen Stolz. Meines Kloſters war ich ſicher, wie ich meynte; ich trotzte auf meine Weisheit, und forderte die Fragen:

Mein Abt, ſagte der Kaiſer, einem Manne wie Euch aus dem Stegreife drey unauflösliche Aufgaben vorzulegen, möchte wohl kaum die Königin von Saba klug genug geweſen ſeyn, indeſſen, daß Ihr ſehet, daß ich es mit Euch nicht zum genauſten nehme, will ich keine Bedenkzeit fordern, ſondern der Fragen drey nennen, wie ſie mir eben in den Sinn kommen, Euch aber ſey die Bedenkzeit zweyer Tage und Nächte vergönnt, woran Ihr merken werdet, daß ich Euer gnädiger Kaiſer bin. Doch alle

Ausflucht ſey Euch unterſagt, und das Kloſter iſt mein, ſo ich übermorgen wieder komme, und Ihr mir die Antwort ſchuldig bleibt.

Weil bey dieſen Worten das kaiſerliche Angeſicht einen ungewöhnlichen Ernſt annahm, ſo begunnte mir zu mißdünken, und die Benebelung des Weins verflog mehr als zur Häifte. Ich wollte zurückziehen, wollte einige Nebenbedingungen machen, aber alle Anweſenden ſchrien: der Handel ſey geſchloſſen, ich könne ihn nicht aufheben, ohne mich ſchon für den gegenwärtigen Augenblick meines Klcſters verluſtig zu machen.

Und das von Rechtswegen! fiel hier der Müller ein: Was ein deutſcher Mann geredet hat, das muß er halten; zieht er zurück, ſo zahlt er ſogleich den Preis, um den er ſich verlobte. Aber weiter, Herr Abt! Die Fragen! ſie können unmöglich ſo hoch ſeyn, daß weder Euer noch mein Verſtand ſie erreichen ſollte.

Ach, erwiederte Helfo, dies iſt eben die Urſach meines Kummers. Leicht dem Anſchein nach, und klein an Zahl der Worte ſind des Kaiſers Räthſel, aber hohe Weisheit oder tiefe Argliſt ſteckt dahinter, eine Nacht und ein Tag iſt dahin, und ich ſtehe noch am Eingang meines Forſchens. Tauſend Antworten ſind mir

auf die beyden erſten Fragen eingefallen, aber keine, die der Wahrheit und nöthiger Behutſamkeit gleich treu bliebe; die dritte dünkt mich ſchier gar unauflöslich: Hört ſelbſt; der Kaiſer fragte mich, um die Zahl der Sterne, den Werth des kaiſerlichen Haupts, und den Inhalt ſeiner Gedanken. Kein anderer kann beſonders das letzte beantworten als ein überirdiſches Weſen; mein Wiſſen erſtreckt ſich nicht ſo weit, und ich bin verloren!

Morgen um dieſe Zeit iſt der Kaiſer an meiner Pforte, und bin ich denn nicht klüger als in dieſem Augenblicke ſo zieht er als Eigner zu den heiligen Mauern ein, und meine Mönche und ich gehen aus, das Elend zu bauen. Dieſe Unglücklichen, die mich immer als einen Vater liebten, fluchen mir jetzt als ihrem Verderber. Den ganzen Tag haben ſie mit Faſten und Weinen zugebracht, noch jetzt liegen ſie vor den heiligen Altären, Erleuchtung für mich von oben zu erringen; ich kann weder Weinen noch Beten; mich im Freyen ein wenig zu erholen, oder einen guten Gedanken zu erjagen, ging ich aus, und ſiehe da, ich habe nichts gethan, als eine halbe Stunde der koſtbaren Zeit im Geſpräch mit einem Manne vergeudet, der gern helfen wollte aber es nicht kann!

Herr Abt, ſagte der Müller, der eine lange Weile nachdenkend geſtanden hatte. Dieſes ſind ſeltſame Dinge. Glaubt mir, ich durchſchaue den ganzen Anſchlag beſſer als ihr. Nicht hohe Weisheit, ſondern tiefe Argliſt liegt unter des Kaiſers Fragen verborgen; er hat ſie nicht aus der Luft gegriffen, das verſichere ich Euch, ſondern ſie mühſam mit ſeiner Schweſter, der Aebtiſſin, die etwa nach Eurem Kloſter lüſtern iſt, ausgeheckt. Ihr mögt ſchier antworten wie ihr wollt, ſo ſeyd ihr gefangen; doch fällt mir ein Ausweg ein. laßt mich ihn ein wenig überlegen, und folgt dann dem, was ich Euch ſagen will, ſo werdet ihr nicht übel fahren. Der Müller von Eiſenbüttel wird in dieſem Handel vielleicht mehr vermögen als irgend einer.

Der Mönch ging nachdenkend tauſend Schritte den Hügel hinab, der Müller eben ſo weit den Hügel hinauf. Als ſie umlenkten, und einander wieder begegneten, ſprachen ſie noch eine halbe Stunde, ſtritten ein wenig, wurden endlich des Handels einig, und ſchieden mit traulichem Handſchütteln, der Müller nach ſeiner Mühle, der Abt nach dem Kloſter.

Die Nacht verging, der Müller ſchlief ſo ruhig, als er vor anderweitigen Kümmerniſſen, die ihm immer in der Einſamkeit zur Folter dienten, thun konnte. Auch der Abt genoß ei-

niger Ruhe, und ſahe dem Ende des folgenden Tages gelaſſner entgegen, als man nach der bedenklichen Lage der Sachen hätte glauben ſollen, doch fing ihm an das Herz ein wenig heftiger zu pochen, als der Müller aus dem Thale zur Zeit der Abenddämmerung athemlos herauf kam, und ihm, der auf dem Stein an der Pforte ſaß, entgegen rief. Geſchwind, Herr Abt! Nach unſerer Verabredung! der Kaiſer iſt im Anzug, und mit ihm die Aebtiſſin von Quedlinburg; keine halbe Stunde, ſo ſind ſie hier, kaum werden wir Zeit haben, zu thun wie beſchloſſen iſt.

Der Müller folgte dem Abt ins Kloſter, die halbe Stunde verging, und der Kaiſer ſtieg mit Zurücklaſſung ſeines Gefolgs, nebſt ſeiner Schweſter, der Aebtiſſin, den Hügel herauf. Die Abenddämmerung war dichter geworden, und die Linden vor der heiligen Pforte ſtreuten, nebſt dem Wohlgeruch, auch einen Schatten umher, der den Ankommenden nur eben den Umriß der Gruppe kenntlich machte, welche ſie hier verſammelt fanden. Es waren die ſämtlichen Kloſterherrn mit ihrem Vorgeſetzten an der Spitze, die Prälatenkleidung und das goldne Kreuz auf der Bruſt, machte ihn dem Kaiſer auch in Zwenlichten kenntlich. — Ha! ſchrie der ſpottende Heinrich, ſchon bereit zum Auszug? So wahr ich Kaiſer bin, meine Schwe-

ſter, das lebendige Bild der wandernden Iſraeliten, als ſie der König von Egypten aus dem Lande trieb! nichts fehlt als die Stäbe in der Hand, und das Reiſebündel auf dem Rücken!

In Wahrheit, antwortete der ernſte Abt; der Kaiſer hat ſich an dem Monarchen, der die Kinder Gottes verfolgte, ein ſchönes Ebenbild gewählt; laßt uns die Vergleichung weiter fortſetzen.

Nein, Herr Abt, laßt uns lieber die Fragen auflöſen, die hier alles entſcheiden müſſen. Bin ich ein Pharao, der wider die Kinder Gottes wütet, ſo kann ich die Sünde auf einmal büſſen, indem ich das der Kirche geraubte Gut, der Kirche wieder ſchenke. Was der Abt von Hülfenſtein beſaß, ſoll das Eigenthum der Aebtißin von Quedlinburg werden. Tretet näher, meine Schweſter; von dieſem Augenblick an, betrifft Euch die Sache näher als mich, haltet Euch einmal einige Minuten lang für die Königin aus Reich Arabia, und legt dieſem Salomo die Räthſel vor, die Euch ſamt der Auslegung bekannt ſind, und die ihn heben oder ſtürzen müſſen.

Gefiel es Euch, Herr Kaiſer, ſagte der Mann im Prälatenrock mit etwas leiſer Stimme, ſo könnten wir drey, die allein mit dieſen Dingen zu thun haben, uns wohl ein wenig abſondern; es möchte in meinen Antworten unterſchiedliches

vorkommen, das kein profanes Ohr vernehmen darf. Darauf faßte er den Kaiſer und die Aebtiſſin bey der Hand, und führte ſie etwas weiter den Lindengang hinauf, näher zum Tage, und ferner von den Hörern.

Die Fragen, begann er, indem er auf einmahl ſtillſtand, ſind mir alle noch wohl erinnerlich, es bedarf keiner Wiederholung. Was die Anzahl der Sterne anbelangt, ſo habe ich der Sache reiflich nachgedacht und gefunden, daß ſie ſich gar wohl mit den heimlich vergoſſenen Blutstropfen vergleichen läßt, die an mancher Krone, an manchen Nonnenſchleyer haften. Siehe, um Mitternacht geſchah manche ſchwarze That, der Himmel mit ſeinen tauſend Augen ſchaute herab! unter die Sterne ward geſchrieben, was der groſſe Gerichtstag kund machen wird!

Der Redner ſagte dieſe Worte mit ſo ſchauervollen Ton, daß ſeine Zuhörer, denen, ich weiß nicht was, in den Sinn kommen mochte, ein Zittern überfiel, das ihnen die Antwort auf dieſe kühne Rede unmöglich machte.

Was den Werth des kaiſerlichen Hauptes anbelangt, fuhr der thüringiſche Salomon fort; ſo ſchätze ich ihn um die Hälfte mehr oder minder, als man für die meuchelmörderiſche Ermordung Markgraf Egberts zahlte. Der Richter dort oben hat noch nicht kund gemacht, was ſeine Wa-

ge entſchied; ob der Mörder oder der Ermordete leichter befunden ward, wird man dort erfahren.

Die letzte Frage, von des Kaiſers Gedanken iſt die leichteſte von allen, ich nehme die Gedanken der Aebtißin von Quedlinburg noch mit in den Kauf. Beyde erlauchte Geſchwiſter denken, ich bin Abt Helfo, aber ſie irren, ich bin der Müller von Eiſenbüttel, der um alle vorerwehnte Dinge guten Beſcheid weiß, und jetzt dieſen Augenblick den Anfang machen wird, ſie laut auszurufen, wenn ich nicht auf der Stelle das kaiſerliche Wort erhalte, daß von Verſchenkung und Aufhebung dieſes Kloſters nicht mehr die Rede ſeyn, und der ganze Handel als ein Kinderſpiel vergeſſen werden ſoll.

Der kluge Müller hatte bey dieſen Worten die Kapuze von ſich geworfen, und ſtand im Glanz des aufgehenden Mondes vor ſeinen Zuhörern, ſchrecklich wie ein Engel der Rache. Es iſt das Schickſal des gekrönten Verbrechens, vor dem geringſten im Volke zu zittern, der um ſeine heimliche Gänge weiß. Heinrich und Adelheit kannten dieſen Mann als einen muthigen und entſchloſſenen Diener Markgraf Egberts, als einen Menſchen, der im Stande war, alles zu wagen, und das was er ſich vornahm, auf Koſten ſeines Lebens durchzuſetzen. Man wechſelte noch einige

Worte, und durch Verſprechen und Gegenverſprechen ward alles erhalten, was man an beyden Theilen gut und nöthig fand.

Der wahre Abt wartete nebſt ſeinen Conventualen mit Zittern auf den Ausgang der Sache. Der Müller, als er ihn zu Verwechſelung der Kleider und gänzliche Ueberlaſſung des bedenklichen Handels bewog, hatte ihm, wie zu glauben, nichts von den Antworten geſagt, mit denen er ihn zu retten dachte. Wie wußte man, ob ſie den Kaiſer befriedigen würden? wie wußte man, ob er, wenn er ſie auch gelten ließ, ſo lang der Betrug dauerte, nicht bey Entdeckung deſſelben alles durch die unbeantwortliche Ausflucht umſtoſſen möchte, daß hier der Müller und nicht der Abt geredet habe, und daß man von dem letzten, nicht von dem erſten der Antwort gewärtig geweſen ſey?

Die Beſorgniſſe, welche ſich die guten Mönche machten, waren ſehr vernünftig, ſie konnten wenig gutes erwarten; um ſo viel gröſſer war die freudige Beſtürzung, als alles die glücklichſte Wendung nahm. Die Frager und der Befragte kehrten jetzt zu den beängſtigten Kloſterherrn zurück. Getroſt, ehrwürdige Väter, rief der letzte, der einige Schritte vor den erſten vorausging. Getroſt! Kaiſerliche Majeſtät iſt mit den Antworten eines gemeinen einfältigen

Mannes zufrieden! Hier, Herr Abt, nehmt eure Kleider zurück, und ſetzt euch flugs, eine Schrift zu verfaſſen, die unſer gnädigſter Herr, zu Beſtättigung der Gerechtſamen eures Kloſters, ſo gleich unterzeichnen wird.

Der Abt voll frohes Erſtaunens that was ihm geſagt war, die Aebtißin, die den Auftritt unter den Linden ſo leicht nicht verſchmerzen konnte, kühlte ſich die glühenden Wangen mit dem Schleyer, und Kaiſer Heinrich ſagte, indem er unterſchrieb, er könne nicht begreifen, wie der Abt und die ehrwürdigen Väter einen höflichen Scherz ſo ernſtlich aufnehmen, und ſich darüber Sorge hätten machen können.

Einige der Mönche, durch den glücklichen Ausgang der Sache kühn gemacht, gedachten der in der Wette erwehnten Stadt Erfurt, aber der Müller, als allerſeitiger Moderator, nannte es unbillig, irgend eines Theils einer Sache, die nun für Scherz bekannt wär, noch im Ernſt zu gedenken.

Es war viel Klugheit in dem Verfahren des Müllers; er hätte den Kaiſer, der den päbſtlichen Bann ſchon fleißig erfahren hatte, und die Erneuerung deſſelben wie die Hölle ſcheute, in gewiſſen Augenblicken vielleicht ſo weit treiben können, als er zum Vortheil des Kloſters, das er in Schutz nahm, gewollt hätte, aber er hielt die

Mittelſtraſſe auch hier für die ſicherſte, und dachte durch Beſcheidenheit, für ſich und ſeine Freunde mehr zu gewinnen, als durch die kühnſten Forderungen.

Der Kaiſer und ſeine Schweſter ſchieden dem Anſchein nach wohl zufrieden von den Kloſterherrn, die es ihrer Seits noch viel mehr waren, und den klugen Müller, den Retter ihrer Gerechtſamen, mit Liebkoſungen überhäuften.

Auch mit neugierigen Fragen überhäuften ſie ihn. Keiner war, der nicht die Auflöſung der kaiſerlichen Räthſel, die ſo gute Würkung gehabt hatte, gern gewußt hätte; aber des Tonhäuſers Lippen blieben verſiegelt. Als der Kaiſer meine Antwort hörte, ſo ſprach der Müller zu den Neugierigen, da gebot er mir ernſtlich, ſie nicht wieder über meine Lippen kommen zu laſſen, damit das Körnlein Weisheit, das drinn liegt, nicht zu gemein werde. Dem Abt aber geſtand er insgemein, er habe dem Kaiſer die Zahl der Sterne auf dreyßig Millionen angegeben, und ihm gerathen, ſie nachzuzählen wenn er zweifle. Den Werth des kaiſerlichen Haupts, fuhr er fort, ſetzte ich an auf neun und zwanzig Silberlinge; mit dreyßigen ward der größte unter allen Menſchenſöhnen bezahlt. — Die letzte Frage löſte ich durch Entdeckung meiner

Perſon; freylich dachte der Kaiſer, ich ſey der Abt; und ich war nur der Müller.

Der kluge Abt glaubte hievon was er wollte, und der Tonhäuſer ſtieg ins Thal zu ſeiner Mühle herab, wohl zufrieden, eine ſchwere Unthat, die auf ſeinem Gewiſſen haftete, durch Rettung eines ganzen Kloſters vergütet zu haben, und voll innigen Beyfalls gegen ſich ſelbſt, daß er die Sache ſo klüglich verhandelt habe, daß ſie, ſo kützlich ſie war, ihm, wie er meynte, weder kaiſerliche Ungnade, noch Gefahr bringen konnte.

Wie ſehr irrte ſich der Mann, der auſſerdem ſo viel Verſtand und Nachſinnen hatte! Der Verbrecher haßt den, der weiß, was hinter ſeiner Larve verborgen iſt, allemahl, und kann er ihn ſtürzen, ſo ſtürzt er ihn gewiß.

Die kaiſerliche Schweſter konnte die ſchlau beantworteten Fragen gar nicht vergeſſen; ſie ward neugierig zu wiſſen, ob der Müller in allem was man ihm vorlegte, ſo gute Auskunft geben könnte, und ſann ernſtlich auf ein Räthſel, das er nicht beantworten könnte. Gar bald fand ſie eins! es betraf eine Frau, welche der Müller von Eiſenbüttel ehemahls hatte, und die ſich ſeit einiger Zeit aus der Zahl der Lebendigen verloren hatte, man wußte nicht wie. Auf Befragen hörte man, ſie ſey tod, aber wie ſie geſtorben ſey, davon konnte niemand Nachricht ge-

ben. Ihr Ehemann mußte hievon wohl gute Wiſſenſchaft haben, und die Wahrheit, die man ihm abnöthigen wollte, ſollte über ſein Leben entſcheiden; eine feine Art für ihn, die Wahrheiten zu büſſen, die er der Aebtißin unter den Kloſterlinden ſo kühnlich ins Angeſicht geſagt hatte!

Unterſuchungen in dieſer Sache anzuſtellen, und zur vollkommenen Gewißheit zu gelangen, war indeſſen nicht ſo gar leicht. Adelheit beſorgte, wenn man nicht mit äuſſerſter Behutſamkeit zu Werke ging, ſo möchte etwa der Müller den Namen Egbert noch einmal nennen, den ihr Gewiſſen wie Tod und Teufel ſcheute.

Adelheit hatte eine gute Freundin an der Aebtißin des Ciſterzienſerkloſters zu Beuern, einer Perſon, die in einem langen ſchickſalvollen Leben gelernt hatte alle Furcht zu verbannen, die ſonſt ihrem Geſchlecht eigen iſt. Die beyden Damen gingen über die Mittel zu rath hinter die Wahrheit zu kommen, welche ſie muthmaßten, und zum Untergang des gehaßten Müllers brauchen wollten. Die Ciſterzienſernonne wußte einen Anſchlag, vor welchen Adelheit zitterte, deſſen Ausführung jene aber ohne Bedenken über ſich nahm.

Wandernde Nonnen waren in den damahligen Zeiten ſchon nicht mehr ſo gewöhnlich, als unter der Regierung Karls des Groſſen. Daß die heilige Mutter St. Klara fleißig zu der hoch-

würdigen Aebtiſſin nach Quedlinburg wallfarthete, ließ man hingehen; Ordensgeſchäfte konnten hier zum Vorwand dienen; aber ſich anderweitige Abſchweifungen zu erlauben, dazu bedurfte es einer Diſpenſation, die man nicht ſuchen mochte, oder der Liſt, welche hier zu gebrauchen leichter war.

In weltlicher Kleidung, ohne einen Begleiter als einen Diener der ſie nicht kannte, unternahm St. Klara eine Pilgerfarth, deren Ziel niemand wußte als ſie. Die Nacht überfiel die irrende Nonne und ihren Stallmeiſter einesmahls in der Nähe der Mühle zu Eiſenbüttel; kein andres Gebäude war in der Nachbarſchaft, man mußte ſich entſchlieſſen hier zu übernachten, oder die grüne Erde zum Hauptküſſen, den Himmel zur Decke zu wählen. Der Knecht war für das letzte, ſeine Gebieterin für das erſte. —

Und was iſt die Urſach, lächelte St. Klara, als es hierüber zwiſchen beyden zum Wortwechſel kam, was iſt die Urſach deines Abſcheus vor dieſen friedlichen Mauern? — Gott bewahre uns, Frau, war die Antwort des Bauern, iſt das nicht die Mühle, wo Markgraf Egbert erſchlagen wurde, und wo er noch bis dieſe Stunde zur Nachtzeit ſein Weſen hat?

Und wer erſchlug ihn?

Das

Das weiß Gott! ſie ſagen, die Frau des Müllers, welche bald darauf von dem Geſpenſt wieder erwürgt ward. Der Eigner der Mühle hat das Haus verſchloſſen, und ſich, vermuthlich, weil er hier neben dem Geiſte nicht hauſen mochte, in andre Gegenden gewandt. Von der Zeit an hat ſich niemand wieder in die vier Pfäle gewagt, und keine Mahlgäſte klopfen mehr an die Thür. Wohl rauſchen die Räder zur Nachtzeit, wohl tobt die Mühle mit allen ihren Gängen, aber nichts iſt dahinter als Geſpenſtwerk. Der Wandersmann, der von weitem das Geräuſch vernimmt, macht einen noch weitern Umſchweif, kreuzt ſich und betet ein Ave für die Seelen derer, die Gott ohne Buße und Beichte von der Welt raffte, und die darum keine Ruhe haben bis an den jüngſten Tag.

Deine Erzählung lautet fürchterlich, erwiederte St. Klara, aber mich kann ſie nicht ſchrecken. Entferne dich ſo weit du willſt, nimm deinen Umſchweif und bete dein Ave; ich werde hier übernachten, denn ich weiß einen Seegen, daß kein Geiſt der Finſterniß einen Theil an mir haben kann, auch fehlt es mir nicht an Muth, den irrenden Schatten zu fragen, womit er zur Ruhe zu bringen iſt.

Ach Frau, verſetzte der Diener, in was für Unheil habt ihr Euch geſtürzt! Ich ſagte es voraus, als wir ausreiſten, daß wir vor Nacht keine Herberge erreichen würden! Iſts doch nicht anders, als hättet ihr es recht ausgerechnet, hier Euer Ablager zu nehmen! — Nun wohlan, mich jammert Eurer; aber bey Euch bleiben kann ich nicht. Wißt ihr den irrenden Poltergeiſt zu bannen, ſo thut ihr ein gutes Werk, das Euch der Himmel verlohne; ich verſtehe mich auf ſolche Dinge nicht, und ſo lebt wohl, ich ſcheide.

Die beherzte Dame konnte kaum noch ſo viel über ihren Begleiter erhalten, daß er ihr half, das Schloß an der Mühlenthür mit einem Stein aufzuſchlagen. Als er ihr mit Zittern hiebey hülfliche Hand geleiſtet hatte, eilte er davon über Thal und Wieſe nach der nächſten Stadt, um dort anzuſagen, daß man des andern Morgens gute Nachricht von der Mühle zu Eiſenbüttel und ihren fürchterlichen Geheimniſſen erhalten würde, weil eine Frau es über ſich genommen habe, ſie an den Tag zu bringen.

Dies wars eben, was die abentheuerliche Nonne gern ſah, und was zu Ausführung des mit der Dame Adelheit verabredeten Plans höchſt nöthig war.

Als St. Klara in die Mühle trat, ſo wars als ob die düſtere ſchweigende Einſamkeit, die hier herrſchte, ſelbſt **ihr** einen Schauer einhauchte; doch er war nur vorübergehend, und ihn noch beſſer zu zerſtreuen, ſuchte ſie Stahl, Feuerzeug und geweihte Kerzen hervor, mit welchen ſie ſich gnüglich verſehen hatte, wohl wiſſend, daß die alles belebende Flamme des Lichts, die Erdbewohner muthig, die Bürger der Unterwelt zittern macht.

Die Aebtißin des Ciſterzienſerkloſters wußte guten Beſcheid in der Mühle; die hochwürdige Frau zu Quedlinburg kannte dieſes Haus aus ehemahligen Beſuchen bey der Müllerin von auſſen und innen, und hatte ihre Freundin ſo vollkommen unterrichtet als ſie es ſelbſt war. St. Klara wußte aus ihrem Bericht, daß es hier Fallthüren und gefährliche Schlupfwinkel gab, die man vermeiden mußte; ſie wagte ſich daher nicht in das eigentliche Mühlwerk, ſondern begab ſich in die Wohnung des Müllers, daſelbſt das Abentheuer abzuwarten, dem ſie auf die Nacht entgegen ſah. Sie machte Feuer auf dem Heerde an, und vermehrte die Zahl der leuchtenden Kerzen, um durch vermehrtes Licht jeden Schatten von Furcht zu zerſtreuen, den die Mitternacht hätte herbeybringen können.

Die Klarheit, welche ſie umleuchtete, diente in einer Wohnung, wie dieſe, nicht zu Erreichung des geſuchten Endzwecks, ſie machte das Schrecken, das hier wohnte, nur ſichtbar. Alles in dem engen beräucherten Zimmer trug die Spuren der äuſſerſten Unordnung. Auf den Boden ausgeſtreute Kleider und Handwerkszeug, ausgezogne und geleerte Schiebladen, zeigten von der Eil, mit welcher der, welcher zuletzt hier war, die Flucht ergriffen haben mochte, um irgend einem Feind zu entgehen, den die eingedrungene Gaſtfreundin nur muthmaſſen konnte. Mehrjähriger Staub, der auf Tiſchen und Geräthen lag, geſellte zu der Furcht auch den Eckel, und auf dem einigen Stuhle, der brauchbar war, lag eine Mühlaxt und ein blutiger Frauenſchleyer; zwey ſeltſam gepaarte Dinge, die gewiſſen Muthmaſſungen, zu deren Aufklärung St. Klara hieher gekommen war, ſchon viel Wahrſcheinlichkeit gaben. Doch Wahrſcheinlichkeit brauchte man nicht, ſondern Gewißheit, um das Erkundete nothfalls eidlich vor Gericht betheuern zu können; dieſe zu erlangen mußte man freylich warten, bis die Mitternacht ihren ſtummen Mund aufthat, die Geheimniſſe des Grabes auszuſagen.

St. Klarens Herz klopfte nur um zwey Drittel minder, als das Herz jedes andern Wei-

des, wenn ſie an dieſe Stunde dachte, die immer näher herbey kam. Vielleicht reute ſie das Wagſtück, dem ſie ſich unterzogen hatte, doch ſie entſchlug ſich aller Gedanken, räumte die Gegenſtände des Abſcheues ſo gut auf die Seite als ſie konnte, und nahm einſtweilen ihr Breviar hervor, um nicht müßig zu ſeyn.

Das Breviar iſt für eine fleißige Nonne ein mißlicher Zeitvertreib, ſie kennt es ſo gut, daß ſie es auswendig weiß, und ſich unmöglich damit überläſtiger Gedanken entſchlagen kann. St. Klara ward durch ihr Gebet nicht ſo ſehr von der Erde entzückt, daß ſie nicht alles, was um ſie her vorging, ganz genau hätte bemerken ſollen. Bis zur zwölften Stunde herrſchte in dem öden Gebäude, die nehmliche grauenvolle Stille wie beym erſten Eintritt; aber der Mond am hohen Himmel verkündigte nicht ſo bald die Mitternacht, da begannen die Balken zu knacken, da kamen die Getriebe in Schwung, bis auf die letzt die Mühle mit allen Rädern rauſchte, mit allen ihren Gängen tobte, ſo daß die Bretter des Fußbodens zitterten, und der Nonne ob dem gräßlichen Getös faſt der kühne Männermuth entſank. Nach einigen Minuten pfiff ein Windſtoß durch das Gemach, die Lichter verlöſchten bis auf das Feuer auf dem Heerde, von welchem das Zimmer hinlänglich erleuchtet ward,

das Mühlwerk ſtand, und durch das allmählige Schweigen der ablaufenden Räder, tönte fernes Gewimmer wie das letzte Röcheln von Sterbenden. St. Klara glaubte zwey verſchiedene Stimmen zu vernehmen, zu welchen ſich am Ende noch eine dritte geſellte, die mit kläglichem Wehegeſchrey, die andern übertäubte. Der grauenvolle Laut kam näher, die Thür flog auf, ein Weib mit fliegendem blutigen Haar trat herein, und ſuchte mit holen Augen einen Gegenſtand, den die in ſolchen Sachen höchſtverſtändige Nonne wohl kannte, und deſſen ſie ſich zu Erreichung ihres Endzwecks vorläufig bemächtigt hatte.

Bey dieſem Schleyer, rief ſie, indem ſie das gebundne Tuch empor hielt, bey dem Blute, das ihn netzte, beſchwöre ich dich, ſage, wer biſt du? und was iſt dein Begehr?

Ich bin das Weib des Müllers, antwortete eine hole unartikulirte Stimme, deren Deutung man mehr errathen als verſtehen konnte, ich ward ermordet, und ſuche Ruhe!

Was thatſt du, das dich der Ruhe verluſtig machte, und wer war dein Mörder?

Ich führte Markgraf Egberten und ſeinen Diener hinab, den heimlichen Gang unter die ſchneidenden Räder, dafür mordete mich mein Mann! Lege das goldne Kreuz auf deiner

Bruſt in die Oefnung meines geſpaltenen Schädels, und verhülle ihn mit dem Tuche in deiner Hand, ſo werde ich Ruhe finden, bis heilige Erde mich deckt. Meine Gebeine liegen im alten Brunnen an der nördlichen Seite des Grieswerks, meinem Schatten winkt aus tiefer Ferne die Ruhe, aber Wehe, Wehe, über meine Verführer!

St. Klara wünſchte nichts mehr zu hören, auch ſchwieg das Geſpenſt, aber es entfernte ſich nicht; es trat näher und näher, und enthüllte die fürchterliche Wunde, welche die Mühlaxt ſchlug, und ruhte nicht ehr, bis die zitternde Nonne ein Herz faßte, nach ſeinem Begehren zu thun, und Kreuz und Schleyer an die beſtimmte Stelle zu bringen; eine Beſchäftigung, bey welcher es wohl nicht zu verwundern iſt, daß ſie ſich mit einer Ohnmacht endigte, während welcher das Geſpenſt gute Muſe hatte, zu verſchwinden, das Feuer auf dem Heerde zu verlöſchen, und der Morgen heranzukommen, denn ſie dauerte mehrere Stunden, und würde ſich vielleicht mit dem Tode geendigt haben, wenn nicht endlich Hülfe gekommen wär.

Der Beſuch eines Weibes in der berüchtigten Unglücksmühle, hatte durch den Mund des Dieners, der ihn ausrief, im Städtgen ſo viel Aufſehen gemacht, daß die neugierige Ge-

rechtigkeit die Binde verſchob und die Augen weit aufthat, ſich zu unterrichten. Mit der frühen Dämmerung waren ihre Diener zu Eiſenbüttel, und St. Klarens furchtſamer Begleiter an ihrer Spitze. Die Ohnmächtige ward gefunden und erweckt, ſie verlangte der heiligen Juſtiz ihre Beichte abzulegen, man brachte ſie dahin, wohin ſie verlangte, ihre Ausſage ward ihr abgenommen, die Sache in der Mühle, derſelben gemäß befunden, der Körper aus dem Brunnen gezogen, von welchem nur noch der geſpaltene Schädel kenntlich war; man beerdigte ihn, nachdem man St. Klaren ihr goldnes Kreuz wieder gegeben hatte, und nun begann ein Prozeß wider den Müller von Eiſenbüttel, der ihm den Tod bringen mußte. St. Klara wußte nach einmal gethaner Ausſage den Kopf klüglich aus der Schlinge zu ziehen; die Aebtißin von Quedlinburg blieb bey dem ganzen Handel ungenannt, und dem unglücklichen Verbrecher rückte die ſchwere Frage immer näher, auf welche er unmöglich eine gute Antwort finden konnte, als auf jene drey, die er den Kloſterherrn des Hülfenſteins zu Liebe Salomoniſch lößte.

Verbrechen macht zaghaft; ſo lange von Markgraf Egberts Ermordung die Rede war, da hatte der Tonhäuſer Muth, Königen und

Fürſten kühnlich unter die Augen zu treten, aber jetzt, da die Wahrheit ſeine eigene Unthat, aus der Tiefe der Vergangenheit hervorzog, da ward ſein Herz feig, und er fühlte, daß er dem geringſten Diener der Gerechtigkeit, bey der erſten Rüge zitternd zu Füſſen fallen, und mit ſchnellem Geſtändniß ſich ſchnelles Urtheil zu Wege bringen würde.

Zu ſterben hatte er gleichwohl noch keine Luſt, die klagende Stimme ſeines Gewiſſens, ſeines Weibes blutiger Schatten, der oft genug an ſeinem nächtlichen Lager ſtand, und ihm den geſpaltenen Schädel zeigte, hatte ihn noch nicht ſo lebensmüde gemacht, daß er Luſt gehabt hätte, der Gerechtigkeit zum öffentlichen Rachopfer zu fallen. Er hatte einen ſtarken Glauben an Büſſung wohlbereuter und unwiderruflicher Verbrechen; er hofte durch unabläßige Tugendübung noch endlich zu einiger Ruhe zu kommen, und hatte hievon, das fühlte er, noch ſo wenig geleiſtet, daß er unmöglich ſchon ſeinen Plan aufgeben konnte. Als er erfuhr, daß die Juſtiz ihre Arme nach ihm ausſtreckte, eine Sache, die ihm durch Hülfe des ſeinetwegen tief bekümmerten Abts bald kund ward, da ſann er auf behutſame Flucht, und da dieſe wegen den überall beſetzten Wegen unmöglich war, ſo ließ er ſichs gefallen, daß ihn eine

Höhle des Hülſsberg aufnahm, bis das Unge⸗witter vorüber ſey, und er wieder hervorgehen könnte, ſeine Büſſungen von neuem zu be⸗ginnen.

Als das Gerücht erſcholl, daß der Ton⸗häuſer verſchwunden ſey, da erſchwerten ſich die Anklagen wider ihn; und nicht allein der Mord ſeines Weibes, ſondern auch mehrere Verbrechen wurden aus andern Schuldbüchern auf ſeine Sündenrechnung herüber geſchrieben. Sogar der Tod Markgraf Egberts mußte nun ſein Werk geweſen ſeyn, und die Gerechtigkeit, die über dieſe Greuelthat ſo lang geſchwiegen hatte, that nun auf einmahl Mund und Augen auf, denn das Opfer war nahmhaft gemacht, das für al⸗les bluten ſollte; war es gleich nicht zur Stel⸗le, die Strafe zu leiden, ſo hatte man doch ſchon durch ſeinen Namen viel gewonnen, in⸗dem ſich nun der Verdacht von manchen, den man ungern nannte, allein auf einen Unglück⸗lichen wälzte, den man nicht zu ſchonen brauchte. —

Ein anderer Artikel der ſchrecklichen Be⸗ſchuldigungen gegen den Tonhäuſer, war die Schwerdmühle, ſeine Erfindung, von welcher man zwar nur noch ſchwache Spuren in dem zerſtörten Grieswerk entdeckt hatte, denn an dem Tage, da dieſer Elende ſein Weib, Mark⸗

graf Egberten zum Rachopfer, ſchlachtete, da verließ er die Mühle nicht eher, bis er alles vernichtet hatte, was er in einer unſeeligen Stunde gleichſam zum Untergang deſſen erfand, den er in einer gefahrvollen Verlegenheit dadurch zu retten gewünſcht hätte. Der unglückliche Egbert nebſt ſeinem Diener war der einige, der das Opfer der hölliſchen Maſchiene geworden war, aber, das Gerücht, um den durchächteten Müller vollends zum Teufel zu machen, fabelte von mehrern hier geſchehenen Mordthaten, und ſeit zwanzig Jahren war kein Groſſer und kein Kleiner, wie damahls oft geſchahe, unvermerkt von der Welt gekommen, der nicht, laut der Sage, in der Unglücksmühle gefallen ſeyn mußte.

Die Gerechtigkeit, die öffentlich richtet, hielt bey ſolchen ſchrecklichen Anklagen ein zweyſchneidiges Schwerd gewetzt, um, ſo bald ſich der Verbrecher zeigte, ihn zu ſtrafen; Pabſt Urban ſchleuderte ſeine Bannſtrahlen; der Kaiſer, der doch ſelbſt unter dem Bann lag, trat ihm dieſesmahl mit der Acht freundſchaftlich an die Seite, nur die heimlichen Richter, die ſchon damahls ihr Weſen im Verborgenen führten, ſchwiegen; vielleicht weil ſie des Tonhäuſers Mordthat an ſeinem Weibe, hätte er ſie unte

ihrer Firma begangen, nach ihrer laxen Moral, für recht und löblich erklärt haben würden.

So vergingen mehrere Jahre, das Kloſter, das wahrſcheinlich allein um den Zuſtand des Durchächteten wußte, ſtarb aus. Der Tonhäuſer, der nicht wieder zum Vorſchein kam, ward zur Fabel in ſeinem Vaterlande, der Pabſt hatte geſchworen, daß ihm ſeine Verbrechen weder in dieſer noch in jener Welt vergeben werden ſollten, ein vielſagender Ausſpruch, der, als nun Jahre genug verlaufen waren um den durchächteten Müller pro mortuo erklären zu müſſen, ihn gar zum wandernden Poltergeiſte machte, und ihm verſchiedene Geſpenſtrollen anwies, die damahls im deutſchen Vaterlande mit Beyfall geſpielt wurden.

Einſt, nachdem manches Luſtrum vergangen war, ſeit des Tonhäuſers Name die Mährchenerzähler beſchäftigte, nachdem der Frühling ſich oft genug — (die Sage ſpricht hundert und zwanzigmahl) — über dem Hülfsberge erneuert hatte, und, dafern er des unglücklichen Verbrechers Grab geweſen war, kein Stäubgen mehr von ſeiner Aſche hier vermuthen zu laſſen, geſchah es, daß ein paar reiſende Kaufleute über das Eichsfeld gen Erfurt zum Jahrmarkt zogen; ſie kamen auch vor dem Hülfsberge über; Ihr Geſpräch handelte nach damahliger Weiſe von allerley Sagen, die ſich unter dem Volke umtrieben, denn ſo wie

ſich jetzt jedermann gern mit Urtheilen über die Welthändel befaßt, ſo ſchweiften damals gern die Phantaſien des gröſſern Haufens in der Mährchenwelt umher, und die Urtheile über Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit fielen oft nicht um ein Haar klüger aus, als die Unſrigen über Urſach und Ausgang.

Die beyden Wanderer, die in unſerm Jahrhundert ohne Zweifel von Frankreichs Staatsumwälzung geſprochen haben würden, redeten in dem ihrigen vom wütenden Heer, das damahls in den dortigen Gegenden groſſes Aufſehen machte.

Wir ziehen des Weges gerad nicht in der günſtigſten Zeit, ſagte Bertold von Aurich.

Ja, verſetzte der Ruſtringer, denn übermorgen iſt Faſtnachten, da der Teufel hier ſeine Jagdluſt beginnt; Gott gnade uns, daß wir nicht den Vorabend feyern helfen.

Es iſt Gott und ſeinen Heiligen zu danken, begann Bertold von Aurich von neuem, daß er in ſolchem Trübſal den Seinen den treuen Eckard geordnet hat, der mit ſeinem weiſen Stabe umhergeht, und warnet wer zu warnen iſt.

Gott bewahre meine Augen vor dem Anblick jedes Geſpenſts, fuhr der Ruſtringer fort, doch dünkt mich, die Erſcheinung dieſes ſtillen friedſamen Geiſts, der keinem ein Leid thut, wollte ich am erſten ertragen.

Und wiſſen möcht ich, fiel Bertold ein, welcher Sage von ihm am meiſten zu trauen wär.

Laß uns hier Platz nehmen, antwortete der Ruſtringer, der Mond iſt noch nicht herauf, wir können unſerer Karren hier erwarten, und ſie denn in ſeinem Geleit vollends zur Stadt bringen; mir wirds ſchauerlich zu Sinne, da ich des wütenden Heers gedenke, den Weg vollends allein zu machen, aber vom getreuen Eckard will ich dir erzählen was ich weiß; bey guten Geſprächen kann uns der Arge nichts anhaben.

Vor Alters lebte in Elſaß ein edler Ritter, Herrmann von Breyſach genannt. Das Elſaß und das ganze Breisgau war ſein, und er war mächtiger als heut bey Tage mancher Fürſt. Er hatte einen furchtbaren Feind an dem Herrn von Harling, der ihn befehdete ſein Lebenlang, und ihm manchen Vortheil abgewann; er bemächtigte ſich der Hauptſtadt ſeines Landes, und Herrmann vermochte nicht, ſie ihm wieder zu entreiſſen. Da trat der Tod ein, und ward Schiedsmann, der Herr von Harling ſtarb, und hinterließ keine Erben als zwey unmündige Söhne; denen der tapfre Breyſach, ſo meynte die Welt, ſein Eigenthum leicht würde wieder entreiſſen können.

Was Breyſach dachte, weiß ich nicht, aber ſein Entſchluß mochte geweſen ſeyn welches er woll-

te, ſo ereignete ſich ein Umſtand, der der Sache eine ganz andre Wendung gab. Zwey Tage nach Ritter Harlings Beerdigung, erſchien ſein Leibknappe mit zwey wunderſchönen Knaben an der Hand, die jedermann für die jungen Unmündigen erkannte. Er forderte Audienz bey dem Herrn von Breyſach, und ob nun gleich damals heimtückiſche Thaten, die in unſerer Welt ſchier zur Gewohnheit werden, ein Wunder waren, ſo gab es doch Leute an Breyſachs Hofe, welche Böſes genug in ihrem Herzen fanden, um die Erſcheinung des Leibknappen mit den jungen Herren von Harling übel auszulegen.

Ha, ſchrien ſie, ſeht den alten Böswicht, kaum hat ſein Herr die Augen geſchloſſen, ſo liefert er ſeine Nachgelaſſenen in die Hand ſeines Feindes! Gut, für unſern Herrn! ſchrien die andern, er wird ſeinen Vortheil aus dem Beſitz der beyden Waiſen zu ziehen wiſſen, und ob er ſchon zu edel iſt, ſie zu tödten, ſo wird er doch nicht ermangeln, ſich für das Unrecht, das er von ihrem Vater erlitt, mit all ihrem Gut bezahlt zu machen.

Harlings alter Diener vernahm viel von dem, was man ihm nachziſchelte, aber er beantwortete es nicht, ſondern trat mit feſter Geberde vor den Ritter von Breyſach, und redete zu ihm folgendermaſſen:

Herr, ſagte er, als mein verſtorbener Gebieter die Augen ſchlieſſen wollte, rief er mich zu ſich. Konrad, ſprach er, ich überlaſſe dir meine unberathnen Söhne; aber du biſt zu ſchwach ſie zu ſchützen. Nimm ſie, und bringe ſie zum Herrn von Breyſach; er war mein Feind ſo lang ich lebte, auch hab' ichs ihm leider darnach gemacht, daß ers ſeyn mußte, aber, Breyſach iſt ein redlicher Mann, ich ſehe nicht, weſſen Händen ich meine Kinder kühnlicher anvertrauen kann als den ſeinigen. Bringe ſie zu ihm, wenn ich tod bin, und ſage ihm, daß er ſie erziehe, und für ihr Gut wache, bis ſie erwachſen ſind, und meine Fehden von neuen beginnen können.

Der Antrag war bedenklich genug, die Kinder ſeines Feindes zu Fortſetzung ſeiner Fehden zu erziehen. Was wird er thun? ſagten Breyſachs Hofleute. Wird er die jungen Löwen aufwachſen laſſen, daß ſie ſich wenden und ihn zerreiſſen? Nein, ich halte, er wird, wenn er ſie nicht tödet, ſie der Zähne und Klauen berauben, daß ſie ihm keinen Schaden zu thun vermögen.

Breyſach machte es wie Knappe Konrad, er hörte was man ſagte, und beantwortete es nicht. Die jungen Herrn von Harling nahm

er auf mit der Einfältigkeit des Herzens, mit welcher ſie ihm anvertraut wurden. Er erzog ſie wie ſeine Söhne, unterrichtete ſie ſelbſt im Gebrauch der Waffen, und machte ſie wehrhaft, ſo bald ſie das ritterliche Alter erreichten. Drauf ſprach er zu ihnen, ziehet hin, und nehmet Beſitz von Eures Vaters Gütern; ſie haben ſich unter meiner Hand nicht gemindert, ſondern gemehrt, ſelbſt diejenigen erhielt ich Euch, die er mir entriß. Er nahm ſie mir mit dem Schwerd, ſo könnte ich freylich ſie Euch nicht anders, als wiederum mit dem Schwerd abgewinnen, das ich aber gegen Euch, als meine angenommenen Söhne, wohl nie blößen werde.

Es hatte aber Herrmann von Breyſach einen Tochtermann Ermenfried, der Lombarde genannt, der war ſein einiger Erbe, und neidete die jungen Herrn von Harling über die Vortheile, die ihnen ſein Schwäher ließ. Er hatte es ihm tauſendmahl geweiſſagt, er würde von ſeinen Mündeln Undank zum Lohn erhalten; um nun nicht als ein Lügenprophet erfunden zu werden, ſparte er weder Liſt noch Ueberredung, die ritterlichen Jünglinge zu Erfüllung ſeiner Weiſſagung zu bringen. Sie blieben unbeweglich; Herzen, die Herrmann von Breyſach gebildet hatte, konnten wohl nie ausarten; der

väterlichen Treu lohnte kindliche Liebe, und ſie hatten bald Gelegenheit, ſie ihrem Wohlthäter zu beweiſen. Ermenfried hatte die gottloſen aufrühriſchen Gedanken, die er den beyden jungen Rittern einhauchen wollte, ſelbſt in ſeinem verwahrloßten Herzen. Ueber Breyſachs Haupte ſchwebte ein bloſſes Schwerd, die Jünglinge ſahen die Haar, an welcher es noch hing, und eilten ſeinen Sturz zu verhindern; da kehrte Ermenfried das kalte Eiſen wider ſie ſelbſt; ſie fielen meuchelisch ermordet, ehe ihr edler Vormund ſie retten konnte; aber rächen wollte er ſie, und er thats wie ein Held.

Ach hätte er bey der Rache Schonung gekannt, die himmliſche Ritterkrone würde ihm zu Theil geworden ſeyn! aber ſo wütete er um ſeiner Mündel willen wider ſein eigen Fleiſch, und ließ nichts übrig von Ermenfrieds Hauſe als eine unberathene Tochter, die der Himmel in der Blüthe des Lebens hinriß.

Als Breyſach den letzten Zweig von ſeinem Hauſe welken ſah, da ſchloſſen ſich ſeine Augen vor Gram zu ewigen Schlummer. Er ward auf der Wage des Richters nicht gerecht erfunden. Sein Urtheil war, die Gegenden ſeines Vaterlandes als ein warnendes Geſpenſt zu durchſtreichen, bis er einen Vater fände, der gleich ihn, um fremder Kinder willen, ſich ſelbſt

kinderlos gemacht habe. Dieſe ſeltene Erſcheinung mag er ewig erwarten; gefunden hat er ſie noch nicht, denn noch wallt er unter uns als der getreue Eckard, zwar ſtill und unſchädlich für den, der ihm begegnet, aber bey allem Guten das er ſtiften mag, doch ruhelos für ſich ſelbſt, und der himmliſchen Seeligkeit beraubt bis an jenen Tag.

Bertold, ſprach der Ringer, deine Fabel iſt gut und nicht ohne nützliche Lehre, aber höre die meinige, und wir wollen ſehen, welche den Preis behält.

In den älteſten Zeiten, da ganz Deutſchland noch nicht viel mehr war als ein einiger Wald, da auf der Stelle Götzen verehrt wurden, wo jetzt Gott und ſeine Heiligen in ſchönen Kirchen wohnen, da Druiden und Barden abgöttiſche Gaukeleyen trieben, wo heut zu Tage fromme Religioſen ihre Horas ſingen, da hatte das Bayerland einen König Hegrar genannt. Mein Grosvater iſt in einem Kloſter geweſen, das dahin gebaut ward, wo ehemahls ſeine Hauptſtadt ſtand. Ein uraltes Bild hinter dem Altar, deſſen Figuren kaum noch kenntlich ſind, ſchildert ihn, ſitzend vor der Höllenthür, und die Leute lehrend wie ſie leben ſollen. Wie er zu dieſem Poſten kam, und was

die Sage für Deutung hat, welche ihm dieſe Stelle anweiſt, ſollſt du jetzt erfahren.

Kaiſer Karl der Groſſe, der alles bekehrte was ihm unter die Hände kam, hörte von dem tapfern Bayernkönig, und dachte ihn zum Chriſten zu machen; für einige tauſend Mann, die das Bekehrungswerk mit dem Schwerde treiben ſollten, war ſchon geſorgt, nur an einem frommen Biſchoff fehlte es noch, der zu den Thaten auch herzſchmelzende Worte fügte, und durch Beredſamkeit machte, daß die Entſagung des Heydenthums ſo unblutig als möglich abging.

Pabſt Sylveſter, der damahls noch nicht die dreyfache Krone trug, ſondern als ein heiliger Einſiedler in einer Berghöle zu Tolentino wohnte, war faſt in ſo groſſem Ruf wegen ſeiner Frömmigkeit, als König Hegrar wegen ſeines ſieghaften Schwerds. Er war es, auf welchen der Kaiſer ſein Auge geworfen hatte, und weil ſeiner eigenen Perſon nun eben damahls eine kleine Unpäßlichkeit zugeſtoſſen war, indem er am Auſſatz krank lag, ſo dachte er mit einem Zuge einen doppelten Vortheil zu erjagen, und ſich von St. Sylveſtern zugleich die leibliche, ſo wie dem Heydenkönig die geiſtliche Reinigung zu erbitten.

Damahls war eine kaiſerliche Ambaſſade, an einen Biſchoff noch nicht mit ſo viel Um

ſtänden verbunden als heut bey Tage. Karl ließ das ſchönſte Maulthier aus ſeinem Stalle ſatteln — Auf Roſſen zu reiten durfte man damals noch keinem Geiſtlichen zumuthen — Er gab das Thier einem ſeiner Knappen an die Hand, ſagte ihm, was er Sankt Sylveſtern vorzutragen habe, und erwartete nach Maaßgabe der Länge des Weges, die Ankunft des Wunderthäters in einer gewiſſen Anzahl von Tagen. Die Hinreiſe zu dem frommen Einſiedler nahm vollkommen die Hälfte der beſtimmten Zeit hin, das Maulthier, welches nicht übertrieben werden durfte, ging ſeinen gewöhnten läßigen Schritt, und der Knappe hielt gleichfalls das Eilen für unnöthig; aber als er ſeine Werbung bey dem Heiligen abgelegt hatte, als dieſer nach ſeiner Weisheit mehr nothwendige Eil bey den angetragenen Geſchäften fand als der Bote, da nahm die Sache eine andere Wendung. Kaum fühlte das Thier ſeine ehrwürdige Laſt auf dem Rücken, ſo war es, als ob ihm Flügel angeſetzt wären. Statt ſittig mit dem heiligen Vater zu traben, ging es mit ihm über Stock und über Stein, und in drey Sätzen war es an dem Orte, wo der kranke Kaiſer ſeines Arzts wartete. Auf den drey Stellen, wo das Eſelein ſeinen Fuß hinſetzte, haben die Römer nachher drey Kirchen gebaut, die eine dem Man-

tel, die andre der Kapuze, die dritte einem Pantoffel Sankt Sylveſters zu Ehren, welche in der Eil, und bey dem etwas unſanften Auftritt ſeines Reitthiers an dieſen Orten verloren gingen.

Etwas erhitzt und auſſer Athem, ſtand jetzt der Heilige an dem Bette des groſſen Karls. Er fuhr mit ſeiner Hand über die Stellen, die ſeiner Heilung bedurften, und ſie war geſchehen, ſo daß der Kranke augenblicklich aufſtehen, und mit dem künftigen Pabſt Unterredung über den zweyten Theil des Auftrags pflegen konnte, den er für ihn in Petto hatte.

Auch hierüber ward man, was die Verabredung anbetraf, leicht einig, denn der Heilige war nach Bekehrung der armen Heyden ſchier ſo begierig als der Kaiſer, nur die Ausführung bedurfte etwas längere Zeit. Ja, hätte man die Reiſigen, die St. Sylveſtern mit ihrem Schwerd an die Hand gehen ſollten, alle mit ſolchen Maulthieren beritten machen können, wie das, auf welchem er übergekommen war, ſo hätte man ſchnellen Erfolg hoffen dürfen, wenn auch unterwegens einige Mäntel und Kragen verloren gegangen wären; aber ſo mußte hier alles den natürlichen Gang gehen, und Hegar hatte, wenn er früh genug Poſt erhielt von dem, was ihm bevorſtand, volle Zeit, ſich zum Empfang der Heydenbekehrer zu bereiten.

König Hegrar pflegte, wenn das Kriegsſchwerd ruhte, der Jagd fleißig obzuliegen. Die dicken Wälder ſeines Königreichs, und das ſtattliche Wild, das daſelbſt bey Tauſenden ging, gewährten ihm die Jagdluſt in weit höherm Grade, als ſie in unſern Zeiten irgend ein König genieſſen kann. Auch pflegte er ein feiner Kenner des wahren Vergnügens, wenn er ſich im Schooße ſeiner Wälder beluſtigte, alles königliche Gepränge, — das überdem damals nicht allzugroß war — von ſich zu entfernen, und Glückſeeligkeiten einſam zu genieſſen, bey welchen ihm die Gegenwart von zwanzig Dienern nichts gefrommt hätte.

Dieſe Glückſeligkeit beſtand freylich nicht in dem Vergnügen der Jagd allein; die Sage macht den König der Bayern zu einem zweyten Numa, der, wenn er den Tag über Wölfe und Bären bekämpft hatte, woran er ein königliches Vergnügen fand, des Abends im Arm einer Waldnympfe, Norne oder Walkirie ausruhte, die ihm irdiſche Liebe mit himmliſcher Weisheit belohnte.

Das deutſche Vaterland hatte damals Ueberfluß an dergleichen ätheriſchen Weſen, die als Liebhaberinnen der Schatten, ihm nur ſo lang treu blieben, als es noch ein einziger groſſer Wald war, aber nachher ſo wie ihre ge-

liebten Bäume ausgerottet wurden, ſich nach und nach entfernten, ſo, daß heut zu Tage nur in dem innerſten des Harzes des Schwarzwaldes, und einiger andern von der Art unverſehrten Hayne noch einige zurückgeblieben ſind.

Ob Hegrar mit einer aus dieſer himmliſchen Schaar oder mit allen gute Bekanntſchaft hatte, weiß ich nicht, daß ſeinen verklärten Augen ſich oft mehrere der ſchönen Waldbewohnerinnen auf einmal zeigten, erhellt aus dem Theil meiner Geſchichte, den ich dir eben erzählen will.

Hegrar hatte einſt einen Tag in der Stille des Waldes einſamer als ſonſt verbracht, die ſchattenreiche Gegend, für ihn ſonſt rund umher von himmliſchen Weſen belebt, war öd und verlaſſen. Eine tiefe Trauer ſchien auf Thal und Hayn zu ruhen, die Sonne ſchien, ſo dünkte es ihm, nicht mit dem gewohnten Licht. Die Vögel ſaſſen ſchweigend auf ihren Zweigen. Das Wild enthielt ſich in den Hölen. Es war Nacht bey hellem Tage. — Als ſich die Sonne neigte, ward die Bangigkeit, welche drückend auf der ganzen Natur lag, noch bänger. Hegrars Wurfpfeil, der heute wenig oder nichts gefällt hatte, nebſt Schwerd und Bogen wurden von dem Aſt einer alten Eiche, an welcher ſie ruhend hingen, herabgenommen, und der königliche Jäger ſchickte

ſich, weil heute keine lächelnde Göttin ſich zu ihm geſellen wollte, zur einſamen Heimkehr nach einer Burg, die er ſich mitten in den heiligen Schatten erbaut hatte.

Als er ſo in der zunehmenden Dämmerung dahin ging, und nachſann, was ihm das befremdende Anſehen, das heut alles für ihn trug, wohl bedeuten möge, da ſah er von weiten über das Waldthal, von welchem ſchon der feuchte Duft der Nacht wie dünne Wolken empor ſtieg, ein leichtes Schweben wie von einer Gruppe ätheriſcher Geſtalten. Im näher kommen erkannte er, in der Mythologie ſeines Vaterlandes wohl bewandert, zwölf gerüſtete Kriegsgöttinnen; das ſchwarze Gewand, das wie Gewitterwolken die blanke Rüſtung deckte, die bedenkliche Zahl zwölfe, die nie auf etwas gutes deutet, weiſſagte Unglück, noch mehr aber das abgekehrte Geſicht der Nympfen, als ſie bey ihm vorüber kamen. Ihr Zug war langſam und traurig, ſeine Augen folgten ihnen ſo lang, bis er ſah, daß ſie in einen Berg hinein gingen, der ſich hinter ihnen zuſchloß.

Nie hatte Hegrar in dieſer alten Felſenmaſſe eine Oefnung entdeckt. Neugier und Verwunderung bewogen ihn, die Sache näher zu unterſuchen, er folgte dem verſchwindenden Haufen aus der Ferne. Er umging den Berg zwey und dreymahl, bis er endlich zwiſchen dem Fichtengebüſch

das ihn umſchattete, den Schall ätheriſcher Stimmen ſo deutlich herauf beben hörte, daß er ſchlieſſen mußte, hier ſey auch ein Eingang für das Auge. Was er vermuthete fand er zuletzt. Er ſchaute hinab in das Dunkel der Höle, und erblickte was er wohl zu deuten wußte, und was uns die Sage nur undeutlich überliefert. Die Nornen webten mit ihren Lanzen das Kriegsgewebe, und ſangen mit trauriger Stimme den Geſang von quellenden Blut und abgeriſſenen Lebensfaden erwürgter Tauſende: Horcher, tönte es zuletzt, wir ſehen dich wohl, gehe hin und handle nach dem, was du erhorchteſt!

Dem königlichen Jäger, der all dieſes beſſer verſtand als wir in unſern Tagen, hatte das unerſchrockne Herz, das ſonſt vor nichts bebte, ſchon beym Anfang dieſes Schauſpiels heftig geſchlagen. Seiner Muthmaſſungen gewiß, und der Wiſſung ſeiner ätheriſchen Warnerinnen getreu, verließ er jetzt den Schreckensort, und eilte nach ſeiner Burg, wo er noch in der nehmlichen Nacht all ſeine Heerführer, die von dem königlichen Hoflager niemals weit ſeyn durften, zuſammen rief.

Dem Lande, ſagte er, ſteht ein Blutbad bevor, ich ſah die Nornen weben das Kriegsgewebe, ich hörte aus ihrem Munde den Schlachtgeſang. Auf, und ſammelt meine Heere, daß wir

dem Feinde muthig entgegen gehen, oder aufs mindſte ihn gerüſtet erwarten.

Wovon webten die Kriegsgöttinnen ihr Gewebe? fragten die Heerführer, wars von Feindesblut oder dem unſrigen? Wie tönte ihr Schlachtgeſang? im hohen Triumphton, oder in weinendem Grablaut? — Hegrar wußte hierauf wohl zu antworten, aber er behielt diesmahl die Wahrheit für ſich, um die Herzen ſeiner Krieger nicht feig zu machen. Der Sieg, ſagte er mit ſchlau erdachtem Doppelſinn, iſt allemahl des Tapfern Lohn! Wer rühmlich fällt, iſt darum nicht überwunden, in Walhall winken ihm Siegeskränze!

Bald nach dieſem Geſicht überſchwemmten Karls Kriegsvölker das Bayerland, ſie fanden den tapfern Hegrar gerüſtet; er hielt ihnen feſten Widerſtand, aber beſiegen mochte er ſie nicht. Das Loos war ihm gefallen zum Tode, er ſank, und mit ihm ſank die Freyheit ſeines Landes, das von nun an Karln unterthan ward, und von ſeiner Hand chriſtliche Fürſten und Herzoge annahm. Sylveſter bekehrte das ganze Volk der Bayern mit Hülfe des Schwerds, nur Hegrarn konnte er nicht bekehren, dafür folgte ihm ſein Bann in das Todenreich, weil aber vor jenem Gericht, dem Bayernkönig, der ſonſt nach ſeiner Weiſe, fromm, gerecht, und ein Vater ſeines Volks geweſen war,

manches zu ſtatten kam, davon der Biſchoff nichts ahndete, ſo war es unmöglich, daß ihn der geiſtliche Fluch ganz zur Hölle verſtoſſen hätte; am Eingange derſelben ſitzt er noch bis auf den heutigen Tag, und ſchreckt mit mächtigen Rufen das Volk vom Abgrunde zurück. Zuweilen geht er auch herauf in die Oberwelt; verirrte Wanderer zurecht zu weiſen, und ſie vor den wütenden Nornen zu warnen, die, ſeit ſie St. Sylveſter aus dem Range der Göttinnen verſtieß, zu tobenden Rachgeiſtern wurden; der gemeine Mann nennt ſie das wilde Heer, empfiehlt ſich, wenn er ſein Sauſen von fern vernimmt, Gott und St. Sylveſtern, und hoft auf die Erſcheinung des treuen Eckards, der kein anderer iſt als König Hegrar, von dem du jetzt die Geſchichte vernommen haſt.

Bertold von Aurich hatte das Ende von der Fabel des Ruſtringers nur mit halber Aufmerkſamkeit gehört, er war gewahr geworden, was der emſige Erzähler erſt jetzt wahr nahm, daß ſie ſich nicht allein befanden, daß ein Dritter ſich zu ihnen geſellt hatte, ohne daß ſie wußten, wenn oder auf was Weiſe das geſchehen war. Der Ruſtringer fuhr ein wenig auf, als er den Fremden erblickte, ungeachtet er nicht das mindeſte an ſich hatte, das Schrecken erregen konnte. Es war ein feiner alter Mann mit ſchneeweißem Bart;

auf ſeiner Stirn ſaßen zwar die tiefen Furchen des Grams, aber ſeine Augen und ſein Mund lächelten freundlich, wie die Sonn' aus Gewitterwolken.

Man bot ſich gegenſeitig einen freundlichen guten Abend. Verzeihet, ſagt der Alte, daß ich mich in Euer Mittel drängte, ohne zuvor gebetene Vergunſt, aber ich bin gern um Leute Eures gleichen, und ihr unterhieltet Euch da auf eine Art, die mir nicht misbehagte.

Vater, verſetzte der Rüſtringer lachend, ihr ſeyd uns willkommen; aber umſonſt dürft ihr nicht denken, daß wir euch in unſrer Mitte aufnehmen; ihr habt unſre Geſchichten angehört, ſo iſts billig, daß ihr uns ebenfalls eine zum Beſten gebt. Dieſe weißen Haare zeigen, daß ihr mehr erfahren habt als wir, und daß wir von Euch lernen können.

Aus Fabeln, lächelte der Alte, lernt man wenig. Wahrheiten habe ich in meinem langen Leben genug erfahren; ſo ihr wollt, kann ich Euch damit genug thun. Es ſey, weil mir gleich nichts anders zu Sinne kommt, meine eigene Geſchichte. Kürzlich ſollt ihr hören, was, wenn ich es auch umſtändlich erzählen wollte, den Morgenſtern heraufbringen würde. Hab ich geendigt, ſo kommt ihr mit mir in meine Höhle. Ueber Nacht iſts nicht heimlich allhier,

Eure Karren ſind bereits durch einen Umweg in Erfurt. Ich bin der Einſiedler des Felſens.

Die Männer ſchwiegen, und der Greis begann: Ihr habt recht, mein Leben auf der Oberwelt war lang, und maß wohl zweymal die Gränzen des höchſten menſchlichen Lebensziels, wie wir es in den ſpätern Tagen der Welt erreichen; aber ſo lang es war, ſo war es doch darum nicht glücklich. Ich diente einem treflichen Herrn, und war, ob ſchon ein gemeiner Mann, ſein Freund. Meuchelmord entriß mir ihn, den Liebſten, den ich auf Erden kannte; da entbrannte mein Herz. Ein böſer Geiſt bewafnete meine Hand zur Rache, die mir nicht befohlen war. Um Mord zu rächen, ward ich in unſeeliger Stunde ein Mörder. Gott, du haſt meine Thränen geſehen, mit welchen ich die That zu büßen ſtrebte! du ſahſt die fürchterlichen Kämpfe, die ich in der Einſamkeit mit den Schrecniſſen meines Gewiſſens kämpfte! Durch Wohlthun ſtrebte ich auszulöſchen was ich verbrach! Geſchehenes ungeſchehen zu machen, war unmöglich, war unmöglich auch für mein eigenes Gefühl. Zehn gerettete Menſchenleben, deren ich mich rühmte, wogen vor dem Richterſtuhl meines klagenden Gewiſſens, nicht das einige auf, das ich zerſtörte.

Das Wohlthun das ich übte, war nur Palliatif für meine geheimen Schmerzen; aber ich gebrauchte demohngeachtet das Palliatif fleißig: es diente wenigſtens zu Stundenlanger Betäubung.

Einſt nahm ich eine Anzahl unſchuldiger Leute wider das gekrönte Laſter in Schutz, und ſiegte, ſo ſchwach ich auch war, durch die Stimme der Wahrheit; dadurch erweckte ich mir mächtige Feinde. Sie weckten die Stimme der Rache wider mich, und ich war verloren. Mein altes verjährtes Verbrechen, das, wie ich meynte, nur noch in meinem Gewiſſen lebte, ward, ich weiß nicht wie, aus dem Schutt der Vergangenheit heraufgegraben. Ich ſollte ſterben!

Noch war mir das Leben lieb, auch ſchauderte ich vor dem Urtheil genſeit des Grabes. Ich floh. Die guten Leute, deren Glück ich mich aufgeopfert hatte, deckten meine Flucht und retteten mein Leben; ſie bargen mich in einer ſichern Höle, und nährten mich mit Brod und Waſſer, bis ihrer keiner mehr überblieb der von meinen Verdienſten um ihr Haus, und von den Rechten der Dankbarkeit wußte. Ich hatte das Unglück ſie alle zu überleben.

War es Hunger, oder war es Lebensmüdigkeit was mich herauftrieb, genug, ich trat wieder in die Oberwelt. Niemand kannte mich

mehr, die Zeit hatte mich ſehr verändert, auch glaubte man mich längſt nicht mehr unter der Zahl der Lebendigen. Ich wallfarthete nach Rom, um dort die Loszählung von meinem Verbrechen zu ſuchen, das immer noch ſchwer auf meinem Gewiſſen lag. Ich beichtete im allgemeinen, und erhielt Abſolution, die ich gut bezahlte. Ich erzählte dem heiligen Vater viel von den Wundern, die ich in der Nacht meines Berges geſehen hatte, und ward mit Bewunderung angehört; aber — ich nannte meinen Namen, und der Fluch fiel wieder auf meine Schultern zurück. Pabſt Urban hatte geſchworen, meine Verbrechen, deren Anzahl man anſehnlich vervielfältigt hatte, ſollten mir weder in dieſer noch in jener Welt vergeben werden, und dabey mußte es bleiben. Ich porteſtirte und appellirte an den Richterſtuhl des Himmels, da ſchwur der Pabſt noch einmal, der Himmel habe ſo wenig Verzeihung für mich, als der dürre Stab in ſeiner Hand hinlänglichen Saft habe, um Blätter und Blüthen zu treiben. Nach der Zeit hörte ich wohl, daß der päbſtliche Stab noch in nehmlicher Nacht zum Bruder von Aarons blühenden Mandelſtab geworden war, aber mir Geängſteten ſollte davon nichts kund werden. Sankt Peters Schlüſſelerbe wollte nicht losgeben, was der Himmel

mel gelöſt hatte; er ſtrafte die himmliſche Poli- zey Lügen, der irdiſche Bann blieb auf meinen Schultern.

Froh von dem himmliſchen los zu ſeyn, ging ich in meinen Berg zurück, aus welchem ich nach einer andern Seite einen Ausgang fand, in eine Gegend, wo niemand mich kannte. Ich hütete mich meinen Namen zu nennen, der weltkundig war, damit ich nicht von neuem die Laſt des menſchlichen Abſcheues fühlen müß- te. Man kannte mich nur unter dem Namen des Einſiedlers aus dem Felſen. Ich begann von neuem die Bahn des Wohlthuns. Zu zehn geretteten Menſchenleben geſellten ſich noch fünfe, ich zählte weiter und hörte nicht auf zu zählen, bis mir es in unſeeliger Stunde einfiel, mich in Dinge zu miſchen, die mich nicht an- gingen.

Als mein ehemahliges Verbrechen, von wel- chem mich der Himmel durch ein Wunder los- gezählt hatte, ein wenig in den Hintergrund zu ſtehen kam, da geſellte ſich zu mir ein ge- fährlicher Feind der Heiligen, der geiſtliche Stolz. Mir fiel oft der kühne Gedanke ein, ob wohl einer mehr gelitten, gebüßt und geduldet haben möchte, als ich? ob wohl einer ſo fleißig wär im Wohlthun als der Einſiedler des Felſens?

Um mich zu unterrichten, reiſte ich umher zu jedem Wohlthäter der Menſchen in der Runde, den die Stimme der Armen mit Dankbarkeit nannte. Ich wollte die guten Seelen kennen lernen, die mit mir einen Pfad gingen, ich ſah ihrer viel, die mir gleich kamen, viel, die mich übertrafen, ich ſahe ſie und neidete ſie nicht, auch ſchwieg der Stolz allmählig in meiner Seele.

Als ich nun glaubte, jeden frommen Helfer der leidenden Menſchheit zu kennen, da kam zu mir das Gerücht: zehn Meilen von meinem Wohnort lebe ein armer Goldarbeiter, der reicher an guten Werken ſey, als die, aus deren Händen er ſein kärgliches Tagelohn nahm, an Gold und Edelſteinen.

Ich ergriff meinen Stab, um zu ihm zu wandern. Er bewohnte ein kleines Haus, das nicht ſein war, und deſſen Gebrauch man ihm zur Vergütung einer alten Schuld erlaubte, die man nicht bezahlen mochte. Es lag in einer Gegend, die ich ſonſt als öde kannte, die es aber, ſeit er ſie bewohnte, nicht mehr war. Die Armen wallfartheten zu ſeiner Wohnung wie Pilger zu einem Heiligthum, und machten die Einöde volkreich. Er gab einem Jeden, jeden Tag was er vermochte, und ließ keinen unbegabt von ſich.

Es war Abend, da ich in ſeinen Hof trat, ringsum auf den Bänken ſaſſen Alte, Krüppel, Lahme und Blinde, und verzehrten das Abendbrod, das ſie aus ſeiner Hand zu nehmen pflegten, aber drinnen in ſeiner Werkſtatt tönte noch der Goldhammer, und das feine Geräuſch des ſubtilen Meiſſels. Der Mann grüßte mich, als ich zu ihm einging. Verzeiht, ſagte er, daß ich noch eine Viertelſtunde arbeite, ich muß meinen Tiſchgängern das Brod verdienen, das ſie morgen eſſen werden, den geſtrigen Verdienſt haben ſie heute verzehrt.

Als die Dunkelheit ihn nöthigte, das Werkzeug aus der Hand zu legen, da bewillkommte er mich noch freundlicher, als er zuvor gethan hatte, zündete ein gutes Feuer an, wuſch meine Füſſe, und deckte denn den Tiſch, daß wir eſſen konnten. Was er auftrug war nichts mehr, und nicht weniger als das Stücklein Brod, das ich drauſſen in den Händen der Armen geſehen hatte, und einige Früchte aus ſeinem kleinen Garten, die er, wie er mir ſagte, allemal für ſeine Beſucher, oder zum Labſal an Feſttagen aufſparte. Es iſt der einige Vorzug, ſprach er, den ich meiner Tafel vor der Tafel meiner Koſtgänger gebe, und ich habe oft gedacht, ob ich auch recht thue; was meynt ihr, mein Herr?

Ich befriedigte ſein Gewiſſen, wie es die Wichtigkeit des Zweifels, den er ſich machte, erforderte, und fuhr dann fort in meinen Fragen, über ſeinen Lebensplan. Mit jeder Frage, die mir dieſer Heilige, der ſich für einen ſehr gemeinen Sterblichen hielt, auf ſeine unſchuldige unbefangene Weiſe beantwortete, lernte ich ihn tiefer verehren. Eine frömmere, frohere, demüthigere und genügſamere Seele als die ſeinige muß es ſeit den Heiligen des Paradieſes nicht gegeben haben!

Hört, ſagte er am Ende, ihr ſeht, daß mir nichts zu wünſchen übrig iſt, aber eins fällt mir doch oft ein: Wenn ein Armer über meine gewöhnliche Zahl bey mir einſpricht, ſo gebe ich ihm mein Abendbrod, und gehe einmal ſo zur Ruhe, denn, ſeht ihr, ich habe zu Mittag geſpeißt, und kann das alſo wohl aushalten; aber kommen zwey oder drey Gäſte, auf welche ich nicht gerechnet habe, reichen auch die Früchte aus dem Garten, die denn dran müſſen, nicht zu, was ſoll ich dann machen? — Kommt vollends ein Kranker, wie ſoll ich ihn verpflegen? — Ein Verſchuldeter, wie ſoll ich ſeine Schulden bezahlen? — Ein verwaiſtes Kind wie ſoll ich es erziehen? — Das beengt mein Herz und treibt mir, wenn ich am frohſten bin, oft eine Thräne aus den

Augen. Ja, wer reich wär! O, ihr Armen, ihr Kranken, ihr Verwaiſten, welch ein Pfleger, welch ein Vater wollte ich für Euch ſeyn! — Lieber Greis, ich glaube, ihr ſeyd ein Heiliger, wenigſtens habt ihr das Anſehen darnach. Bittet den Himmel, daß er mir Reichthum giebt. Je mehr, je beſſer! Hab' ich viel, ſo wird bald keiner mehr in dieſer Gegend ſeyn, der nichts hat.

Die Rede des jungen Mannes, und die Herzlichkeit, die aus allem blickte, was er ſagte, rührte mich tief; antworten konnte ich ihm nicht, aber ich betete auf dem ganzen Wege nach meiner Höle für ihn um Gewährung ſeiner Bitte, betete mit Faſten und Weinen für ihn drey Tage lang, als ich wieder zu Hauſe angelangt war, und wunderte mich nicht wenig, daß ich weder durch Traum noch Geſicht eine Antwort vom Himmel erhielt.

Das Ungeſtüm, mit welchem ich die Himmelsthür beſtürmte, nahm zu, bis endlich am fünften Tage eine Stimme zu mir geſchah: Willſt du den Vertheilern der Erdengüter ihre Gaben abtrotzen, rief ſie, glaube doch, daß wir hier oben unſere Leute beſſer kennen als ein blödſinniger Einſiedler, der nicht weiter ſieht als ſeine hundertjährige Erfahrung reicht. Du forderſt für deinen Liebling Gift! Er iſt ver-

loren, wenn er reich wird! — Beobachte ihn noch einige Zeit, und gebt ihr denn kein Licht über ihn auf, wohlan ſo melde dich von neuem mit deinen Gebeten, ſie ſollen erhört werden; wiſſe aber zugleich, daß du für ihn haften mußt. Geht der, welcher ſich jetzt auf einem guten Wege befindet, durch deine thörichten Bitten verloren, wohlan, ſo trifft dich das Verderben mit ihm, und nichts kann dich retten.

Ich that wie mir geſagt war, ich beobachtete den wohlthätigen Mann mit ſcharfem Auge, und fand nichts an ihm, das zweydeutig geweſen wär, als daß er ein wenig zu viel von der Wohlthätigkeit ſprach; doch wer ſpricht nicht gern von dem Abgott ſeines Herzens? auch blieb mein Liebling der Beſcheidenheit immer noch treu genug, um ſich meine gute Meynung zu erhalten. Ich verließ ihn in meiner Einbildung, daß dieſem Menſchen nichts fehle als Reichthum, beſtärkt, und fing meine Vorbitten von neuem an.

Ich verließ mich auf das vom Himmel erhaltene Verſprechen, und überzeugte mich bald, daß mein Gebet nun erhört ſey, und daß mein Liebling itzt in vollem Ueberfluſſe ſchweben müſſe. Meine Gedanken waren immer bey ihm, und ich beſchäftigte mich mit den angenehmſten Bildern, die ich mir von ihm machte. Was

muß er doch beginnen? ſagte ich nach einigen Monaten zu mir ſelbſt, und ergriff meinen Wanderſtab mich mit eigenen Augen zu belehren. ... Wird er auch noch Gegenſtände genug für ſeine Wohlthätigkeit finden? ... Seine Gaben werden die Armuth längſt gänzlich aus ſeinen Gegenden vertrieben haben! Er wird in fremde Länder eilen, um auch dort ſeinen Saamen auszuſtreuen. Er wird ſo lang geben, bis er ſelbſt wieder arm iſt, und ich von neuem für ihn bitten muß! —

Endlich kam ich in die Gegend, die er bisher bewohnt hatte, und trat in ſein Haus. Die Zugänge, die zu denſelben führten, und die ſonſt von Armen wimmelten, waren leer; in ſeinem Hofe wuchs hohes Gras; die innere Thür war verſchloſſen. " Das iſts was ich dachte, ſprach ich zu mir ſelbſt, hier findet er kein Elend mehr zu lindern, er wird ſich weiter ins Land begeben haben.

Ich ſetzte meinen Stab weiter, und wunderte mich ein wenig, daß ich immer noch genug Arme und Elende in dieſer Gegend fand, und daß einige, die ich um ihn befragte, mir ſehr kaltſinnig antworteten.

Er ſey gen Rom gezogen, und ſpiele daſelbſt den groſſen Herrn, ſagte man mir endlich, und urtheilet, wie mir bey dieſer Antwort

zu muthe ward, die mir die erſte Ahndung von der groſſen Wahrheit gab, ich habe mich geirrt, und der Himmel wiſſe ſeine Gaben beſſer auszuſpenden, als ich in meiner ſtolzen Einfalt meynte.

Nur gar zu richtig war, was ich mit jeder Stunde, mit jeder neuen Nachricht, die ich von meinem Liebling erhielt, immer mehr beſorgte. An dem nehmlichen Tage, da der Himmel mein ungeſtümes Gebet im Zorn erhörte, hatte der Mann, der ſich Reichthum wünſchte, um wohlzuthun, zwölf ſtarke Goldbarren in ſeiner Werkſtatt gefunden, und er hatte den Anfang zu Erfüllung des guten Vorſatzes damit gemacht, daß heute ſeine Tiſchgänger zum erſtenmahl ſeine Wohnung verſchloſſen fanden. Er konnte nicht anders; er mußte ſie einmal hungrig heimgehen laſſen. Das Gold, über das er nicht ſehr nachforſchte, wie es zu ihm gekommen seyn möchte, mußte ja erſt probirt, und als man es ächt befand, klüglich angelegt werden, um durch ſchnellen Reichthum keine ſeltſamen Muthmaſſungen zu erregen. Auf dieſes Geſchäft folgten weitläuftige Plane, und dieſen die Ausführung; ſo, daß der gute Mann, der Armen, die freylich hier die Hauptrolle hätten ſpielen ſollen, darüber gänzlich vergaß, und endlich ſein Haus verſchloß, in andre Länder zu gehen, ohne nur die geringſte Verſü-

gung für ſeine alten Pflegbefohlnen getroffen zu haben, die nun ruhig darben konnten.

Ich fand ihn zu Rom in dem größten Glanze eines päbſtlichen Lieblings, aber von ſeiner Wohlthätigkeit wußte hier niemand etwas zu ſagen; dagegen erſchallte Stadt und Land von dem Ruf ſeines Wohllebens und ſeiner Verſchwendung.

Der fromme Zweifler, der es ehemals für bedenklich hielt, durch den Genuß einiger Früchte ſeinen Tiſch ſchmackhafter zu machen, als die Tafel der Armen, nährte ſich jetzt kühnlich von der Unterdrückten Schweiß und Blut, und der, welcher verſprach, ein Vater der Waiſen zu werden, baute ſein Haus auf geraubtes Mündelgut.

Das Vermögen, das ihm der Himmel durch mein Gebet geſchenkt hatte, war bey weitem nicht genug, ihn in ſeinen Ausſchweifungen zu unterſtützen, er mußte andre Mittel erſinnen, ſich auf dem verderblichen Wege mit glänzendem Anſtand zu erhalten, auf welchen ich ihn mit den vom Himmel ertrotzten Gütern geleitet hatte.

Es iſt unmöglich, daß er der auf einmal geworden ſeyn konnte, als den ich ihn fand; ſein Verderben ging wahrſcheinlich durch eine ſchnelle Stufenfolge; — Wie? das weiß

ich nicht! Wer mag dem Laſter in ſeinen grauenvollen Schlupfwinkeln nachſpüren!

Ich dachte etwas über dieſen Unglücklichen durch meine Erſcheinung zu vermögen. Ich hatte Spuren, daß er mich, als ich ihm einſt auf einer prächtigen Kavalkade, die er mit ſeinen Schmeichlern hielt, entgegen trat, augenblicklich erkannte; aber er verſchloß die Augen gutwillig vor dem Zeugen ſeiner ehemahligen Armuth und Tugend, und als ich zudringlich ward, und ihn einſt würklich in der Einſamkeit zu finden, und mit Worten des Geſetzes zu erſchüttern wußte, da half er ſich noch beſſer.

In den Stunden liebevoller Vertraulichkeit hatte ich ihm einſt meine ganze Geſchichte entdeckt; er durfte ja dem heiligen Vater nur meinen Namen nennen; ſo war ich verloren. Die Strahlen des Bannes wurden aufs neue wider mich vom päbſtlichen Throne herabgeſchleudert. Jedermann deutete mit Fingern auf mich, als einen durchächteten Mörder, und der arme hundertjährige Greis, der dem Grabe entgegen ſchmachtete, mußte wegen Verbrechen, die der Himmel längſt vergeben hatte, noch einmahl vor Menſchen flüchtig werden.

Wollte Gott, dies wär meine einige Strafe geweſen! — aber die Foltern meines Gewiſ-

ſens!! — So hatte ich alſo nun nicht allein die Zerſtörung eines menſchlichen Lebens, hatte auch das Verderben einer Seele auf mir, die ich dem Himmel geraubt hatte, ſie den Weg der Tugend ging, und die ich auf den Weg des Laſters leitete!

Mir war auferlegt worden, für den ſchlimmen Ausgang meines thörigten Gebets zu haften; wie weit das möglich iſt, gehört in die Caſuiſtick einer andern Welt. Meine Geſchichte hüllt ſich hier in Dunkel; ſie dauerte ohnedem ſchon zu lang, und ich muß ſie beſchlieſſen.

Nur noch ſo viel: mir iſt die Ruhe verſagt, bis auf den groſſen Tag, der alles zur Ruhe bringt. Doch mein Geſchäft auf der Oberwelt iſt lieblich, iſt dasjenige, das ich von jeher gern übte. Der Arme, der Unglückliche, der verirrte, heimlichen Gefahren ausgeſetzte Wanderer, ſind meiner Hut empfohlen; auch ihr ſeyd es, kommt eilig herein in die ſichere Höle! Siehe der Mond iſt herauf, hier iſt nicht gut länger zu weilen.

Bey dieſen Worten faßte der Alte ſeine beyden Gefärthen mit ſtarkem Arm, und zog ſie, ſo dünkte es ihnen, ihm nach in den Fels hinein, an deſſen Rücken ſie geſeſſen hatten. Eine augenblickliche Betäubung überfiel ſie. Als ſie ſich erholten, fanden ſie ſich auf einer reinlichen mit weichem Moos belegten Stelle, die der von oben

hereinfallende Mondſtrahl hinlänglich erleuchtete, um ihnen zu zeigen, daß ſie allein waren. Sie ſahen einander an, und jeder hatte ſeine Muthmaſſung, die keiner dem andern zu entdecken wagte, und die durch das, was ihre Ohren vernahmen, noch vermehrt ward. Jenſeit ihrer Freyſtatt, tobten die wüthenden Nornen, die eben vorüberzogen. Wie Donnergebrüll, wie Meeresungeſtüm rauſchte es drauſſen einher, daß vor dem gellenden Getön unter ihnen die Erde erzitterte. Der Schauer über das, was ſie vernahmen, das Gefühl ihrer Sicherheit, und ihre Gedanken über den, der ihnen dieſelbe gewährt hatte, miſchten ſich am Ende ſo wunderlich durch einander, daß ihnen all' ihre Beſonnenheit verging, und ſich in ein dumpfes Hinbrüten verwandelte, welches gegen den Morgen in ſanften Schlummer überging. Sie erwachten, geſtärkt, und würden alles für einen Traum gehalten haben, hätte ſie nicht der Ort, wo ſie ſich befanden, eines andern überführt.

Die Sonne, die ſie jetzt eben ſo hell umleuchtete, als Nachts vorher der Mond, zeigte ihnen, daß ſie ſich in einer engen Berghöle befanden, deren Eingang ihren Augen verborgen war. Die Oefnung im hohen Felsgewölbe, eine dreyfache Tannenhöhe über ihnen, konnte ſie weder hereingelaſſen haben, noch ihnen den Ausgang

bahnen. Daß, und durch wen ſie hereingeführt wurden, erinnerten ſie ſich; aber wie? das war für ſie ein ſo ſchreckliches Geheimniß, als das Mittel wie ſie wieder hervorgehen ſollten.

Bertold von Aurich, der klügſte unter beyden, fand gegen den Mittag endlich in einem Winkel eine abwärtsführende Schlucht, die ſie, als ſie ſich hinein wagten, in weniger als einer halben Stunde wieder zu Tage förderte. Sie traten den Weg nach Erfurt von neuem an, aber freylich von einer ganz andern Seite, und wagten es erſt, nachdem die Luft unter Gottes freyem Himmel, und die helle Mittagsſonne jeden Eindruck des ſchauervollen Abentheuers vertrieben hatte, ſich gegen einander über daſſelbe zu erklären.

Es war der treue Eckard, der uns rettete, ſagte der Ruſtringer. Es war der Tonhäuſer, ſetzte Bertold von Aurich hinzu, der zu unſerer Väter Zeiten verloren ging, und von dem ſie uns ſo viel glaubliches und unglaubliches erzählt haben, das wir in ſeiner, uns nur gar zu wohl bekannten Geſchichte, beſtättigt fanden.

Als ſie gen Erfurt kamen, ſchwiegen ſie nicht von dem was ſie erfahren hatten, und von der Zeit an, geſellte ſich zu den unzähligen Sagen von dem treuen Eckard, auch dieſe, daß er und der unglückliche Müller von Eiſenbüttel, ſonſt

auch der Tonhäuſer genannt, eine, und die nem-
liche Perſon wären.

Einige waren aber auch, die hattens ihren Spott, ſie waren arge Mährchenfeinde, und ſagten: Ihr Thoren! wenn euch ein weißbärtiger Greis eine Nachtherberge anweiſt, ſo träumet ihr gleich vom treuen Eckard! Das wüthende Heer, das ihr drauſſen zu vernehmen vermeintet, war nichts anders, als der Heerszug des geſtrengen Ritters von Ruſtenberg, der auf gute Beute ausging, oder mit ſolcher auf ſein Raubſchloß heimfuhr. Er lauert gern den wandernden Kaufleuten auf. Eure Karren ſind ihm von einem alten Bauern gewarnt, glücklich entgangen; ihr findet ſie in der Herberge zum goldnen Löwen.

Erl-

Erlkönigs Tochter.

An der öſtlichen Küſte von Seeland lag vor Alters eine große Stadt, welche in der Folge das Schickſal von Carthago und Perſepolis erfuhr, die uns nur noch an ihren Ruinen, an ihre ehmahlige Herrlichkeit erinnern, ja die Zeit iſt ihr noch übler mitgefahren als jenen, denn ihre Stätte iſt nicht mehr kenntlich, und ſelbſt ihren Namen hat die Sage vergeſſen; wir wollen ſie, weil doch jedes Ding ſeinen Namen haben muß, nach dem alten Namen des Ganzen, deſſen Zierde ſie war, Siölund *) nennen, und es dem Leſer freyſtellen, nach dem, was ſich aus Nebenumſtänden ergeben möchte, ihre Lage etwas genauer zu beſtimmen.

Unſer Siölund war eine gewaltige Handelsſtadt, deren Kaufleute Fürſten waren, das Meer zollte ihnen ſeine Reichthümer, und die Geſchäfte, die ſie machten, erſtreckten ſich in die entfernteſten Gegenden der damahls bekannten Welt. Doch konnte ſich keiner dieſer wichtigen Männer mit Hinrichen von Röſchild meſſen, der ſich ſeit ohngefehr zwanzig Jahren hier niedergelaſſen hatte, und an Größe, Reichthum und Stolz alles übertraf, was ſich nur von kaufmänniſcher Herrlichkeit denken läßt.

*) Siölund. Wald des Meers.

Hinrich hatte einen Sohn, den er Hiolm nannte, er dachte nicht, ihn die Schätze, die er ihm erworben hatte, müßig genießen zu laſſen, ſondern er hielt ihn frühzeitig zu Geſchäften an, und da er noch ſehr jung war, und folglich nichts großes unter die Hände bekommen konnte, ſo war auch das kleinſte nicht, dem er ſich nicht unterziehen mußte.

Hinrich von Röſchild hatte auf einer benachbarten Inſel, die noch bis auf den heutigen Tag unter dem Namen der Erleninſel bekannt iſt, ein großes Waarenlager, über deſſen ſonderbar gewählte Stätte ſich mehrere verwunderten. Welch ein Einfall, Schätze von nicht kleinen Werth einer unbewohnten Inſel anzuvertrauen, wo die Seeräuber, die dieſe Küſte nicht ſelten beunruhigten, bequemlich landen und freye Beute machen konnten! Aber die Stelle, worauf das Waarenhaus gelegen war, war Hinrichs erkauftes Eigenthum, und niemand hatte darein zu reden, auch landeten die Seeräuber nicht und machten freye Beute; die Kaufmannsgüter waren hingeſtellt unter Gottes Geleit, der Grund war heiliges Land, niemand durfte ſie antaſten.

Hiolm beſuchte die Erleninſel in Geſchäften ſeines Vaters ſehr oft. Bald Vermehrung bald Verminderung des daſigen Vorraths, bald Unterhaltung der eigenſinnigſten Ordnung unter dem

ſelben zog ihn dahin, daher kam es, daß er auf derſelben faſt ſo bekannt ward, als in dem väterlichen Hauſe, welches auch ſehr leicht möglich war, denn dieſes Eyland iſt klein, kaum einer Meile groß in die Länge und Breite, ein mäßiger Spaziergang für einen Knaben wie der rüſtige Hiolm, ſie zu umgehen.

Eines Tages fuhr der junge Menſch nach Gewohnheit in Begleitung eines alten Dieners hinüber, ſeine diesmahligen Geſchäfte zu treiben. Man ſtieg ans Land, der erſte Anblick, der ſich den Augen der Ankömmlinge darbot, war ein entſeelter menſchlicher Körper.

Dies erregte Verwunderung, beſonders bey Hiolm. Spuren, daß menſchliche Weſen hier zu Zeiten weilten, hatte er bey ſeinen Wanderungen wohl oft entdeckt, aber nie einen der unbekannten Bewohner oder Abtrittsgäſte der Erlinſel geſehen; und nun einen Toden? — Bedaurend hing er über ihn, er nahm ihn für einen Ermordeten, und hielt ihm eine lange Nänie, die ſeinem Herzen Ehre machte.

Doch man mußte die Todtenklage bey ſeite ſetzen und an die Arbeit gehen. Sie nahm den ganzen Tag hin, und als man des Abends wieder zur Rückkehr in den Kahn ſteigen wollte, war

es wieder der entſeelte Körper, der die Aufmerkſamkeit des Jünglings auf ſich zog.

Es iſt Schande, ſagte er zu ſeinem Begleiter, es iſt Grauſamkeit, die Ueberbleibſel eines menſchlichen Geſchöpfs hier an der Sonne verweſen zu laſſen; wir wollen eine Grube machen und den Leichnam einſcharren.

Herr, antwortete der Diener, ich rieth, wir befaßten uns nicht mit Dingen, die uns nicht angehen; die Nacht bricht ein, und wir haben Zeit, unſern Nachen zu erreichen. — Hiolm gehorchte dem alten Mann, aber er konnte nicht unterlaſſen, als ſie im Glanz des Abendroths dahin ſchiften, ihn zu fragen, warum er dem Leichnam die Wohlthat der Beerdigung nicht gönnen wollte? Eure Jugend und Unerfahrenheit, erwiederte dieſer, macht Euch bereitwilliger, Wohlthaten zu erzeigen als es rathſam iſt. Ich misgönne die Hand voll Erde, die unſer aller letzte Mitgabe iſt, keinem meiner Mitgeſchöpfe, aber jener Leichnam ſah mir zu verdächtig aus, als daß ich mich viel mit ihm hätte abgeben mögen. Ihr ſollt wiſſen, mitten unter uns wohnt ein Geiſtergeſchlecht, mit eben der Hülle bekleidet, die wir tragen, und aus wenig Abzeichen von dem würklichen Menſchen zu unterſcheiden, aber ſie ſind nur unſere Halbbrüder, mächtiger als wir, und meiſtens bösartig; unter den tauſend Sonderbar-

keiten, die ſie an ſich haben, iſt auch dieſe, daß ſie zwar dem Tode unterworfen ſind wie wir, aber wenn ihre entſeelten Ueberbleibſel zeitig genug, ehe die Verweſung ihren Zahn angeſetzt hat, mit Erde bedeckt oder ins Waſſer verſenkt werden, ſo beſeelen ſie ſich wieder und beginnen einen Lebenslauf von neuem, der gewöhnlich mehrere Jahrhunderte in ſich begreift. Ob jener Leichnam in dieſe Klaſſe gehörte, weiß ich nicht, genug ich hätte Euch nicht rathen wollen, Hand an ihn zu legen, es hätte Euch ſonſt ergehen können, wie jenem Fiſcher.

Hiolm fragte, wie es jenem Fiſcher erging, und bekam ein Märchen zu hören, faſt des Inhalts, wie die arabiſche Erzählung von dem Geiſte, der ſeinem Retter aus dem Abgrund des Meeres, übel lohnte. — Hiolm hatte dieſelbe entweder ſchon ſo oft gehört als unſere Leſer, oder er war überhaupt kein Freund von dergleichen Sagen; gnug er beachtete ſie nicht, und noch weniger die draus gezogene Moral: daß man niemand Gutes thun müſſe, welchen man nicht genau kenne, ob er auch mit Undank lohnen werde.

Wär es Trieb, eine Pflicht der Menſchlichkeit zu üben, wär es Vorwitz, oder jugendlicher Starrſinn, der ſich gerade zu dem Verbotenen hinneigt, gnug, Hiolm faßte noch, indem ſein

Gefärthe perorirte, den Entſchluß, ſobald er könne, allein nach der Inſel zu ſchiffen, und den Leichnam, der ſeine Theilnahme ſo ſtark erregt hatte, weil er ihm keine andere Wohlthat mehr erzeigen konnte, wenigſtens ein Grab zu gewähren.

Es glückte ihm gleich des andern Tages. Es gab neue Geſchäfte auf der Erleninſel, der gewöhnliche Begleiter ward durch ſchnelle Krankheit abgehalten, und Hiolm reiſte allein. Um ungeſtört das Werk, das ihm in Sinne lag, vollbringen zu können, unternahm er es, den Nachen mit eigener Hand zu regieren. Spaden und Schaufel wurden nicht vergeſſen, und zu dem Todengräbergeräth legte er noch einen Schößling von einem Roſenſtrauch — damahls noch eine Seltenheit für den daſigen Himmelsſtrich — welcher auf das Grab gepflanzt werden ſollte, weil er eine andere Art von Monument über der Aſche des Entſeelten zu errichten, nicht im Stande war.

Die Sache beſchäftigte ſeine junge phantaſiereiche Seele ganz, er wußte nicht, was ihn für dieſelbe ſo einnahm, vielleicht wars blos das Neue und Sonderbare, verbunden mit dem Reiz, den die Einwendungen des Alten hinzugethan hatten.

Unter tauſenderley Gedanken ſtieß ſein Fahrzeug ab und ſchwamm ans genſeitige Ufer. Die tode Einſamkeit der Erleninſel nahm ihn auf, das was einem andern Schauer gemacht haben würde, erregte in ihm bloß eine gewiſſe ernſte feyerliche Empfindung, die für ihn mit unnennbarem Wohlbehagen verknüpft war, kurz Hiolm befand ſich noch in jenem glücklichen Alter, wo wir alles, was uns begegnet, in Freude verkehren und ſelbſt unter Gräbern Blumen zu finden wiſſen.

Es war keine kleine Arbeit, deren ſich der junge Menſch unterzogen hatte. Er hatte vor kurzem erſt das zwölfte Jahr zurückgelegt, ſeine Arme waren noch ſchwach und beſonders in dergleichen Geſchäften ungeübt; doch endlich kam das ſchwere Werk zu Stande. Im Schatten einer Gruppe der Bäume, von welchen die Inſel den Namen hatte, ruhte der Leichnam, der Roſenſtrauch war zu ſeinen Häupten eingeſenkt, und der junge Todtengräber ging mit ſeinem: *Sit tibi terra laevis!* das jede Völkerſchaft ihren Begrabenen in ihrer Mundart nachzurufen pflegt, davon. Dieſer fromme Wunſch konnte hier dem Wortverſtand nach zutreffen, denn kaum einer Ellen hohe Erde deckte den Leichnam; Hiolms Arme waren zu ſchwach geweſen, dem Grabe ſeine gehörige Tiefe zu geben.

Die anderweitigen Geſchäfte auf der Inſel wurden darauf eilig beſorgt, bey der Rückkehr nach dem Fahrzeug, noch einige wohlgefällige Blicke auf das Monument geworfen, Schaufel und Spaden, als nunmehr unnütze Reiſegefährthen ins Meer verſenkt, und die Heimreiſe ſo glücklich geendet als die Ueberkunft.

Der junge Menſch hatte jetzt gethan, wozu ihn ſein wohlthätiger Hang oder ein kindiſcher Einfall geneigt machte, und nun dachte er nicht mehr an die Sache. Aber in der dritten Nacht zeigte es ſich, daß dieſelbe bey den anderweitigen Intereſſenten nicht ſo vergeſſen war als bey ihm. Er lag und ſchlummerte, da dünkte ihn, eine Hand rührte ihn an und weckte ihn aus dem Schlaf. Er richtete ſich auf; eine Geſtalt ſtand vor ihm, ſeinen Augen nicht ganz unbekannt; doch vermochte ſeine Erinnerungskraft nicht, ſie ſogleich an den rechten Ort zu ſtellen. Ein augenblickliches Schrecken überfiel ihn, das aber bald in ruhigere Empfindungen überging.

O du, rief das Weſen, das er nicht zu benennen wußte, o du, der mir mit einer Hand voll Erde eine Wohlthat erzeigte, die ich dir mit Königreichen nicht zu vergelten wüßte, wie ſoll ich dir lohnen? — Was lohnt dem Jüngling an den Gränzen der Kindheit, der noch faſt keinen andern Genuß kennt, als frohe Augenweide? —

Nimm, was dich jetzt ergötzen kann, und rechne in der Folge auf mehreres. Verſäume nicht in den Nächten, da der Mond voll wird, die Erleninſel einſam zu beſuchen, ſo wirſt du das ſchönſte Schauſpiel ſehen, welches je deine Augen erblickten.

Hiolm war zu leichtſinnig, dieſen Traum zu beachten, wahrſcheinlich vergaß er ihn, und würde vielleicht nie wieder an denſelben gedacht oder ſeiner Weiſung gehorcht haben, hätte nicht der Zufall dabey das ſeinige gethan.

Der Fiſchfang an den Küſten von Siolund war ein beträchtlicher Erwerbszweig für die Bewohner. Arme und Reiche erndeten Gold von den Gaben des Meers, die es ihnen zu gewiſſen Jahrszeiten aus den entfernten Norden herüber ſchickte; doch das was die Unbemittelten blos als Gelegenheit annahmen, Brod zu gewinnen, das machten die Begüterten zur Veranlaſſung glänzender Feſte.

Viele von ihnen hatten Landhäuſer, an deren Mauren die See ſpülte, zahlreiche Geſellſchaften verſammelten ſich denn in den zierlichen Villas, und nachdem man ſich den Tag über, mit Zeitvertreiben beluſtigt hatte, die damahls mode ſeyn mochten, und von welchen wir freylich nach ſo manchem verfloſſenen Jahrhunderte nicht einmahl etwas ahnden können, ſo ergötzte man ſich

am Abend auf kleinen zierlichen Gondeln, den Seegen des Meers einſammlen zu ſehen, der ſich, beſonders in den hellen Vollmondsnächten, hier unglaublich anhäufte.

Hinrich von Röſchild, Hiolms Vater, der bey allem, was von Größe und Reichthum zeigte, an der Spitze ſtand, zeichnete ſich auch hier aus; er feyerte das ſogenannte Fiſcherfeſt mit einem Glanz, den man nur in ſeinem Hauſe erblickte. Er machte ein Mahl wie eines Königsmahl, und dachte nicht, daß dieſer Tag beſtimmt war, ihn um das Liebſte zu bringen, das er auf Erden hatte. Im Buch der Sterne ſtand geſchrieben: Wenn Hiolm, Hinrichs Sohn, das Meer zum dreyzehntenmal mit den ſilbernen Heeren Nordens bedeckt ſieht, ſo finde er in den Wellen ſein Grab; dafern nicht eine übermenſchliche Macht in die Räder des Schickſals greift, und das zum irdiſchen Leben erhält, was die Unſterblichen gern frühzeitig in ihrem Kreiſe glänzen ſehen.

Hiolm, ein feuriger Jüngling, der bey jeder Luſt mit ganzer voller Seele war, und keine Gefahr ſcheute, wo ihm doppelter Genuß zu winken ſchien, wagte ſich in jener Nacht des rauſchenden Vergnügens, zu weit in die See, während auf den Gondeln und in dem erleuchteten Saal ſeines Vaters, die güldnen Becher fleißig

aufs Wohlergehen des Hauſes geleert wurden, das dieſes königliche Feſt gab, faßte ein Wirbelwind die Gondel, welche die ganze Hoffnung dieſes Hauſes, den jungen Hiolm enthielt, und ſchleuderte ſie weiter hinaus, als das Auge reichte, und weiter, als ihm die leichte Gruppe von Nachen, die ihn umgab, zu ſeiner Rettung folgen konnte; auch mißte man ihn nicht einmahl, und ſein Fahrzeug, gegen die Gewalt des Windes von ſeinen kindiſchen Armen nur ſchwach vertheidigt, war ſchon vom Abgrund des Meers verſchlungen, als allererſt Nachfrage geſchahe, wo der kühne Schiffer geblieben ſeyn möchte?

Hiolm hätte das Schickſal ſeines Nachens gehabt und wäre in dem unerſättlichen Schlund der See begraben worden, wenn nicht in dieſem Augenblick ein übermenſchliches Weſen, das ſich für ihn intereſſirte, alter Verbindlichkeiten eingedenk, ſein Retter geworden wär. Der junge Menſch empfand kaum die Kälte des Waſſers, als er ſich auch ſchon wie auf ſanften Fittigen des Windes empor getragen und an ein Ufer geführt fühlte, das ihm nur in der erſten Beſtürzung unbekannt ſeyn konnte, das er aber, ſo bald er ſich ein wenig erholte, augenblicklich für die Erleninſel erkannte.

Er ſah ſich, als Schrecken und Betäubung völlig verſchwunden waren, nah am Ufer des

Meers, zwiſchen dem Erlengebüſch auf dem Grabmahl, das er vor einigen Monaten dem Unbekannten errichtet hatte, der Roſenſtrauch, der, durch Geiſterhand gepflegt, wohl beklieben war, blühte ſchon und umhüllte ſeinen erſten Pflanzer mit Wohlgeruch. Süß und ſtärkend war der Duft, der ihn umwehte, aber was vergleicht ſich mit ſeinem Entzücken, als er die Augen öfnete, und Dinge um ſich her wahrnahm, wie ſie noch kein Sterblicher, der ein Fremdling im Feenlande iſt, jemahls erblickte.

Die ganze Inſel ſchwamm in einem wundervollen Lichte. Nicht das Licht des Mondes war es, der hier leuchtete, oder war es dieſer Planet, aus welchem dieſer unausſprechlich ſanfte Schimmer ausfloß, ſo mußte er auf dieſen kleinen Bezirk ſeine ausgeſuchteſten Strahlen ſtreuen, um allem was derſelbe enthielt, einen namenloſen Zauberreiz zu geben. Hiolm ſtand und ſaß in Anſchauen verloren. War die Beleuchtung dieſes Orts ſo entzückend, was ſollte man erſt von den Gegenſtänden ſagen, die ſie ſichtbar machte. Die Landſchaft rund umher war belebt, überirdiſche Geſtalten bewegten ſich nah und fern in abgemeſſenen Schweben. Die Jugend des Himmels ſchien hier zum Tanze aufgeführt zu werden; ein ſanfter Laut, vielleicht mehr das melodiſche Schwirren der leuchtenden Inſecten, die

die Scene verſchönerten, als Muſik, beſeelte den labyrinthiſchen Ringelreihen, der ſich in tauſend verwickelten Touren durch einander wand, und denn auf einmahl in irgend eine ſchöne einfache Form aufgelöſt, den Schauplaz umzog. Es war ein Schauſpiel, an dem das Auge des glücklichen Schauers ſich nie ſatt ſah, das das Gedächtniß gern treulich aufbewahren, der Mund treulich nacherzählen wollte, aber vergebens; wie vermag der Mund des Sterblichen überirdiſche Dinge zu ſchildern.

Hiolm fühlte ſich nie ſo ſelig als in dieſen Augenblicken; am Ende verwickelten ſich die zauberiſchen Bilder, die er ſah, in ein großes glänzendes Ganzes, die Gedanken vergingen ihm und er entſchlief. Als er erwachte, war es Tag, er ging ans Ufer des Meers, dachte an den Zufall, der ihn herüber brachte, an die Angſt ſeines Vaters um ihn, an die Unmöglichkeit auf dieſem Eylande lang ſein Leben zu erhalten, und wünſchte ſich, ungeachtet der unnennbaren Freuden, die er dieſe Nacht genoſſen hatte, hinüber in den Kreis ſeiner Lieben, die um ihn trauerten; doch vergebens, drey Tage mußte er hier verharren, ehe ſich Hoffnung zur Erlöſung zeigte. Er nährte ſich in dieſer Zeit von den Früchten eines Baums, den er zuvor auf ſeinen Wanderungen durch die Inſel nie geſehen hatte, und des Nachts

ergötzte ihn noch zweymahl der himmliſche Auftritt, den er ſchon einmahl geſehen hatte; doch war er in der zweyten Nacht ſchon minder glänzend als zuvor, und in der letzten fehlte er gar, denn der Mond war nicht mehr voll, und ſo wie ſich ſeine eine Hälfte in Schatten verlor, ſo ſchienen auch die wundervollen Gegenſtände, die er hier beleuchtete, ſich in unweſentliche Schatten zu verwandeln; ſo daß Hiolm endlich gar nichts mehr von ſeiner nächtlichen Augenweide überbehielt, und ſich nun auf der Erleninſel wahrhaftig einſam fühlte.

Hinrich von Röſchild vertrauerte indeſſen ſeine Tage um den verlornen Sohn. Der Tag nach dem Fiſcherfeſte hatte ihm ſeinen Verluſt kund gemacht. Im Gewühl der Freude war Hiolm nicht vermißt geworden, nun aber vermißte man ihn mit Entſetzen, und konnte ſich aus verſchiedenen Umſtänden die Rechnung machen, ihn auf ewig verloren zu haben. Das Meer warf die Trümmern des Nachens aus, auf welchem er ſich dem untreuen Element anvertraut hatte; was ſollte man denken, das aus ihm geworden ſey? — Doch man beruhigt ſich beym Verluſt eines koſtbaren Guts erſt ſpät bey der Unmöglichkeit der Wiedererlangung, man ſucht und forſcht, wenn uns auch die Vernunft ſagt, daß dieſes Suchen und Forſchen Thorheit

Iſt, man will wenigſtens noch einige Augenblicke Hoffnung nähren, ehe man ſich der vollen Verzweiflung ergiebt; ſo ging es auch hier. Hiolms Vater ſah die Unwahrſcheinlichkeit von der Rettung ſeines Sohns, gleichwohl beredete er ſich vom Gegentheil. Er kann auf irgend eine Inſel geworfen, an irgend einer Küſte geborgen worden ſeyn, rief er, man muß ihn ſuchen. Sogleich bedeckte ſich die See mit Nachen, man durchſpähte jede Nachbarinſel, und es war freylich zu verwundern, daß man erſt zuletzt auf die Erleninſel kam, wo ſich der Verlorne nun vier Tage lang enthalten hatte.

Man brachte ihn zurück in die Arme des Vaters. Die Freude des Wiederſehns zu ſchildern gehört nicht in unſern Plan, und wir gehen weiter. Hiolm ward von dem Tage an, der ihn ſeinem Vater wieder gab, ſtill und nachdenkend. Was er auf dem Eylande geſehen hatte, ſagte er niemand, aber er vergaß es auch nicht. Gegen den Schimmer, gegen das Farbenſpiel, das er dort erblickte, kam ihm alles was ihm hier umgab, alltäglich und elend vor. Sein Auge ſchmachtete nach neuer Weide, ſehnend ſah er Tag und Nacht nach der Erleninſel aus, er fand ſogar Mittel einſt daſelbſt zu übernachten, aber — er ſahe nichts, und da ihn ſeine Erfahrung ſchon zum Denker gemacht

hatte, ſo dachte er an ſeinen ehemahls gehabten Traum, an die in demſelben verſprochene Augenweide, an die Vollmondsnächte, und kam endlich dahin, ſich die Zeit ganz richtig auszurechnen, wo er wieder erblicken könnte, was er ehemahls ſah.

War er erſt hierinn mit ſich einig, ſo hatte das übrige keine Schwierigkeit. Sobald der Mond ſich völlig rundete, lag ein Nachen in einer verborgenen Bucht bereit, Hiolm fuhr des Nachts heimlich hinüber in ſein zauberiſches Eyland, ſah wieder was er für das einige Sehenswürdige auf dieſem Erdenrund hielt, und ſchiffte befriedigt, ehe der Morgen graute, nach Siölund zurück.

Gern hätte er die Pilgerfarth in den nächſten Nächten wiederholt, aber er wußte, daß die Schönheit des Schauſpiels ſich mit jeder Veränderung der Mondsſcheibe minderte, er fürchtete durch öftere Abweſenheit Verdacht zu erregen, und faßte den Entſchluß, nur alle Monate einmahl ſich das Vergnügen zu gewähren, dem ſeines Erachtens, keins auf Erden beykam.

Dieſes trieb er ein ganzes Jahr, und o wie trauerte er, wenn umwölkter Himmel, rauhe Witterung, ſtrenge Aufſicht, oder andere Hinderniſſe ihm einmahl um ſeine kindiſche Freude brachten! — Er dachte an nichts anders als an das Entzücken, das uns in dieſen Jahren der Anblick

bun=

bunter Farben und ſchöner Formen gewährt, es fiel ihm nicht ein, daß man hier etwas anders könne als ſehen, und wenn ihm zuweilen einmahl in dem Anſchauen der Tänze dieſer Aethergeſtalten, in den Sinn kam, es müſſe Seligkeit ſeyn, ſich in ihre Kreiſe zu miſchen, ſo hielt ihn allemahl ein kleiner Schauer zurück, und er blieb ruhig auf dem Grabe unter dem Roſenſtrauche, welches allemahl ſein gewählter Standort war.

Hinrich von Röſchild fand nach der Zeit, daß ſein Sohn Hiolm ein Träumer war, der bey herannahenden Jünglingsjahren wenig Hoffnung machte, das zu werden, was er als munterer feuriger Knabe verſprochen hatte. Unter dreiſſig Tagen des Monats war kaum einer, da man an ihm den alten Frohſinn bemerkte; ſein Fleiß und ſeine Betriebſamkeit, von welcher ſich ſchon in der Kindheit ſo ſchöne Spuren zeigten, hatten einem düſtern trägen Weſen Platz gemacht, das dem Vater äußerſt misfiel. Nur in den Geſchäften, die auf der Erleninſel zu verrichten waren, zeigte Hiolm den alten Eifer; er war gern daſelbſt, um, wenn er auch das nicht ſah, was er immer zu ſehen wünſchte, doch wenigſtens auf dem Schauplatz der herrlichen Scenen, das Vergnügen der Vollmondsnächte zu feyern. So würde er ſein ganzes Leben fortgeträumt haben,

hätte man ihn nicht mit Gewalt aus ſeinem Taumel geriſſen.

Der Vater des verwahrloſten jungen Menſchen, entſchloß ſich auf Anrathen ſeiner Freunde, ihn nicht länger in Siölund zu laſſen, wo alles ſeine Trägheit und ſeine Träumereyen zu begünſtigen ſchien. Er ſchickte ihn nach Röſchild oder Röſkild ſeiner Vaterſtadt, die in den damahligen Zeiten das Haupt aller nordiſchen Handelsſtädte war, und noch den Vorrang von Siölund behauptete. König Harald Blantaand, der damahls regierte, hielt ſie für den ſchönſten Schmuck ſeiner Krone, und hatte viel zu ihrer Verſchönerung gethan, er reſidirte den größten Theil des Jahres daſelbſt, und hatte ſich auf die Trümmern eines alten Schloſſes, das noch König Roe bewohnt haben ſollte, einen Pallaſt gebaut, der in den damahligen Zeiten ſeines gleichen ſuchte. — —

Was Hinrich von der Veränderung des Orts gehoft hatte, das geſchahe. Hiolm trauerte eine Zeitlang über den Abſchied von der geliebten Nachbarinſel, ſuchte denn ſich zu betäuben, ſich an andere minder glänzende Gegenſtände zu gewöhnen, als die, welche er auf dem zauberiſchen Eylande geſehen hatte; fand einigen Erſatz an den Schauſpielen von Haralds prächtigen Hofe, und zuletzt Beruhigung in den Geſchäften.

Er trieb ſie mit Ernſt, aber keinen rechten Geſchmack konnte er ihnen nicht abgewinnen; es war, als wär ihm das unaufhörliche Jagen nach Erwerb und Vortheil zu klein, als ſchlüg in ſeinem Buſen Trieb zu höhern Thaten; Held, Krieger, Retter oder Beglücker ganzer Völkerſchaften zu ſeyn, dies wär ſo das Loos geweſen, das er ſich gewünſcht hätte, und die erſte Gelegenheit einen Schritt aufwärts nach dieſer Sphäre zu thun, ward nicht verſäumt.

Die Küſte von Seeland wurde damahls ſehr von Seeräubern beunruhigt. Hiolms Vater hatte beträchtliche Verluſte erlitten, und der Entſchluß unter den Rächern der That zu ſeyn, war dem jungen Menſchen nicht zu verdenken. Hiolm äußerte ſeine Wünſche mit ſo viel Feuer, daß Hinrich entzückt war, in ſeinem Sohne die ehemahlige raſche Thätigkeit, die Quelle des vergötterten Reichthums wieder erwachen zu ſehen. Er vergönnte ihm nicht allein einige Streifereyen wider die nordiſchen Korſaren zu thun, ſondern er rüſtete ihm, da der junge Held ſich gar bald auf rühmliche Art auszeichnete, ein eigenes Schiff aus, mit demſelben ſeinem Triebe zu Heldenthaten deſto beſſer nachhängen zu können. Es gilt mir gleich, ſagte er, ob mein Sohn Reichthümer zu erwerben, oder Reichthü-

mer mit dem Schwerd zu ſchätzen weis, er ſey nur thätig, und ich bin zufrieden.

Hiolm hatte damahls das achtzehnde Jahr zurückgelegt, ſeine Heldenſtatur und der kühne Muth, der ihn beſeelte, beſtimmten ihn zum Krieger, und die Fortſchritte, die er zu Röſchild in der Schiffskunſt gemacht hatte, gaben ihm die nöthigen Talente des Seemanns. Er that mit dem Schiff, das man ſeinem Kommando anvertraut hatte, die erſte Streiferey wider die Korsaren, und kam mit Beute beladen zurück; die zweyte, und er hatte einen Sieg erfochten, der von großen Einfluß auf das Wohl ſeines Vaterlandes war. Bald darauf hatte er das Glück, nebſt noch einigen Schiffen, die ſich zu ihm geſellten, und ihn einmüthig zum Anführer wählten, einen Streich auszuführen, der alle vorige an Kühnheit und guten Erfolg übertraf, und ſeinen Ruhm weit über die Gränzen der nordlichen Inſeln ausbreitete. Dies entflammte ſeinen Muth noch mehr, und den Feinden der Sicherheit auf der Oſtſee war ein ewiger Krieg angekündigt.

Als es nun endlich dahin kam, daß das ſchädliche Seeräubergeſindel gänzlich von ihm getilgt zu ſeyn ſchien, und man ihn für den gemeinen Retter des Vaterlands halten mußte, da traten die Vornehmſten ſeiner Stadt zuſammen

und rathſchlagten, was dem jungen Helden für eine Ehre zu erzeigen wär.

Reichthum, ſagten ſie, lohnt ihm nicht; ſein Vater iſt reicher, als wir alle. Für andere Dinge hat er kein Gefühl, denn er iſt nicht wie die übrigen Jünglinge ſeines Alters; die Waffen ſind ſein Abgott, die gewöhnlichen Götzen der Jugend kennt er gar nicht. — Als ſie nun ſo über dieſen ſchweren Gegenſtand zu Rathe gingen, da wurden ſie eins, ihm, zum Andenken der dem Vaterland erzeigten Wohlthaten, den Namen Hiolm von Seeland anzutragen, und ihn dadurch auf immer vor ſeinen Zeitverwandten auszuzeichnen. Du biſt, ſagten ſie, der erſtgeborne Sohn der vaterländiſchen Inſel, du haſt die Rechte deiner Mutter mit deinem Blute vertheidiget, ſo iſt es billig, daß du dich auch nach ihrem Namen nenneſt, und durch denſelben jedem, der ihn hört, ſtillſchweigend ſagſt, welch ein Mann du biſt. — Viele Geſchichtforſcher wollen in dieſer Handlung die erſte Spur von Beylegung des Adels finden. Zwar wußte man damahls noch nichts von Adel und Adelſtolz, aber der Keim zu dieſer Erbſünde lag ſchon in manchen Herzen; auch in Hiolms Herzen lag er; ſeine Compatrioten hatten gerade den rechten Gegenſtand gefunden, ihn zu erfreuen und zu lohnen. Der erlangte Ehrentitel entzückte ihn, und das Be-

wußtſeyn, ihn verdient zu haben, entſchuldigte die kleine Eitelkeit, die in dieſer Freude lag. Es war nun einmahl Hiolms Schickſal, ſich an einem glänzenden Nichts zu ergötzen; als Knabe feſſelten ihn die bunten Erſcheinungen der Erleninſel, als Jüngling ein hochtönender Name, und was ihm für ein Spielzeug als Mann aufbehalten war, das wird der Leſer bald erfahren.

Hiolm von Seeland häufte Siege auf Siege, ſein Durſt nach Ehre ward nimmer geſtillt, ſeine Ruhe war das Geräuſch der Waffen, und ſo würde es ſein ganzes Leben hindurch gedauret haben, hätte ihn das Schickſal nicht dem beſtändigen Wirbellauf, der keinen wahren Lebensgenuß ſtatt finden läßt, mit einem einigen Zuge entriſſen.

Einſt gerieth er an einen grönländiſchen Seeräuber, die damahls ſich auf den nördlichen Gewäſſern ſo furchtbar machten, als die Algierer heut zu Tage auf den ſüdlichen. Der Kampf war hart, der Sieg war theuer, aber o wie ſchön die Beute! — Als Hiolm ſeinen Raub muſterte, den er nach Gewohnheit größtentheils unter ſeine Krieger auszutheilen dachte, da fand ſichs, daß er dieſesmahl Koſtbarkeiten enthielt, über deren Verſchenkung man zweymahl Rückſprache mit ſich ſelbſt halten mußte. Zwey junge Sclavinnen wurden Hiolm vorgeſtellt, denen

er zwar, wie er in dieſem Fall zu thun pflegte, gleich die Freyheit hätte ſchenken, und ſie nach dem Orte bringen laſſen ſollen, den ſie ſelbſt gewählt hätten, die aber, ungeachtet ſie den Helden knieend darum flehten, auf Sicht hingewieſen wurden, und vor der Hand in ſeiner Gewalt blieben. Auch wars, als wenn ſie, beſonders die ſchönſte unter beyden, nur das erſtemahl von Herzen um Loslaſſung gefleht hätten, und das andere und drittemahl die Bitte nur wohlſtands halben wiederholten.

Edda, ſagte Hiolm am vierten Tage zu ſeiner ſchönen Gefangenen, du irrſt, wenn du dich in meinen Banden glaubſt; du biſt frey, wie die Luft, die dich umgiebt. Nenne mir das glückliche Land, wo du geboren wardſt, und meine Seegel richten ſich augenblicklich nach dieſer Gegend, und ſollten es die cimmeriſchen Inſeln oder das mittägliche Feuerland ſeyn. Aber, wenn du nun wieder bey den Deinen biſt, wenn nun dieſe Augen dich nicht mehr ſehen, was ſoll denn aus mir werden? O Edda! Edda! welche Gewalt übſt du über mein Herz! Sage, wer biſt du, daß dein erſter Blick mich ſo mächtig hinriß? Du biſt meiner Seele verwandt, ich ſahe dich heute nicht zum erſtenmahl! ſage, wo haben dich dieſe Augen zuerſt erblickt? — Mir iſts, als wenn ich dich mein ganzes

Leben hindurch ruhlos geſucht hätte, und da ich dich nun endlich gefunden habe, ſoll ich dich denn ſo liederlich wieder hingeben, wo du nie wieder mein werden wirſt?

Edda beantwortete dieſe Rede mit einer ſtummen Thräne, die aus ihren ſchönen Augen rollte. Eine zweydeutige Antwort, die Hiolm vielleicht ſelbſt misverſtand, aber bald nahm Edda die Erklärung dieſer Pantomine ſelbſt über ſich, und ſetzte den Helden dadurch in einen Himmel von Freuden.

Hiolm, ſagte ſie nach der damahligen offenherzigen Art der Mädchen. — Ob ich dich zuvor geſehen, ob ich dich geſucht und nun gefunden habe, das weis ich nicht, aber daß mir wohl iſt, unter deiner Hand, daß mir wehe wird, wenn ich ans Scheiden denke, das iſt wahr; auch möchte ich wohl gern bey dir bleiben, wenn ich wüßte, wie ich das mit gewiſſen Dingen zuſammen räumen ſoll, die ich nur weis und du nicht. Hilf mir aus meinem Zweifel, und ich will dir danken!

Deine Zweifel ſind leicht zu löſen, ſagte er, dich drängt vermuthlich die Furcht wider väterlichen Willen mein zu werden, laß uns zu den Deinen ziehen, ich bin Hiolm von Seeland, ich hoffe, kein Fürſt wird mir ſeine Tochter verſagen.

O nein! o nein! ſagte ſie, willſt du mich ſo liederlich dahin geben, wo du mich nie wieder zurückbringen wirſt?

Dieſe Worte legte Hiolm auf unbedingte Einwilligung aus, und da man alſo in der Hauptſache einig war, ſo war ein Bündniß bald geſchloſſen, das in den damahligen Zeiten zwar ſo wohl für die Ewigkeit geknüpft ward als in den unſrigen, das man aber in jenen Tagen der rohen Natur, nie mit großen Ceremonien begleitete.

Als Hiolm des Jaworts ſeiner Geliebten gewiß war, führte er ſie auf das Verdeck des Schiffs, und ſchwur ihr vor dem Angeſicht des Himmels, der ſie gränzenlos umwölbte, und der Sonne, die eben in die weſtlichen Fluthen wie in ein Feuermeer hinabſank, ewige Treue. Thulis, die Geſpielinn der Braut, und Hiolms Schifsvolk, waren Zeugen; erſtere begleitete die ganze Scene mit nachdenklichem Schweigen, aber letztere ließen ein lautes: Es lebe Hiolm von Seeland und Edda ſein Weib! in die Lüfte ertönen, daß von dem lauten Jubelgeſchrey die Wallfiſche aus dem erſten Schlummer auffuhren, und die Meergötter, die grünen Häupter hervorſtreckten, zu ſehen, was es gäbe.

Was haſt du gethan? ſprach Thulis zu ihrer Gefärthinn, als ſie ſich zuerſt mit ihr allein

ſah. Iſt dies ein Bündniß, das deiner Abkunft ziemt? und wie denkſt du es vor einem ſtrengen Richter zu verantworten, den du wohl kennſt, und dem es doch endlich kund werden muß.

O ſchweige, ſchweige! rief Edda, daß nicht irgend ein wandernder Geiſt dich höre und ihm bekannt mache, was er nie ſpät genug erfahren kann. Was Liebe that, kann vielleicht Liebe entſchuldigen!

O Edda! Edda! erwiederte die andre, o du, die ſich zu hoch hielt, Scandinaviens Königinn oder Fürſtinn der Inſel Mona zu werden, was iſt aus dir geworden!

Nicht Neid oder menſchenfeindliche Tadelſucht war es, was aus dem Munde der ſchönen Fremden ſprach, ſondern Liebe für ihre Freundinn Edda; diese wußte bald Mittel ſie mit ihrer Wahl auszuſöhnen, und da Thulis geſtehen mußte, daß Hiolm von Seeland ein Mann ohne Gleichen ſey, deſſen Vorzüge wohl allenfalls eine Meſalliance entſchuldigen konnte, ſo war das vertrauliche Einverſtändniß zwiſchen den beyden Geſpielinnen wieder geſchloſſen, und eine gelobte der andern, in Lieb und Leid, in Noth und Tod bey ihr auszuhalten, und für ſich kein geändertes Schickſal zu wünſchen, wenn die Freundinn mit dem ihrigen zufrieden wär.

Hiolm wußte nichts von dem, was im Rath der Damen vorgegangen war, und wär auch ein Wörtgen davon ihm zu Ohren gekommen, ſo würde er wohl ſo wenig von dieſen Räthſeln verſtanden haben, als wir noch zur Zeit davon verſtehen. Er genoß das Glück, die ſchönſte Perſon von der Welt, die liebevollſte Gattinn ſein Eigenthum zu nennen, ohne verbitternden Zuſatz, und ob ihn gleich allerley Zufälle weit hinaus in die nordlichſten Gewäſſer verſchlagen hatten, wo jetziger Zeit, weil es dort nicht gar lieblich zu ſchiffen iſt, kein Seegel weht, ſo dünkten ihm doch die Mühſeligkeiten, die Edda mit ihm theilte, wie nichts, und die lange Rückreiſe ins Vaterland, durch ihren Umgang verſchönert, ſo kurz, wie die ehemahligen Farthen nach der Erleninſel.

Ach wie oft dachte er jetzt der dort verträumten himmliſchen Stunden! Was damahls ſeiner kindiſchen Seele wie im Schatten vorſchwebte, ſchien ihm jetzt im Arm ſeiner Edda ein weiſſagender Traum, der ſeine Deutung nicht verfehlt. Wie Edda und die Erleninſel zuſammen paßten, wußte er zwar eigentlich nicht, aber ſeine Phantaſie verband gern beyde Ideen mit einander, vielleicht, weil Edda das, was er ihr hierüber ſagte, ſo gut zu verſtehen und zu beantworten wußte; nicht jedermann kann ſich in

ſolche Schwärmereyen finden, und wenn Hiolm zuweilen einem Freunde Winke von dieſen Dingen gegeben hatte, ſo war er nicht ſelten verlacht worden. Seine Freundinn verlachte ihn nicht, und ward ihm dadurch deſto lieber.

Die Eheberedung zwiſchen Hiolm und der ſchönen Edda hatte ſehr wenig Artikel und Bedingungen gehabt, eins war indeſſen doch, das die letzte noch vor der feyerlichen Ablegung des Gelübds, ihrem Verlobten mit vielem Ernſt vorgetragen hatte, und wovon ſie ſich ſchlechterdings nichts hatte abhandeln laſſen.

Der Tag, ſagte ſie, der mich zuerſt in die Sclaverey brachte, aus welcher du mich retteteſt, wird mir ewig unvergeßlich ſeyn, ich habe gelobt, zu ſeinem Andenken allemahl den acht und zwanzigſten jedes Monden mit Beten und Faſten zu feyern. Vier und zwanzig Stunden vor und vier und zwanzig Stunden nach dieſer Zeit, werde ich dir allemahl unſichtbar ſeyn, mich auf mein Zimmer verſchlieſſen, und deine Liebe daraus abnehmen, daß du nie einen Verſuch machſt, mich zu ſtören. Wärſt du im Stande mir hierin Einwendungen zu machen, ſo müßte in dieſem Augenblicke unſer Bündniß gebrochen ſeyn.

Wo iſt der Bräutigam, der unter ſolcher Bedrohung nicht alles eingeht, was ſeine Verlobte fordert? auch Hiolm that es, ob er es

gleich hintennach ſehr bald erwog, daß es hart ſey, auf dieſe Art in jedem Jahr des Anblicks ſeiner Geliebten faſt des zwölften Theils beraubt zu ſeyn. Eiferſüchtig war er zum Glück nicht, auch hatte er, wenigſtens während der Schiffarth, keine Urſach ſich etwas Arges unter dem Beten und Faſten ſeiner Gattin vorzuſtellen, der Schlüſſel zu ihrer Kajüte war in ſeinen Händen, das Meer war Vormauer vor alle verbotene Wanderungen, und die treue Thulis, vor deren tugendhafte Strenge Hiolm große Achtung hegte, ſchlummerte als Hüterinn in dem Vorzimmer der andächtigen Edda.

Endlich ging die lange Seereiſe zu Ende, und Hiolm ſahe wieder die weiſſen Küſten ſeines Vaterlands. Er ſagte ſeiner jungen Gemahlinn viel von der Liebe ſeines Volks, viel von der Zärtlichkeit, die ſein Vater für ihn hegte, und von dem frohen Empfang, der daher für ihn und ſein anderes Ich zu erwarten ſey. — In Rückſicht auf das erſte ward auch ſeine Erwartung einigermaßen erfüllt. Als in Siölund die Poſt erſchallte, daß der angebete Wohlthäter des Vaterlands, daß der lang erwartete Hiolm vor Anker liege, da ſtrömte alles Volk hinaus, ihn willkommen zu heiſſen, und der reichen Beute zu genießen, die er immer von ſeinen Streifereyen mit zu bringen pflegte. Aber, als ſie ſein

Schiff ſahen, das zu guter letzt noch einen gewaltigen Sturm ausgeſtanden hatte, und jetzt faſt maſt- und ſeegellos im Hafen einlief, als ſie an ihm und ſeiner Schiffsmannſchaft mehr die Geſtalt ermatteter Seefahrer als reicher Sieger erblickten, als ſie erfuhren, daß er dieſesmahl ganz arm zurückkehre, weil man dem Meere, um das Schiff zu erleichtern, alle Schätze habe aufopfern müſſen, da ließen ſie einen gewaltigen Abfall der erſten Freude ſpüren, und der, der ſonſt faſt keinen Schritt ohne jauchzendes Volksgedränge thun konnte, wurde nicht gehindert mit ſeiner Edda, dem einigem Raube, den er mitbrachte, ganz allein nach dem Hauſe Hinrichs von Röſchild zu gehen. Thulis war ihre einzige Begleiterin, der Aufzug, den ſie machten, war nicht ſonderlich glänzend, ihre Kleider waren durch die lange Seereiſe unſcheinbar geworden, und ihre Schönheit war ihr einziger Schmuck, die aber, wie bekannt, im geringen Gewand immer nur wenig Aufſehen macht.

War Hiolms Empfang bey dem Volke gering geweſen, ſo war er bey ſeinem Vater noch ſchlechter; erſteres war unzufrieden, daß der ſonſt ſo beutereiche Held nichts, und Hinrich zürnte, daß er zuviel mit herüberbrachte. Die Schnur, welche der junge Mann ſeinem Vater vorſtellte, ſtand demſelben gar nicht an, abge-

tragene Kleider, ein leeres Schiff, waren kein Zeichen von reicher Mitgiſt; der gewinnſüchtige Kaufmann hatte auf glänzendere Verbindungen für ſeinen Sohn gerechnet. Die Wahrheit, die Eddas Gemahl in der Brautwerbung über ſeine Lippen gehen ließ, daß Hiolm von Seeland wohl auf eine Fürſtentochter rechnen könne, war dem alten Hinrich gewiſſer und einleuchtender als irgend jemand; was mußte er denn fühlen, da er ſahe, daß ſein Sohn dieſe große Erwartungen um einer Sclavin, einer Bettlerin willen, verſchleudert hatte?

Dieſes waren die Namen, die er der ſchönen Edda beylegte, ſobald er mit ihm allein war; ſie ins Angeſicht zu beſchimpfen, dazu war der alte Herr doch nicht unhöflich genug, auch hatte ſie ein gewiſſes Etwas an ſich, das Ehrfurcht und Schonung gebot, und ihr jede Beleidigung, jede üble Nachrede immer nur hintennach ſchallen machte.

Hiolm war durch das Misvergnügen ſeines Vaters tief bekümmert, aber ſeine Gattinn verlaſſen konnte er darum nicht. Er that was ihm möglich war, Hinrichen von Röſchild mit ſeiner Wahl auszuſöhnen, aber dieſer blieb der er war, Hinrich von Röſchild, der Mann, der Gold und Größe für das höchſte Gut der Erde hielt, und Schönheit und Tugend nur denn ei-

nes Blicks würdigte, wenn ſie mit den erſten verbunden waren.

Edda fühlte den kalten Empfang tief im Herzen, aber ſie wechſelte mit ihrem Gemahl keine Worte darüber. Er nahm ſie und ihre Freundinn und brachte ſie nach einem kleinen Hauſe am Ufer der See, welches ſein eigen war, und wo er ſeine Wirtſchaft ſo eng einſchränkte, als es ſeine diesmahligen Umſtände erforderten. Edda ließ ſich alles gefallen, und ſchmiegte ſich mit bewundernswürdiger Geduld, in ein Leben, zu welchem ſie wahrſcheinlich nicht geboren war. Thulis weinte im Stillen und hütete ſich ihrer Freundinn Vorwürfe zu machen, aber Hiolm war immer voll Muths und froher Hoffnung. Meine Umſtände, ſagte er zu ſich ſelbſt, müſſen ſich ändern, es ſey auf die eine oder die andere Art: Mein Vater kann nicht ewig hart gegen einen Sohn ſeyn, den er ehemahls vergötterte; und ſäumt er mir helfende Hand zu bieten, ſo kann ein einziger Zug in die See mir ſo viel Beute bringen, daß Edda keinen Mangel mehr kennen, daß die Liebe meines Volks, vielleicht auch die Liebe meines Vaters zurückkehren wird.

Die Hoffnungen, die ſich Hiolm machte, täuſchten indeſſen beyde. Zwar nahm er die Trümmern ſeines kleinen Vermögens zuſammen, [illegible] ſein

ſein Schiff wieder auszurüſten, zwar wagte er mit demſelben verſchiedene Streifereyen wider die Seeräuber, die ſich in ſeiner Abweſenheit ziemlich gemehrt hatten, aber er kam immer als der Beſiegte zurück, und an Beute war gar nicht zu denken."

Liebe und Achtung ſind immer der Schatten des Glücks, dieſes war von ihm gewichen, ſo war es natürlich, daß auch die beyden andern nicht wiederkehrten. Das Volk ſah ſeinen ehemahligen Retter ruhig an ſeiner Seite darben, und Hinrich verhärtete ſein Herz immer mehr. Weder Hiolms Leiden, noch Eddas Schönheit, noch das Lächeln eines Enkels, den ſie ihm um dieſe Zeit in die Arme legte, konnte zärtliche Wallungen in einem Herzen erregen, das für nichts Gefühl hatte, als für Reichthum und Größe.

Dieſes war die Zeit für das Haus des Verlaſſenen fromme Busübungen anzuſtellen! Edda konnte ihre Bet- und Faſttage ungetadelt und ungehindert halten; Hiolm gönnte ihr gern die Einſamkeit ihres Zimmers, um auf dem Seinigen gleichfalls einem Gram ungeſtört nachzuhängen, dem er aus Schonung in ihrer Gegenwart nie freyen Lauf ließ.

Der hartherzige Vater machte das Leiden des Sohnes zum Mittel, ihn zur Einwilligung

in gewiſſe Plane zu bringen, die er ſich vorge≠ſetzt hatte. So wie das Haus des Reichen von Schmeichlern und Augendienern umlagert wird, ſo ſchleicht um die Hütte des Armen unabläſſig ein Heer von Spähern und Austrägern, nichts kann in derſelben vorgehen, das nicht verkund≠ſchaftet und beurtheilt würde, ſo geſchah es, daß Hinrich bald alles wußte; was in Hiolms vier Mauern vorging, und daſſelbe in ſeine Pla≠ne verwebte.

Was ſäumt Hiolm, ließ er ihm ſagen, das Joch der Armuth und des väterlichen Zorns ab≠zuſchütteln, das er um eines Weibes willen trägt, welches keine Aufopferung verdient? Wer iſt Edda, daß ihr Gemahl ihr zu Liebe das Elend baut? Hat ſie ihm auch nur noch hinlängliche Auskunft über ihre Geburt und ihr Vaterland gegeben? Kann er ſich nur der kleinſten freund≠ſchaftlichen Vertraulichkeit von der Falſchen rüh≠men? Was beginnt ſie in den Tagen und Näch≠ten, da ſie ihn von ihrer Gegenwart verſcheucht? Sie betet und faſtet? — Ha des Wahns! Hi≠olm belauſche ſie nur einmahl in ihrer Einſam≠keit, ſo wird er die Sachen gar viel anders finden!

Ich weis nicht, was dieſe Vorſtellungen, mit welchen man dem unglücklichen Manne täglich in den Ohren lag, endlich würden gefruchtet haben,

wahrſcheinlich hätte er wie andere Helden des Fabelreichs, die auf ſolche Proben geſtellt wurden, endlich untergelegen, wenn nicht eine weiſe freundſchaftliche Hand das Unheil abgelenkt hätte.

Die treue Thulis ſahe das Ungewitter kommen, und benachrichtigte ihre Freundin davon. Edda, ſagte ſie, ein böſer Geiſt iſt geſchäftig, dich und deinen Gemahl auf ewig zu entzweyen. Ich weis, die Enthüllung deiner Geheimniſſe kannſt und darfſt du ihm nicht verzeihen, und doch hat er ſchon die Hand nach dem heiligen Vorhang ausgeſtreckt, ihn frevventlich hinwegzuziehen. Ich ſcheue ſeine Gegenwart wegen der Dinge, mit welchen er mich unterhielt. Den kühnen Fragen werden bald kühne Handlungen folgen, wenn du nicht etwas erſinnſt, der Sache vorzubeugen.

Edda ward nachſinnend. Wohlan, rief ſie nach einer langen Pauſe, der Streich ſey gewagt, den ich noch einige Zeitlang aufzuſchieben gedachte; es iſt beſſer das Räthſel zu löſen zu der Zeit, da Hiolm noch der vortheilhaften Auflöſung deſſelben würdig iſt, es iſt beſſer, die verdrüßliche Lage, in der wir ſind, heute zu endigen, ehe noch die Geduld der Theilnehmer ausgeht, als die Sache um einen Augenblick zu lang dauren zu laſſen. Ich zwar fühle Kraft noch Jahre lang um Hiolms willen zu dulden, ich triumphire in dem,

was ich ihm aufopfere, aber hat er Kraft und Muth gleich mir auszuhalten? und was haſt du gethan, gute Thulis, ohne Nutz und Endzweck mit mir leiden zu müſſen?

Die Damen gingen zu Rath, wie das, was ſie im Sinne hatten, am füglichſten einzuleiten wär, ſie konnten nicht ganz einig werden, aber am Morgen mußte Hiolm ſelbſt zu einem Anſchlage die Hand bieten, der ohne Zweifel der beſte war.

Dieſer treue zärtliche Gemahl, der dem Bruch des Gelübds der Beſcheidenheit bey weitem nicht ſo nahe war, als die vorſichtige Thulis meynte, redete ſeine Gemahlin folgendermaßen an. Edda, ſagte er, ich kanns nicht länger dulden, dich arm und unglücklich zu ſehen, dieſe Arme müſſen dein Schickſal ändern; geht es auf dem gewöhnlichen Wege nicht, ſo laß uns einen andern wählen; ich habe einen im Sinne, und gehe nächſter Tage wieder in die See, ihn zu verſuchen.

Wie? fragte Edda ein wenig ſpitzig, kann Hiolm ſich entſchlieſſen, ſeine Gattin auf Wochen und Monate ſich ſelbſt zu überlaſſen, die er kaum im einſamen Zimmer ſich und der Tugend ſicher glaubt?

Höre, was ich vorhabe, erwiederte Hiolm, der ihre Rede nicht verſtand, oder nicht verſtehen wollte. Alles, was ich außer dir habe, iſt noch

jenes Schiff, meine Armuth macht, daß es zu ſchlecht bemannt, zu ſchlecht verſehen iſt, als daß ich eine von meinen gewöhnlichen Streifereyen wider die Seeräuber vornehmen ſollte, die mit ohnedem nicht mehr glücken wollen. Mein Entſchuß iſt, mich in die Dienſte irgend eines großen Königs zu begeben. Noch iſt der Name Hiolm von Seeland berühmt genug, mir günſtige Aufnahme und großen Sold zu verſchaffen, dieſes iſt gut für den gegenwärtigen Mangel; für die Zukunft haftet mein Schwerd, der Himmel wird ihm ja endlich wieder günſtig werden, und es mit der alten Stärke würken laſſen! Bete für mich, du fromme Beterinn, daß dein Hiolm wieder das Schrecken der Feinde werde, das er vormahls war.

Edda ward über das, was Hiolm ſagte, bis zu Thränen gerührt; wie konnte ſie wider dieſen Mann Zorn oder Verdacht im Herzen hegen? War nicht faſt jedes ſeiner Worte Widerlegung ihrer Beſorgniſſe? — Sie ſahe, daß ſie wenigſtens vor der Hand ganz unnöthig waren, doch was ſie für den wankenden Hiolm zu thun entſchloſſen geweſen war, das konnte ſie dem ſtandhaften noch weniger verſagen.

Mein Gemahl, ſagte ſie, indem ſich die gewöhnliche Holdſeligkeit über ihr ſchönes Geſicht verbreitete, darf deine Edda fragen, welcher Kö-

nig ſo glücklich ſeyn wird, Hiolms Schwerd vor ſich fechten zu ſehen? — Doch nicht der König von Scandinavien? — O ſcheue den Dienſt des blutgierigen Kriegers! Ehre, Ruhm und Beute gönnt er nur ſich ſelbſt, ſeinen Dienern Wunden und Tod.

Und wem ſollte ich ſonſt meine Waffen widmen? fragte Hiolm, der König der nordiſchen Reiche hat das nächſte Recht auf dieſelben.

Es giebt noch mehr nordiſche Fürſten, mein Theurer! Kennſt du den König von Thule? fürwahr ein tapfrer und weiſer Fürſt, würdig, den erſten Thron der Welt zu beſitzen, und doch vergnügt mit ſeinen rauhen Gebürgen, die die Natur ſo ſtiefmütterlich bedachte.

Hiolm wunderte ſich, ſeine Gemahlin mit ſo vielem Feuer für einen Fürſten ſprechen zu hören, deſſen Name in dieſen Gegenden nicht allzubekannt war, denn der ſtille Ruhm guter friedfertiger Fürſten fliegt nicht weit über die Gränzen ihrer Reiche. Edda gab vor, unter den grönländiſchen Seeräubern, aus deren Gewalt ſie Hiolm errettete, viel von dem König von Thule gehört zu haben, und that ihren Erzählungen von ihm noch ſo viel rühmliches hinzu, daß Hiolm, begeiſtert wie ſie, bey ſeinem Schwerd gelobte, es für keinen andern, als ihn zu ziehen.

Als ſie ihn ſo geſtimmt ſah, fuhr ſie fort: Darf ich dir rathen, mein Gemahl, ſo diene dem Fürſten, dem du dich widmeſt, ehe du ihm deine Dienſte anbieteſt. Die Grönländer beunruhigen die Küſte von Thule ſehr, du wirſt in dieſen Gewäſſern unbeſtellte Arbeit finden. Laß den Ruf deiner Thaten vor dir hergehen, und du wirſt dem tapfern Könige der nordlichen Inſel deſto willkommner ſeyn; und noch eins: — In dem Lande, wo ich geboren bin, ein Seeland wie das Deinige, hält man viel auf ein glückliches Schiffszeichen; ich halte gänzlich, es hat dir bisher an einem ſolchen gemangelt, und du haſt darum keinen Sieg noch Beute finden können. Thue dieſesmahl, was ich dir ſage, nimm den alten Wallfiſchkopf von dem Hintertheil deines Schiffs, und ſcheue die Koſten nicht, mich, deinen Sohn und meine Freundin Thulis, nach dem Leben auf daſſelbe mahlen zu laſſen; du wirſt ſehen, was dir dieſes für Frommen bringt, und mir ewig dafür danken.

Der Vorſchlag der ſchönen Edda ließ ſich hören, aber die Ausführung brauchte Ueberlegung; allerdings hatte eine ſolche Farth nach Thule mehr zu ſagen, als zum König von Scandinavien, indeſſen, Hiolm that das äußerſte, ſich und ſein Schiff zu dieſem Zuge geſchickt zu machen, und hatte die Freude, Unterſtützung von

einer Gegend zu erhalten, woher er längſt nichts mehr erwartete.

Hiolms Vater ſahe es aus verſchiedenen Urſachen gern, daß ſich ſein Sohn von Siölund entfernte, und mit ſeiner Hülfe war er in ſehr kurzer Zeit fertig, in See zu gehen. Auch das Gemählde ward von einem guten lombardiſchen Meiſter, den der Zufall nach Norden führte, gefertiget; zwar fand man es ein wenig ſeltſam, aber Edda wollte hierin ihren Willen haben, und ihr zu Liebe ward es ihrem Gemahl ſehr leicht, ſich über das Gerede der Leute hinweg zu ſetzen.

Der Abſchied des Gatten und der Gattin war von ſeiner Seite thränenvoller, als von der ihrigen; ihr ſchien irgend etwas Großes vorzuſchweben, das ſie tröſtete; ach, dämmernde Hoffnung winkte ihr vielleicht von ferne, und ſie überſahe darüber den Abgrund, den man zu ihren Füßen öfnete!

Hinrich von Röſchild hatte nichts erwartet, als die Abreiſe ſeines Sohns, um ſeine feindſeligen Anſchläge wider die unſchuldige Edda auszuführen. Kaum hatten ſich ſeine Seegel am Horizont aus dem Geſicht verloren, ſo nahm der hartherzige Vater die ſchöne junge Frau, ihren Sohn und ihre Freundin, ſetzte ſie in einen Nachen, und ließ ſie mit nothdürftigen Lebensmitteln verſehen, hinüber an die Erleninſel führen,

bis er beſchloſſen hätte, was er mit dieſen dreyen unglücklichen Perſonen thun wollte. Seine Neider ſagten ihm nach, er habe im Sinne gehabt, ſie an einen chineſiſchen Sclavenhändler zu verkaufen, dergleichen in den damahligen Zeiten, da alles anders war als jetzt, viele in Eidlund einzuſprechen pflegten.

Nicht alle Einwohner der Stadt, welche wir hier eben genannt haben, waren hartherzig oder undankbar, es gab viele, die Hiolms Gemahlin aufrichtig beweinten, als ſie ſie hinüber nach der wüſten, übelberüchtigten Erleninſel führen ſahen, und Hinrichs böſe Abſichten muthmaßen konnten. Sie aber lachte, und ſuchte die ſchöne Thulis, die etwas weniger heiter war, als ſie, zu gleicher Fröhlichkeit zu bewegen. „Merke,„ ſagte ſie leiſe zu ihr, wie gut es das Schickſal mit uns meynet; iſts doch, als hätte es unſerm Feinde den Ort unſerer Verweiſung ſelbſt in den Sinn gegeben!„

Während man ſolcher Geſtalt mit Hiolms liebſten Freunden verfuhr, durchſchnitt ſein Schiff den Ocean, und peitſchte die Wellen, bis es kam in die Gegend, wo es laut der Weiſſagung ſeiner klugen Gemahlin, beſtellte Arbeit finden ſollte, und ſie würklich fand. Der Seeräuber Naddock beunruhigte zur ſelbigen Zeit das atlantiſche Meer, ſeine Abſicht war vornehmlich auf Thule

gerichtet, und es wär vielleicht um die *) Schnee=inſel und ihren guten König gethan geweſen — denn Naddock war ſehr mächtig — wenn das Schickſal nicht einen Retter herbey gerufen hätte.

Wie es dem Helden von Sceland möglich war, mit einem einigen Schiffe wider einen ſo mächtigen Gegner zu ſiegen, darum befrage uns niemand, denn wir wiſſen nichts zu antworten, als daß die alte Fabelgeſchichte, beſonders die nordiſche, reich an wohl noch unglaublichern Ereigniſſen iſt. Gnug, Hiolm ſiegte, wenigſtens in ſo weit, daß er den Feind von Thule auf eine lange Zeit entkräftete, und ihn nöthigte, ſich mit den Ueberbleibſeln ſeiner Macht auf die große Inſel zu flüchten, die man in den damahligen Zeiten Atlantis nennte, und wo es ihm wenigſtens nicht an Raum fehlen konnte, wieder zu Kräften zu kommen, und einſt doppelt fürchterlich zurückzukehren.

Hiolms Gelegenheit war es nicht, ihn auf ſeiner Flucht zu verfolgen, hiezu fehlte es ihm an Macht; er ließ ihn im Beſitz der goldnen Brücke, die laut des Sprichworts jeder fliehende Feind verdient, und lief, wie ihm Edda vorgeſchrieben hatte, in den großen Hafen bey der

*) Dieſen Namen ſoll Naddock, als er dreyßig Jahr ſpäter ſeine Abſicht erreichte, beygelegt haben, bis ſie weiterhin Island oder Eisland genannt ward.

Hauptſtadt der Schneeinſel ein, wo ihm ſchon der Ruf von ſeinen Thaten zuvorgekommen war, und wo ſich bey ſeiner Ankunft das ganze Land regte. Iſt das der Hiolm von Seeland, rief jedermann, deſſen Namen uns unſere durch ihn geretteten Schiffe nennten? Iſt das der Ueberwinder des mächtigen Naddocks, der Schützer von Thule? — Menſch oder Halbgott, wer er auch ſey, wir müſſen ihn empfangen und ihn ehren, wie es Pflicht und Dankbarkeit heiſcht. Der, welcher für jede Vergeltung zu hoch iſt, weis wenigſtens den Lohn des Danks zu ſchätzen, und iſt nicht unempfindlich gegen den geſtreuten Weyhrauch.

Hiolm war weder Halbgott noch irgend ein anderes über menſchliche Vergeltung erhabnes Weſen, um deſto empfindlicher war er gegen die Aufnahme, die er hier fand. Man trug ihm außer dem geſtreuten Weyhrauch noch manch glänzendes Zeichen der Erkenntlichkeit an, aber die Siege über Naddock waren nicht ohne Beute geweſen, er konnte alles ausſchlagen und ſich durch ſeine Grosmuth in deſto höheres Anſehen ſetzen. Der alte König von Thule war von ſeinen Thaten, von ſeinem edeln Betragen, von ſeiner Heldenfigur, von allen, was ihn umgab, bezaubert. Hiolm begehrte in ſeine Dienſte zu treten, und der gute Prinz erklärte ſich mit vieler Rührung,

er wollte ihn lieber zum Sohn als zum Diener annehmen.

Der alte Herr war kein Feind von den Freuden des Weins, und einer nach nordiſcher Art gut beſetzten Tafel, und es verſtand ſich, daß der Liebling des Volks und der ſeinige, den Beweis der gemeinen Achtung in zahlreichen Gaſtmahlen einnehmen mußte, die man ihm zu Ehren anſtellte. Nachdem Hiolm oft und köſtlich genug auf des Königs ſtattlichem Meerſchloß bewirthet worden war, hielt er es dem Wohlſtand gemäß, ihn und ſeine Großen auch einmahl in ſein Schiff auf Seemannskoſt einzuladen. Die Einladung ward angenommen, und es ging ſchier bey Hiolms Feſte noch ſtattlicher zu, als beym Mahle des Königs.

Nachdem die Gäſte des Seefahrers ſich wohl an ſeiner gutbeſetzten Tafel ergötzt, und den von Naddock erbeuteten Wein köſtlich befunden hatten, kam ihnen die Luſt an, Hiolms Schiff, an welchen ihnen, wie natürlich, alles fremd und ausländiſch vorkam, zu beſichtigen. Der Held von Seeland war bereit zu allem, was ſie verlangten, er zeigte ihnen den ganzen innern Bau des ſchwimmenden Hauſes, und ſchlug am Ende eine Farth um das ganze Schiff vor, damit man ſeine Schönheit und Stärke auch von außen beurtheilen könnte.

Die Chaluppe ward ausgeſetzt, man ſtieg ein, und bewunderte, weil man einmahl im Bewundern war, faſt jeden Nagel, faſt jede künſtliche Fügung der Breter und Bolen, die ſich dem Auge darſtellte; aber wer ſchildert das allgemeine Erſtaunen, als Hiolm das Fahrzeug ein wenig weiter in die See führen und denn auf das Hintertheil des Schiffs in gerader Richtung zu ſeegeln ließ, ſo daß das herrliche Gemälde, das wir auf den vorigen Seiten erwehnt haben, ſich dem Auge in voller Schönheit darſtellte.

Man kann ſich in der That nichts reizenders denken, als das wohlgetroffene Bild der zwey ſchönſten Perſonen, die damahls leben mochten, und eines Kindes, ſchön wie der Liebesgott. Die lächelnde Edda wiegte den kleinen Hiolm auf ihrem Knie, und ihre Freundin, die ſich über ihre Schulter lehnte, ſchien ſich an dem Anſchaun der Mutter und des Sohns zu weiden, ohne zu ahnden, wie viel ſie ſelbſt zur Vollkommenheit der bewundernswürdigen Gruppe beytrug, alle drey waren ſo treffend gebildet, daß der, der ſie einmahl im Original geſehen hatte, ſie in dieſer Kopie nicht verkennen konnte, auch hatte der Künſtler die Farben ſo gut aufgetragen, daß Wind und Wetter ihnen nicht geſchadet, ſie vielmehr gehoben hatten.

Als dem König das Wunderbild in die Augen fiel, da bemeiſterte ſich ſeiner ein ſolches Erſtaunen, daß er mit Hintanſetzung des königlichen Anſtands, die Arme weit auseinander warf, und in ein lautes Geſchrey ausbrach. Seine Miniſters ſahen und empfanden in dieſem Augenblicke das nehmliche; ſie wußten ſich aber beſſer zu faſſen. Er ſah ſie, ſie ſahen ihn mit deutungsvollen Blicken an; auf beyder Lippen ſchwebten Worte, weil aber die Diener ſahen, daß ihr Herr dieſelben zurückhielt, ſo ſchwiegen auch ſie, und ließen es bey ſtummen Zeichen des Erſtaunens bewenden.

Hiolm war nicht viel weniger beſtürzt, als ſie, er beſorgte aus der ſchnellen Veränderung aller Geſichter, daß hier etwas ſeyn müßte, das einen nachtheiligen Eindruck machte, und äußerte ſeine Furcht mit einigen angſtvollen Worten; denn er hatte den alten König von Thule liebgewonnen, und hätte ihm ungern zu einigem Misvergnügen Anlaß gegeben.

Beruhigt euch, mein Sohn, antwortete der gute Fürſt, ich bin mit euch zufrieden; aber ich wiederhole in dieſer Stunde meine Bitte, meinen Befehl, wenn ihr es ſo nennen wollet, dieſe Küſte nicht ehe zu verlaſſen, bis ich über gewiſſe Dinge ausführlich mit euch geſprochen habe.

„Nach dieſen Worten gab der König Befehl, mit der Chaluppe nicht erſt ans Schiff zu fahren, ſondern ſogleich zu landen, weil ihm Dinge vorgefallen wären, die keinen Aufſchub litten.

In der That war das Herz des guten Fürſten ſo voll, daß er ſich nicht mehr zu halten wußte, und genöthigt war, die Einſamkeit zu ſuchen. — Was iſt das? ſagte er zu ſich ſelbſt, als er allein war. Welche Deutung ſoll ich dieſen Dingen geben, und was ſoll ich beginnen? Meine Leute, — ſie haben alle geſehen, was ich ſah; werden ſie ſchweigen? Und iſt gleichwohl nicht Schweigen noth, da man nicht weis, was unter dieſem äuſſerſt ſeltſamen Zufall verborgen liegt. — Nein, die Sache leidet keinen Aufſchub, man rufe mir Hiolm von Seeland, ich muß ſogleich mit ihm ſprechen.

Sage mir Hiolm, rief der König, als der junge Seefahrer durch den ſchnellen Vorbeſchied doppelt beſtürzt gemacht, eilig herein trat, ſage mir, was bewog dich an dieſer Küſte zu landen?

Begierde nach Ehr und Ruhm, Begierde in eure Dienſte zu treten, weil ihr mir als ein guter König gerühmt wurdet!

Warum zeigteſt du mir heute das Gemälde am Hintertheil deines Schiffs, damit du mich ſo ſeltſam überraſcht haſt?

Ich zeigte es euch nicht, wie konnte ich glauben, daß es euch intereſſiren würde? ihr bekamt es zu ſehen, wie ihr jeden andern Theil des Kiels geſehen habt.

Unmöglich! unmöglich! dir iſt alles bekannt! und ich bitte dich, eile, mich von den Perſonen zu unterrichten, die jenes Wunderbild vorſtellt!

Ich weis nichts weiter von ihnen zu ſagen, als daß ſie meine Gattin mit ihrem Sohn und ihrer Freundin vorſtellen.

Himmel! deine Gattin? dein Sohn? — Soll ich trauren oder mich freuen? Freuen, freuen will ich mich! denn biſt du gleich kein Fürſt, ſo kannſt du es werden, auch hat dir der Himmel bereits ein Fürſtenherz, Fürſtenthaten und Fürſtenruhm gegeben.

Hiolm wußte nicht recht, wie er mit dem alten Herrn dran war, und hielt es für gut, auf Dinge, die er nicht verſtand, zu ſchweigen.

Rede, rede nun! fuhr der König fort, welche unter den beyden Damen iſt deine Gattin.

Die Schönſte!

Die Schönſte? alſo die, welche ſich über die Schulter ihrer Freundin lehnt?

Mit nichten, die, welche das Kind auf den Knien hält!

Bey

Bey dieſen Worten änderte ſich das Geſicht des Königs, man konnte nicht genau ſagen, ob zu mehrerer oder minderer Freude. Schlag ein, Hiolm, ſagte er nach einer Weile, indem er dem beſtürzten Seefahrer die königliche Hand hinhielt. Du biſt mir nicht ſo nahe verwandt, als ich meynte, aber doch nahe genug, daß ich dir den Sohnsnamen beſtättigen kann, den ich dir gleich erſten Blicks beylegte. Dich hat das Glück an dieſe Küſte gebracht, dein Glück und das meinige. Seeräuber raubten mir vor mehr als Jahresfriſt meine Tochter und meine Nichte, du ſchenkſt ſie mir wieder. Thulis iſt mein Kind, deine Gemahlin Edda, zwar nur die Tochter des Erlkönigs, aber doch eine Prinzeſſin, auf deren Beſitz du ſtolz ſeyn kannſt, wenn du denſelben zu behaupten weißt.

Ihn behaupten? ſchrie Hiolm, den Beſitz meiner Edda behaupten? dafür bürgt mir mein Schwerd. Auch unſer Sohn bürgt mir dafür, wie kann man ſeine Mutter von ihrem Gemahl reiſſen, ohne ſie auf ewig zu beſchimpfen.

Du faſſeſt die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte, fuhr der König von Thule fort, dein Sohn möchte vielleicht das Band ſeyn, das dir deine Gemahlin auf ewig verſicherte; aber auf dein Schwerd traue nicht; du kennſt den

Erlkönig nicht, ſonſt würdeſt du ſo nicht reden. Alle andre Bedenklichkeiten zu geſchweigen, ſo ſind die kleinen Fürſten in gewiſſen Punkten kitzlicher, als die großen. Ich würde dir vielleicht meine Thulis nicht misgönnt haben, ich hätte mich vielleicht meines Enkels gefreut, aber der Vater der ſchönen Edda! — Doch faſſe guten Muth, und ſage jetzt mir etwas nähere Nachricht von meinen Verlornen, damit ich ſehe, wie Thulis wieder in meine Arme zu bringen, und wie dir und deiner Gemahlin zu helfen iſt.

Hiolm und der König brachten den Morgen in Geſprächen über dieſe wichtigen Dinge heran, der Vater der ſchönen Thulis machte ihn etwas näher mit der Familie des Erlkönigs bekannt, die ihm nicht allerdings gefallen wollte, und er hingegen erzählte ſeinem neuen Oheim ſo viel von der mißlichen Lage, in welcher ſich Edda und ihre Freundinn zu Seeland befänden, daß der einhellige Schluß gefaßt wurde, gleich des andern Tages eine Geſandſchaft abzufertigen, um die Prinzeſſinnen herüber zu holen. Daß ſich Hiolm an der Spitze derſelben befinden ſollte, verſteht ſich, wie hätte er die Abholung ſeiner Gemahlin einem andern anvertrauen ſollen, als ſich ſelbſt? Er eilte auf ſein Schiff, die nöthigen Verfügungen zu treffen, und ſagte unaufhörlich zu ſich ſelbſt: Dies wars, weiſe Edda,

warum du mich nach Thule ſandteſt! Dies war das Glück, das mir dein Bild bey dem beſten aller Fürſten bringen ſollte.

Als der König ſeiner Seits auch mit allen Zubereitungen zur Heimholung der Damen, die er ſo glänzend als möglich machte, fertig war, und ein günſtiger Wind die Seegel ſchwellte, da ſtieſſen die Schiffe von Land, und der Vater der ſchönen Thulis rief ſeinem Neffen ein herzliches Lebewohl nach. Sey getroſt, Hiolm, ſagte er, und beſchleunige deine Reiſe; ehe du mit meinen Töchtern zurückkommſt, habe ich euch das Herz des Erlkönigs erworben, und er kommt euch ſelbſt entgegen, dich als Sohn, ſeine Edda als Tochter zu umarmen.

Der Wind trug Hiolms Schiff nebſt den Schiffen der Geſandten von Thule, auf ſchnellen Flügeln nach Seeland, wo über die glänzende Erſcheinung kein kleines Aufſehen entſtand. Hiolms Flagge kannte man wohl; wer waren aber die andern? — Und als jetzt die Geſandten ans Land ſtiegen, als ſich der Name des Königs, der ſie abſchickte, und die Urſach ihrer Ueberkunft enträthſelte, welche Verwunderung! welches Erſtaunen, auf einer Seite! welche Beſchämung auf der andern! — Der alte Hinrich von Röſchild wußte kaum die Augen vor ſeinem Sohne

aufzuſchlagen, als er ihm einen Blick auf ſeine böſen Abſichten mit der unſchuldigen Edda verſtatten mußte. Der pflichtvolle Sohn milderte die Verlegenheit ſeines Vaters, ſo gut er konnte; zufrieden, nun aller Verfolgungen lachen zu können, warf er einen Schleyer über das Vergangene, und ſuchte die Geſandten von Thule glauben zu machen, man habe die Prinzeſſinnen aus guter Vorſorge auf die Erleninſel geſchickt, und dieſe ſchlichten geradſinnigen Leute fanden hierin auch nichts unglaubliches.

Die Ueberfarth nach der wüſten Inſel wurde mit groſſer Pracht vollzogen. Zu den königlichen Geſandten geſellten ſich alle Patrizier von Siölund, an deren Spitze ſich Hinrich von Röſchild befand, der nicht wußte, wie er ſeine begangenen Fehler vergüten, und ſein Entzücken über die hohe Schwägerſchaft, zu welcher ihm Edda verhalf, ausdrücken ſollte.

Es iſt ſchwer, unſern Verächtern zur Zeit des Glücks nicht Gegenverachtung zu zeigen; doch die Prinzeſſin war zu edel nach gemeinen Grundſätzen zu handeln, ſie nahm ſich vollkommen wohl bey der Sache. Die Geſandten blieben in ihrem Wahn, die Leute von Siölund fanden volle Erwiederung ihrer Höflichkeiten, und Hinrich von Röſchild konnte über ſeine Schnur nicht klagen, nur in einem war ſie unerbittlich, ſie ließ ſich

nicht bewegen, eine Nacht zu Siölund zu bleiben. Die Sehnſucht nach ihren Verwandten war viel zu groß, wie ſie ſagte, als daß ſie nicht gleich von der Erleninſel dahin abſchiffen ſollte. Hinrich bat um Zurücklaſſung des kleinen Hiolms, und man kann urtheilen, ob man ihm eine ſo wunderliche Bitte gewähren konnte. Sie gingen ſämtlich zu Schiffe, und ließen die Beſchämten zurück.

Hiolm und Edda waren entzückt, ſich unter ſolchen Adſpekten wieder zu haben, aber nichts verglich ſich mit dem Jubel der ſchönen Thulis, daß ſie das Elend verlaſſen ſollte, das ſie um nichts und wieder nichts gebaut hatte, und einem Vaterland entgegen eilte, das ſie ſo ungern, und blos aus Freundſchaft ſo lang entbehrt hatte.

Eines Abends, als Hiolm und Edda mit einander auf dem Verdeck ihres Schiffs ſaßen, und der Landung zu Thule zitternd und hoffend entgegen ſahen, öfnete die Tochter des Erlkönigs den Mund, ihrem Gemahl gewiſſe Aufſchlüſſe zu geben, welche zu fordern er zu beſcheiden war, und nach denen ihm doch das Verlangen aus den Augen ſah.

Die Luft war ſtill und heiter, die Wellen trugen das Schiff leicht auf dem grünen Rücken davon, und der Mond ſtand nicht am hohen Himmel rund und vollwangigt, ſondern kam am

äuſſerſten Horizont wie eine ſchmale gekrümmte Sichel herauf; ein Zeichen, welches Hiolms ungeſtörten Umgang mit ſeiner Gemahlin allemahl am günſtigſten war.

Mein Theurer, begann die ſanfte Edda, du haſt mir der Fragen ſo viele zu thun, und du ſchweigſt? — Wohl, ich verkenne deine groſsmüthige Schonung nicht, und eile, da ich nun kein Geheimniß mehr vor dir haben will, deine Zurückhaltung zu belohnen: Höre meine Geſchichte, in ihr findeſt du jeden Zweifel gelöſt, der dich noch beunruhigen könnte.

Daß ich des Erlkönigs Tochter bin, weiſt du bereits durch den König von Thule, aber der gute Oheim mag ſagen, was er will, mein Vater iſt kein ſo kleiner Fürſt, als er ihn ſchildert. Wohl ihm in ſeinem freundlichen Wahne, daß er ſeine Schneeinſel für wichtiger hält, als das große Reich des Erlkönigs, das ſich über die ganze Erde ausbreitet, und in den Gegenden, die euch Menſchen die unbekannteſten ſind, am ſtärkſten iſt. Es wär über dieſe geheimnißvollen Dinge viel zu ſagen, doch jetzt nur ſo viel, als du zu faſſen vermagſt: Wir ſind ein Geiſtergeſchlecht, den Menſchen nur zur Hälfte verwandt, unſerer Herrſchaft ſind beſonders unterworfen die wüſten Inſeln des Meers, und die Stellen der Erde, wo der Baum wächſt, den

man nach unſern Namen benannte. Wir lieben die Menſchen, und befreunden uns gern mit ihnen. Die nordiſchen Reiche ſehen meiſtens Prinzeſſinnen aus unſerm Hauſe auf ihren Thronen; auch ich war zu dieſem Schickſal beſtimmt; mein wartete Scandinaviens Krone, und dies war mein Unglück, wirds vielleicht noch in ſpäter Zukunft ſeyn.

Kein weibliches Geſchöpf kann auf Vorzüge der Schönheit und hoher Geburt eingebildeter ſeyn, als ich es war; kein irdiſches Weſen war, das ich meiner Verbindung würdig ſchätzte, gern hätte ich mich mit den Geiſtern des Aethers befreundet. Ich wußte, daß unſer Geſchlecht dem Tode ſo wohl unterworfen iſt, als ihr, und des Vorrechts der Unſterblichkeit nur unter gewiſſen Bedingungen genießt, ich kannte ſie nicht, denn ſie ſind den meiſten von uns ein Geheimniß; aber davon glaubte ich überzeugt zu ſeyn, daß Verbindung mit dem ſchwachen, ſterblichen, fehlerhaften Menſchengeſchlecht nicht der Weg ſey, zu denſelben zu gelangen; daher entſtand mein Abſcheu vor der Scandinaviſchen Krone, die ich mir durch die Verbindung mit einem Sterblichen erkaufen ſollte. Ich widerſtand dem Willen meines Vaters, ſo gut ich konnte, ſuchte Aufſchub und Ruhe in der Einſamkeit; der Erlkönig hatte mir die kleine Inſel an der Küſte

von Seeland zum Eigenthum gegeben, hier lebte ich in ſtiller Abgeſchiedenheit mit meinen Jungfrauen, unbemerkt von dem gröbern Auge des Menſchen, ihm nur in den hellen Mondsnächten ſichtbar, da wir unſere Tänze zu halten pflegten, denn der dichtere Körper, in welchem wir uns zeigen, und in welchem auch du mich jetzt vor dir ſiehſt, iſt zwar der volle Abdruck der ätheriſchen Geſtalt, die uns die Natur verlieh, aber für uns gleichſam nur ein grober Regenmantel, in welchen wir uns hüllen, um vor euch erſcheinen zu können.

Ich lebte ruhig in meiner philoſophiſchen Einſamkeit, wo ich mich mit lauter überirdiſchen Dingen, vornehmlich mit den Mitteln zur Unſterblichkeit zu gelangen, beſchäftigte. Daß rund umher mehrere Erlprinzen wohnten, wußte ich, aber ich achtete es nicht, und beſorgte mir von ihnen nichts arges; gleichwohl ſollte einer von ihnen auf eine widrige Art in mein Schickſal verwebt werden; der Himmel gebe, daß ſeine Einflüſſe nur nun zu Ende ſeyn.

Der Fürſt der Inſel Mona hatte von mir gehört, und kam heimlich mich zu ſehen, meine Schönheit feſſelte ſeine Augen, meine hohe Geburt ſchmeichelte ſeinem Stolze, und mein bekannter Abſcheu vor der Verbindung mit einem Sterblichen, machte ihm große Hoffnungen. —

Es dauerte nicht lang, ſo begann er mit ſeinen Zudringlichkeiten mir läſtig zu werden. Ich ſandte meinem Vater Nachricht davon, und er, dem eine Verbindung mit einem ſeiner Vaſallen ſo wenig anſtand, als mir, ſäumte nicht mir zu Hülfe zu kommen. Er fand den Verwegenen, als er in dichterer Verkörperung, Gott weis, in welcher Abſicht meine Wohnung umſchlich. Die Strafe folgte dem Verbrechen auf dem Fuße. Als der Fürſt der Inſel Mona unter den Händen meines Vaters fiel, fluchte er mir: Die Stolze! rief er. Ihr Uebermuth müſſe durch die Verbindung mit einem gemeinen Sterblichen gedemüthigt werden! und o könnte, könnt' ich leben, um zu Einleitung meiner Rache mitwürkend zu ſeyn!

Mein Vater hielt es für gut, daß ich mich auf einige Zeit von meiner Inſel entfernte. Er brachte mich zu dem Könige von Thule, meinem mütterlichen Verwandten. Dort lernte ich zuerſt Menſchen kennen und lieben, Geſchöpfe, die ich vorher noch nie geſehen hatte. Mein Herz verband ſich auf das innigſte mit der ſchönen Thulis, der Tochter meines Oheims, wir ſchwuren einander feſte Freundſchaft in Glück und Widerwärtigkeit, wir haben den Schwur gehalten, der gegenſeitigen Aufopferungen zwiſchen uns ſind nicht wenig geweſen.

Ich liebte meine Baſe ſo ſehr, daß ich um ihrentwillen meine Einſamkeit aufzugeben beſchloß. Ich beſuchte dieſelbe nur zur Zeit des Vollmonds, da uns ein unwiderſtehlicher Zug in die Gegenden, wo wir herrſchen, zur Feyer myſtiſcher Feſte hinreißt. Der gröbere Körper, den ich meiner Freundin zu Liebe jetzt für beſtändig trug, blieb als Unterpfand meiner Wiederkunft bey ihr zurück, wenn ich des Monats einmahl als leichte Schattengeſtalt nach meiner Inſel ſchwebte. Als treue Hüterin wachte ſie bey der Hülle, von deren Verletzung wir, ſo lange wir uns dieſer irdiſchen Verkleidung bedienen, den Tod nehmen.

Ich fand auf meiner lieben Inſel alles ziemlich ſo, wie ich es gelaſſen hatte. Meine Jungfrauen, die dort zurückgeblieben waren, hatten ſchon ehedem Spuren auf derſelben entdeckt, daß ſie zuweilen von Menſchen beſucht würde, jetzt ſagten ſie mir, daß dergleichen Beſuche ſich noch öfters einfänden, und daß einer oder der andere ſich ſogar zuweilen wagte, auf unſerm Grund und Boden zu übernachten.

Ich überzeugte mich bey der erſten Mondsfeyer ſelbſt von dieſer Kühnheit, ich ſah den Verwegenen lauſchen hinter einem Roſenſtrauche, und unſere Tänze beobachten, ſein Urtheil war geſprochen; als es tagte, verfügte ich mich ſelbſt auf die Stelle des Frevels, ihn zu beſtrafen.

Aber — o Hioſm, wie ſoll ich dir dieſes erzählen, ohne vielleicht Muthmaßungen zu erregen, die meiner Würde nachtheilig ſeyn möchten! — Ich ſah den ſchönſten Jüngling noch an den Gränzen der Kindheit, faſt noch Knabe, ſchlafend auf einen Raſenhügel hingegoſſen. Er blühte wie die Jugend des Himmels, Unſchuld und Edelmuth ſprachen aus ſeinen ſanften Zügen, der Roſenſtrauch, unter dem er ſchlummerte, überſtreute ihn mit den Blättern ſeiner Blumen, als wollte er ihn meinen Augen entziehen; ach vielleicht wär es gut geweſen, hätte ich ihn nicht geſehen! mein gerechter Zorn ward entwafnet, ich fühlte vielleicht in dieſen Augenblicken den erſten Anfang einer Leidenſchaft, mit der mir der Fürſt der Inſel Mona geſiucht hatte.

Ich ſah den holden Lauſcher ſich regen, als wollte er erwachen, und ich entfloh mit meinem luftigen Gefolge, ich fürchtete, von ihm erblickt zu werden. Man laſſe ihn, ſagte ich zu meinen Leuten, es iſt faſt noch ein Kind, von ihm wird uns weder Unfall noch Entweihung wiederfahren.

Nach der Zeit fehlten wenig Vollmondsnächte, da ich den jungen Menſchen nicht hinter ſeinem Roſenſtrauche ſah, ich trauerte, wenn ich ihn einmahl vermißte, ich beſchleunigte meine Herüberkunft von Thule, und verzögerte mei-

ne Abreiſe. Ich lobte die Beſcheidenheit des jungen Fremdlings, daß er ſich immer nur mit dem Schauen begnügte, und es nie wagte, ſich in unſere Reihe zu miſchen, und doch war auch ein heimlicher Wunſch in mir, er möchte einſt kühner ſeyn, und mir Gelegenheit geben, ihn näher kennen zu lernen.

Noch nicht zwölfmahl hatte ich die monatliche Reiſe von Thule nach meiner Inſel gemacht, als der Zuſchauer unſerer nächtlichen Feſte ſich gar verlor; ich ſah ihn nicht mehr auf ſeinem Raſenhügel lauſchen, und es war, als wenn ich mein Eyland ſeit dem einſamer fänd, und meine Rückkehr nach Thule beſchleunigte. — Was war das, Hiolm, das ich damahls für einen fühlte, den du wohl kennſt? Liebe doch nicht? — O nein, dieſe Leidenſchaft ſollte ich erſt ſpäter kennen lernen!

Jahre vergingen. Der ſchöne Knabe, den ich nicht mehr ſah, konnte, wie Thulis meynte, nun wohl zum Jüngling herangereift ſeyn, und meinem Herzen ernſtlichere Gefahr drohen, wenn ihn das Schickſal mir wieder entgegen führte. Sie ſcherzte fleißig mit mir über dieſen Gegenſtand, und ich nahm dieſen Scherz auf, wie ein Mädchen von dem andern ſo etwas aufzunehmen pflegt; wir commentirten und erweiterten das

Abentheuer, belachten es von ganzem Herzen, und — vergaßen es.

Ach, die Zeit nahte heran, da wir die jugendlichen Scherze unter der Hand des Unglücks bald gänzlich vergeſſen ſollten. Wir hatten die heiſſen Quellen, dergleichen es in dem Königreich meines Oheims viele giebt, beſucht, und uns an den ſeltſamen Naturerſcheinungen beluſtigt, die man in dieſen Gegenden wahrnimmt; auf der Rückreiſe reizte mich eine ſchöne Fläche voll grünen Berggraſes zum Spatziergang. Es war nah am Ufer des Meers. Ein Seeräuber, der mit ſeinem Schiffe hinter einem Felſen lag, ward uns gewahr, und hielt uns für gute Beute. Wir wurden geraubt, und ehe man am Hofe des Königs von Thule unſern Verluſt wiſſen konnte, waren wir bereits viele Meilen weit in die See einem Schickſal entgegen geführt, das für eine Seele, die das Süße der Freyheit kennt, das Schrecklichſte unter der Sonne iſt.

Wir wurden Sclavinnen, Sclavinnen Nabdocks, des übermüthigſten unter allen Söhnen des Raubes. Schon längſt hatte er Abſichten auf die Schneeinſel gehegt; der Beſitz der Erbin dieſes Landes, feuerte ihn an zu noch kühnern Gedanken. Thulis ward von ſeiner beleidigenden Liebe gequält, ſie war ſeine Sclavin und ſollte ſich die Freyheit durch das Opfer ih-

rer Händ erkaufen. Ich verſchweige, in wie weit Naddocks Bande mich feſſeln konnten, aber da ich zu ſchwach war, meine Freundin mit mir frey zu machen, ſo war ja wohl das wenigſte, was ich für ſie thun konnte, daß ich nebſt ihr gefangen blieb, bis ſich unſer Schickſal änderte.

Wir litten viel von unſerm grauſamen Eigenthumsherrn, und Thulis würde wahrſcheinlich ohne mich noch mehr gelitten haben. Naddock ahndete in mir etwas außerordentliches. Er hatte eine Art von Furcht vor mir, deren Grund ich beſſer wußte, als er; ein Wort von mir konnte ihn in die Gränzen der Ehrfurcht zurückſchrecken, wenn die Leidenſchaft für meine Freundin ihn zuweilen derſelben vergeſſen machte.

Wie lange die Ahndung von der Gegenwart eines höhern Weſens im Stande geweſen ſeyn würde, einen wilden Menſchen im Zaume zu halten, das weis ich nicht. Das Schickſal ſorgte für baldige Endigung unſerer Verlegenheit, es ſpielte uns in deine Hände. — O Hiolm! du weiſt das Uebrige! Ich ſah dich, meine Augen kannten dich nicht mehr, aber mein Herz that es! Das ehemahlige kindiſche Wohlgefallen an dem Knaben auf der Erleninſel, ward, auf den Helden von Seeland übergetragen, zur mächtigen Leidenſchaft. Mein Herz ſchlug für dich, ich wußte nicht warum. Ich ward die deinige,

und konnte es nicht errathen, was mich die ſtolze Tochter des Erlkönigs, ſo ſchnell zum Mißbündniß mit einem Sterblichen geneigt machte!

Du erzählteſt mir deine frühe Jugendgeſchichte, ich räumte ſie mit der meinigen zuſammen, und ſahe nun klärer; wir waren alte Bekannte, ſchon längſt vom Schickſal zu gegenſeitiger Liebe beſtimmt, Gott gebe von einem günſtigen Schickſal! ich hoffe nicht, daß der Fluch des Fürſten von Mona hier einen Einfluß haben ſoll. Ich liebe in Hiolm keinen gemeinen Sterblichen, liebe in ihm den Edelſten ſeines Geſchlechts!

Ich hielt es nicht für gut, dich von dem Zuſammenhang deiner Geſchichte mit der meinigen zu unterrichten, oder dir zu ſagen, daß du in mir ein Weſen aus einer höhern Sphäre liebteſt; hierzu kannte ich dich noch nicht genug, du mußteſt erſt geprüft werden, aber wärſt du in dieſer Prüfung nicht beſtanden, ſo hätten wir uns trennen müſſen, auf ewig.

Ich liebte dich ſehr genug, um dieſe Trennung wie den Tod zu ſcheuen, und hielt es daher, als mir einige Zweifel in deine Standhaftigkeit in den Sinn kamen, fürs beſte, das Räthſel früher zu löſen, als du, von meinen Feinden aufgewiegelt, einen Schritt thäteſt, den ich nicht hätte verzeihen dürfen. Ich erfand di-

Reiſe zum König von Thule, ich wußte, daß dieſer gute Prinz ſeine Tochter und mich im Bilde augenblicklich kennen, und daß ſich hieraus alles andere entwickeln würde; auch wußte ich, daß er ſich zu unſerm Vermittler beym Erlkönige aufwerfen, und daß er hierin vielleicht glücklich ſeyn würde. So ſahe ich dich voll ſüßer Hoffnungen abreiſen, und wußte nicht, daß mir in deinem Vaterlande, von deinen nächſten Freunden, zu eben der Zeit, Unglück bereitetet wurde, da ich mich ganz für dich aufopferte, die Liebe meines Vaters, Kron und Thron, die Hoheit meiner Abkunft, und die Hoffnung der Unſterblichkeit, für dich in die Schanze ſchlug.

Noch weis ich nicht genau, was dein Vater wider mich im Sinne hatte, wollte er mich tödten, wollte er mich in entfernte Welttheile als Sclavin verkaufen, oder, welches noch ärger geweſen wär, wollte er mich in die Hände des Fürſten der Inſel Mona liefern. Ach ich habe ſeit einiger Zeit Muthmaßungen, daß dieſer mein alter Verfolger, Gott weis durch welchen Zufall, beym Leben erhalten wurde, und mit dem heimtückiſchen Kaufmann von Seeland in heimlichen Traktaten ſteht. Er hat ſeine Abſichten auf mich noch nicht aufgegeben, er wünſcht mich oder meinen Sohn zu beſitzen; ſo viel ſehe ich ziemlich

klar,

klar, das übrige liegt noch vor mir in Dämmerung gehüllt. Hiolm, hüte, hüte dich! du biſt ein kurzſichtiger Sterblicher, er könnte ſeine Pläne vielleicht durch deine eigene Hand auszuführen ſuchen!!

Edda ſagte dieſes mit großer Bewegung, einige Funken ſprühten dabey aus ihren Augen; eine Erſcheinung, die Hiolm noch nicht an ihr geſehen hatte, und die ihm nicht ganz zu gefallen ſchien. — Er verbarg ſein Entſetzen, gab ihr die Verſicherungen, die ſich denken laſſen, und ſie fuhr fort.

Dein treuloſer Vater wählte zum Glück zu Erreichung ſeiner Abſichten ganz falſche Mittel; ſein Alliirter mußte ihn ſchlecht unterrichtet haben. Er brachte mich auf meine geliebte Erlinſel in Sicherheit, einen Ort, von wo mich weder Menſchen noch Geiſtergewalt entführen kann, wenn ich nicht ſelbſt will. Thulis weis das Entzücken, mit welchem ich mein Eyland begrüßte, weis die vergnügten Tage, die wir dort im Kreis der Geſchöpfe aus meiner Klaſſe verlebten. Es iſt Schade, daß Thulis nur ein Erdenmädchen iſt, ſie ſchickte ſich in unſere Sitten, als wär ſie eine der Unſern, und ſo wurde ſie auch von uns geliebt.

Unſere feyerliche Abholung von der Erlinſel, die der Anfang dieſer Reiſe ward, weiſt du. Deines Vaters Forderung ihm meinen Sohn zurück

zu laſſen, haſt du auch gehört; faſt verließ mich bey derſelben meine mühſam behauptete Mäßigung; ich erkannte die Tücke des Fürſten von Mona in dieſem Zuge zu deutlich. Noch einmahl Hiolm, hüte, hüte dich! daß du nicht etwa einſt ſelbſt, durch dieſen Verräther berückt, das Werkzeug zu unſerm Unglück werdeſt; eine dunkle Ahndung ſchwebt mir vor, daß du ſchon einſt in ſeinen Stricken geweſen ſeyſt.

Hiolm war froh, daß dieſe Warnung von ſeiner Gemahlin diesmahl ſanftmüthiger ausgeſprochen wurde, als zum erſtenmahle; er umfaßte ſie, und verſprach ihr alles, was ſie wollte. Keines Dinges in der Welt war er ſo ſicher, als ſeiner Treue gegen ſie, ob er gleich fühlte, daß es ihm lieber geweſen wär, die ſchöne Edda eine Erdbürgerin, als ein Weſen höherer Art zu ſehen; dies wars eben, was die Erlprinzeßin beſorgt haben mochte, und darum hatte ſie ſich ihm ſo ſpät als möglich offenbart.

Hiolm ſuchte den hohen Stand ſeiner Gemahlin zu vergeſſen, ſo viel er konnte, und ſie kam ihm darin treulich zu Hülfe. Ihm zu Liebe ſtieg ſie ganz von ihrer Höhe herab, war ſanft, unterthänig, ohne alle Anſprüche, ein vollkommenes irdiſches Weib von der beſten Gattung, die es auf dieſem Erdenrund giebt; ſie kannte ihren Vortheil, ſie wußte, daß man nicht blenden muß,

wenn man gefallen will, und daß ſcheue Ehrfurcht ſich nicht mit inniger Liebe verträgt.

Zärtlich theilte ſie jede Freude, jeden Kummer, mit ihm, und was das Letzte anbelangt, ſo machte ihn die Liebe ohnedem gemeinſchaftlich. Ihre höchſten Beſorgniſſe gingen jetzt auf die Aufnahme zu Thule. Wird unſer Vermittler geſiegt haben? Wird der Erlkönig unſre Liebe billigen und nicht trennen? Wird er den alten Plan, ſeine Edda zur Königin von Scandinavien zu machen, auch um Hiolms willen, gern und gänzlich aufgeben? — Dieſes waren die Fragen, welche die zärtlichen Gatten einander täglich vorlegten, bis die lange Reiſe zu Ende ging, und der Erfolg ausweiſen mußte, was man zu hoffen habe.

Sie ſtiegen zu Thule ans Land, und o Freude! Edda ſah ihren Vater an der Seite ihres Oheims ihr entgegen kommen! Während Thulis von dem letztern väterlich bewillkommet wurde, erhielt ſie die nämliche Aufnahme von dem erſten. Gegen Hiolm geberdete ſich der Erlkönig etwas kaltſinnig, aber ſein und Eddens kleiner Sohn ward deſto zärtlicher von dem Geiſterprinzen geliebkoſt, man ſahe wohl, daß dieſes Kind die einzige Urſach war, warum an keine Trennung eines Bündniſſes gedacht wurde, das übrigens nicht ſonderlich nach dem Geſchmack des ſtolzen Fürſten ſeyn mochte.

— Hiolm war ſo vergnügt, als er ſeyn konnte, im Grunde aber behagte ihm die hohe Schwägerſchaft nicht allzuſehr; beſonders mißfiel es ihm, daß der ungeſtüme Erlkönig die garſtige Angewohnheit hatte, bey aller Gelegenheit mit Funken um ſich zu ſprühen; was bey unſer einem heißt, das Blut ſteigt uns ins Geſicht, das war bey dem Geiſterfürſten gleich Feuer und Flamme. Hiolm hatte dieſe Erſcheinung ein einigesmahl an ſeiner Edda wahrgenommen, und ſchlechte Freude daran gefunden, wie hätte ſie ſeinen Beyfall haben ſollen, da er ſie an einem Geſchöpf ſahe, das ihm über und über mehr Furcht als Liebe erregte! — Die Politeſſe wollte indeſſen, daß man nichts von ſolchen Gefühlen äußerte, Hiolm verſchloß ſie im Innerſten ſeines Herzens, und beſchloß, ſich vor dem vornehmen Schwäher zu hüten.

— Als man einen Monat und einen halben zu Thule geweilt hatte, ſagte der Erlkönig, es ſey nun Zeit, ſeine Tochter und ſeinen Enkel heimzuführen, und ſeinem Eydam die Hauptſtadt ſeines Königreichs zu zeigen. Hiolm trug ſchlechtes Belieben zu dieſer Reiſe, aber er hätte kein Held ſeyn müſſen, hätte er hier die mindeſte Furcht geäußert. Der alte König von Thule, der einen tiefern Blick in das Herz des jungen Mannes that, als die andern alle, ſprach ihm insgeheim einen Muth ein, und ſo ging man mit ziemlicher Faſſung zu Schiffe, einen Weg anzutreten, deſſen

Ende wenigſtens Hiolm nicht wußte; er war entweder ſchlecht in der Geographie ſeiner Zeiten bewandert, oder die Hauptſtadt des Erlkönigs ſtand auf keiner der damahligen Landkarten.

Er nahm ſich oft die Freiheit, ſeinem Schwiegervater darüber einige Fragen vorzulegen, aber er erhielt allemahl unbefriedigende Antwort. Eines Tages, da er in ziemlicher Einigkeit mit ihm auf dem Verdeck ſtand, und ſeine gewöhnlichen Nachforſchungen erneuerte, übernahm den ungeſtümen Erlkönig der lang verbiſſene Grimm ſo heftig, daß er nicht ſäumte, einen Anſchlag auszuführen, den er lang im Sinn gehabt hatte, und dem jetzt, da ſie ohne Zeugen waren, nichts im Wege ſtand. Meine Hauptſtadt, ſagte er zu dem fragenden Hiolm, ſollſt du wohl nimmermehr ſehen; gehe hin, und ſuche ſie im Abgrund des Meers!

Mit dieſen Worten gab der boshafte Geiſterfürſt dem unglücklichen Gemahl der ſchönen Edda einen ſo heftigen Stoß, daß er über Bord viele Ellen weit hinaus in die See flog, die ihn mit gierigem Rachen hinabſchlang. Hiolm war klug, vorſichtig, ringfertig und ſtark, ein anderer hätte ihm dieſen Streich ſo leicht nicht ſpielen ſollen, ohne ihm im Fallen Geſellſchaft zu leiſten; aber hier war die Partie ungleich; welcher Sterbliche kann ſich mit einem übermenſchlichen Weſen meſſen?

Während Hiolm ſank und ſank bis auf des Meeres Boden, bis zu den Grundveſten der Berge, erhob der Erlkönig auf dem Schiffe ein gewaltiges Geſchrey über den Unfall, der ſeinen lieben Eydam betroffen hatte. Seine Tochter bey gutem zu erhalten, war ihm daran gelegen, daß ſie ihn bey dem Verluſt ihres Gemahls auſſer Verdacht ließ. Er ſtellte ſich daher gewaltig beängſtigt. Alles, was im Schiffe ſchwimmen konnte, ward aufgeboten, den Mann zu retten, den ſein treuloſer Schwäher jetzt zum erſtenmahl mit den zärtlichſten Beynamen beehrte; er ging ſo weit, ſich ſelbſt hinabzulaſſen in die tobenden Wellen, gleich als wollte er Hiolms Rettung mit eigner hoher Hand bewürken, ein König wie dieſer, der ſich in allen Elementen gleich gut zu behelfen weis, konnte ſo etwas wohl wagen, ein anderer würde mehr Sorgfalt für ſeine geheiligte Perſon bewieſen haben.

Was Edda hierbey ſagte und begann, iſt leichter zu denken als zu beſchreiben. Wär ſie eine gemeine Sterbliche geweſen, ſie würde bey ähnlichen Gefühlen, als ſie hegte, ihrem Gemahl ſogleich nachgeſprungen ſeyn. Ihr hätte ein ſolcher Sprung nichts gefrommt; ein Geiſterleben iſt nicht ſo leicht im Ocean ausgelöſcht, und doch wie gern hätte ſie das ihrige aufgegeben, um Hiolm zu retten. Die Unſterblichkeit war nichts in

ihren Augen, ſeit ſie die Liebe zu einem Erdbürger von ihrer phantaſtiſchen Höhe herabgebracht hatte.

Hiolm war indeſſen nicht ſo verlaſſen und verloren, als Edda beſorgte und ihr Vater glaubte. Die nehmliche Macht, die ihn in ſeinen Knabenjahren ſchon einmahl das Leben im Waſſer gefriſtet hatte, war auch hier geſchäftig; ſo tief er geſunken war, ſo hoch ward er auf einmahl empor gehoben. Er fühlte ſich mit der Hälfte des Leibes über dem Waſſer, er wußte nicht wie; er ſchwamm auf ſtürmenden Wellen dahin, er wußte nicht auf was Art; gemeine Schwimmerkunſt, in der er freylich treflich geübt war, half hier nicht; ein Wunder war es, das ihn rettete.

Als er ſeine ſeltſame Farth ohne Fahrzeug, Ruder und Seegel bis an dem Abend fortgeſetzt hatte, ſah er auf einmahl Land, und ehe eine Viertelſtunde verging, warf ihn eine groſze Welle mit ziemlicher Beſcheidenheit auf das Ufer einer ſchönen grünen Inſel, deren erſter Anblick ſchon bezauberte, und die auch bey näherer Beſichtigung keinen andern Fehler hatte, als daß ſie wüſte war.

Als Hiolm ſich erholt und die Nacht in ſüſſer Betäubung verſchlafen hatte, geſellten ſich zu dem frohen Gedanken: ich bin gerettet! eine Menge andre, die nicht ſo angenehm waren. O Edda, Edda! rief er, wie ward ich von dir getrennt, und wie ſoll ich dich wieder finden! —

Er durchging mit den traurigſten Gedanken die ganze Inſel; Troſt für eine Beſorgniß, die er noch nicht einmahl gefühlt hatte, für die Sorge um ſeine Lebenserhaltung fand er genug; überall friſche Quellen und fruchttragende Bäume, überall einladende Schatten zu Ruhe und Wohnung, nirgend ein ſchädliches Thier; aber — dies war es auch alles. Keine Hoffnung anderer Art! überall tode Einſamkeit! rund umher genſeit der Inſel nichts als eine unermeßliche Fläche von Himmel und Waſſer, und alſo die volle Unmöglichkeit einſt ſeine Edda wieder zu ſehn.

Welches Schiff ſollte ſich in dieſen verlaſſenen Winkel der Erde verirren, ihn wieder zu der Geliebten zu bringen? Welcher Mund ſollte ihm nun ſagen, in welcher Himmelsgegend er ſich befände, oder ihm zu irgend einem Anſchlag der Rettung behülflich ſeyn? — Armer Hiolm, wär es wohl Wunder geweſen, wenn du dich der Verzweiflung überlaſſen, und dein Leben in den Wellen geendigt hätteſt, aus denen du kaum entkommen wareſt?

Es muß nicht gewöhnlich ſeyn, daß man ſich um einer verlornen Frau willen ins Meer ſtürzt, ſonſt wüßte ich nicht, wie Hiolm, der zärtlichſte Gatte, den es jemahls gab, der Verſuchung hätte widerſtehen können, es zu thun.

Zwey lange Jahre hielt er es aus, und lebte und trauerte und hofte immer, bis endlich der Himmel ſich ſeiner erbarmte, und mit ihm that, wie ihr ſogleich ſehen werdet. Der Himmel, ſage ich? war ihm das auch ganz zuzuſchreiben, was hier geſchah?

Hiolm trat einſt gegen den Abend die Wanderung an den Strand des Meers an, die er, weil ſeine Hütte nicht weit von demſelben entlegen war, des Tages mehrmahls zu wiederholen pflegte; an der äußerſten Spitze ſeiner Inſel glaubte er immer der entfernten Geliebten näher zu ſeyn, dort, meynte er, müßten ſeine Seufzer ihr Ohr eher erreichen, als zwiſchen den Bäumen und Hügeln ſeines Aufenthalts.

Als er nun dieſesmahl ſo der untergehenden Sonne entgegen ging, ſiehe, da wandelte aus dem Dunkel des Berges eine Menſchengeſtalt gegen ihn herauf. Langſam nahte ſie, und gab der ganzen Abendſcene, ich weis nicht, welche ſchauervolle Feyer.

Welch eine Erſcheinung! Der arme verlaſſene Inſulaner wußte nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſollte, er glaubte ſie vom Abendſtrahl geblendet, und ſchützte ſie mit der vorgehaltenen Rechten. Die Erſcheinung blieb. Jetzt kam ſie näher und auf einmahl ſtand ein großer majeſtätiſcher Mann vor ihm, deſſen ernſter tiefdenken-

der Blick etwas außerordentliches an ſich hatte. Der entzückte Hiolm ſahe jetzt nichts in ihm, als den Menſchen, und flog ihm mit dem Jubel entgegen, den ein ſolcher Anblick in ſeiner Lage erregen mußte.

Iſts möglich, ſchrie er, iſts möglich, daß ich endlich auf dieſer unbewohnten Inſel meines gleichen finde? O mein Bruder, wo warſt du in dieſen langen einſamen Jahren, daß du dich mir nicht einmahl zeigteſt!

Du biſt bis..r der einige Bewohner dieſer Inſel geweſen, verſetzte der Fremde, wie hätte ich mich dir zeigen ſollen? Ich komme dieſen Augenblick erſt herüber, mit dir über wichtige Dinge zu ſprechen.

Wie iſt das möglich? Weder Schiff noch Sturm können dich an dieſes Ufer gebracht haben.

Ich kam herüber auf unbekannten Wegen; die Urſach meiner Ueberkunft biſt du: Ich kenne dich wohl, Hiolm von Seeland! ich weis den ganzen Umfang deines Unglücks, auch die Bosheit des Erlkönigs, die er an dir verübte, iſt mir nicht verborgen; ſeine Ungerechtigkeit aufs höchſte zu treiben, ſteht er jetzt im Begriff, dein Weib an den König von Scandinavien zu vermählen. Der morgende Tag iſt zu dem Feſte angeſetzt, das du durch deine Gegenwart ſtören mußt. Es iſt nöthig, daß du in dieſer Stunde abreiſeſt, deine Rechte zu behaupten!

Abreiſen? wie kann ich das?

Lächerlich! Ich, der dich zweymahl aus den Wellen des Meers rettete, werde Mittel wiſſen, dich an den Ort zu bringen, wo ich dich haben will. Doch der Dienſt, den ich dir erzeige, iſt nicht klein, was giebſt du mir, deine Dankbarkeit zu bezeigen?

O alles, alles! nimm mein Leben! nimm das liebſte, was ich habe!

Das wär zu viel! Wiſſe, ich bin dir mit alter Schuld verhaftet, du magſt dafür die zweymahlige Rettung deines Lebens rechnen. Für das übrige will ich Bezahlung nehmen, aber nicht ſo viel, als du bieteſt; von dem Liebſten nur die Hälfte.

O laß dieſe Teidungen jetzt! ſchrie der ängſtliche Hiolm, und führe mich ſogleich dahin, wo ich in dieſem Augenblick ſeyn möchte!

Noch iſts zu zeitig, ſagte der Fremde mit ſeinem gewohnten Ernſt, die Sonne muß erſt ganz hinunter, ehe wir reiſen können. Setze dich jetzt und höre, was du nothwendig wiſſen mußt, um bey dem wichtigen Geſchäft ſo zu handeln, wie ich will.

Hiolm ſetzte ſich auf einen Stein dem Unbekannten gegenüber, der ſich ſchickte eine Erzählung zu beginnen, von welcher der Inſulaner nicht ein Wort vernahm, denn — o Wunder, bey dem erſten Eingang einer Rede, die dem Zu-

ſchnitt nach ziemlich lang werden mußte, fielen ihm die Augen zu, und er entſchlief.

Niemand hat wohl je weniger Neigung zum Schlummer gehabt, als Hiolm, da er von demſelben befallen wurde; ſein ganzes Weſen war mit Ungeduld erfüllt, dort zu ſeyn, wo Edda auf dem Punkte ſtand, ihm entriſſen zu werden; tauſend Gedanken, ob ſie gezwungen oder frey= willig der Treue gegen ſein Andenken entſage, ob er ſie bedauren oder mit ihr zürnen müſſe, wogten in ſeiner Seele auf und nieder, und kein Zuſtand iſt, wie bekannt, dem Schlafe ungünſti= ger, als dieſer. Gleichwohl befiel ihn mit dem erſten Laut, den er von der wichtigen Rede ver= nahm, eine ſolche Trägheit, daß er ſich kaum aufrecht zu erhalten wußte. Seine Augenlieder ſchloſſen und öfneten ſich wechſelsweiſe, er ſah den Unbekannten ſich gegenüber, hörte das Sum= men ſeiner Stimme, wußte bald nichts mehr von dem, was er ſah und hörte, und fiel in gänzliche Betäubung zurück; ein Umſtand, der vermuthlich mit zu dem Plane des Fremden gehörte, welcher etwa keine Luſt hatte, ihn die unbekannten We= ge, auf welchen er herübergekommen war, mit wachenden Augen machen zu laſſen.

Seinem Gefühl nach, hatte Hiolm lang ge= ſchlafen und ſeltſam geträumt, als jetzt die Be= täubung floh, und er im Begriff ſtand, die Au= gen zu öfnen. Edda treu? ſagte er zu ſich ſelbſt,

und doch im Begriff die Gattin eines andern zu werden? Ich, der einige, deſſen Gegenwart das verbrecheriſche Bündniß ſtören könnte, und doch hier auf dieſer verwünſchten Inſel angefeſſelt? durch eine Welt von Waſſern von der Gegend getrennt, wo ich ſo nöthig bin? O Adlersflügel, oder Eddas Schattengeſtalt, wenn ſie die Erlinſel beſuchte!! Ich erliege unter den Banden, die mich hier zurück halten.

So dachte Hiolm im Aufwachen, aber, als er ſich jetzt völlig ermunterte, als er ſich aufrichtete und um ſich her ſah, welch Erſtaunen, ſich an einem ganz andern Orte zu befinden, als wo er entſchlafen war!!

Er glaubte noch immer zu träumen, er rieb die Augen und ſah noch immer, was er gleich anfangs erblickte. Wo bin ich? ſagte er zu ſich ſelbſt; ſtatt der Bäume und öden Felſen meiner Inſel dieſes ſtolze Gebäu? das Marmorpflaſter unter mir, ſtatt des grünen Raſens, auf welchem ich entſchlummerte? Das feine Getöß von Menſchenſtimmen und geſchäftigen Händen, ſtatt der ewigen Todesſtille, die dort herrſchte? Dies iſt der Vorhof eines königlichen Pallaſts; aber wo? das iſt die Frage. Nie ſahe ich das, was mich umgiebt! Hat mich ein Wunder hieher gebracht? Doch dort kommen Leute, ich muß ſie fragen. Iſt es noch Traum oder Geſicht, das mich umgaukelt, ſo muß ſich die Sache nun gleich aufklären.

Hiolm, der in ſeiner zweyjährigen Einſamkeit nicht vergeſſen hatte, wer er war, und ſich in demſelben Augenblicke noch den nehmlichen Mann glaubte, der er ſeyn mochte, als ihn des Erlkönigs Majeſtät über Bord zu werfen geruhte, rufte mit herriſchem Ton einen der Diener herüber, die er in den benachbarten Hallen auf und ab gehen ſah. Man kam, aber nicht um ſeine Befehle zu hören, oder auf ſeine Fragen Antwort zu geben, ſondern ihm ins Geſicht zu lachen.

Wo ihr ſeyd? ſagte endlich einer; Nun wahrhaftig, einfältiger hat nie ein ſchmutziger Bettler gefragt! Wie ihr hieher kommt? Dieſe Frage geben wir euch zurück! Ihr wißt doch hoffentlich wohl, daß Euresgleichen nicht in dieſen Pallaſt gehören? Seyd ſo gut und entfernt euch, denn wenn der Schloßwart vorübergeht, und ſieht euch, ſo möchte es übel um euch ſtehen!

Hiolm warf bey dieſen Worten einen Blick auf ſeine Kleidung, und fand ſie für eine Welt, in welcher man alles nach der äußern Schale beurtheilt, in der That nicht ſehr glänzend. Die Kleider, welche er bey ſeiner Ueberkunft auf die Inſel getragen hatte, waren längſt zerriſſen, gegenwärtig beſtand ſeine Hülle in einem alten Seegeltuche, zu welchem er, wir wiſſen nicht wie, gekommen war. Das einige was ihm hätte Ehrfurcht erwecken und ſeinen Stand muthmaßen laſſen können, war ſein gutes Schwerd, an deſſen

Griff einige groſse Edelgeſteine faſſen; es war ein Geſchenk des Königs von Thule, ihm auch um des Gebers willen unſchätzbar, und daher von ihm ſo unzertrennlich, daß er es weder Tag noch Nacht abgürtete, und alſo bey der Reiſe, auf dem unbekannten Wege, auch mit herüber gebracht hatte. Sein Auge fiel im Ueberſchauen ſeiner Hülle auch auf dieſes Denkmahl ehemahliger Gröſse, und es war, als wenn ihm dieſer Anblick einige Beruhigung in die Seele strömte. Die Diener achteten nicht weiter auf ihn, und verließen ihn lachend. Er ſah wohl, daß er es auf eine andere Art anfangen müßte, wenn er hier fortkommen wollte. Er fühlte peinlichen Durſt und bat, indem er mit gemilderter Stimme ihnen nachrief, um einen Trunk Waſſer.

Gut, antwortete einer, Höflichkeit möchte dir hier ehe helfen, als Troz. Folge uns, und du ſollſt deinen Durſt ſtillen, aber nicht mit Waſſer; wiſſe, hier wird heute nichts als Wein getrunken. Man reichte ihm einen vollen Becher, er labte ſich und dankte, allein man gab ihm zu verſtehen, daß es hier nicht mit bloßem Dank gethan wär; du biſt ſtark genug zu arbeiten, ſagten ſie, und an Arbeit für deines gleichen fehlts hier nicht. Nimm den Waſſereimer, ſchöpfe aus dem Springbrunnen und beſprenge das Marmorpflaſter, daß es nicht ſtäube, wenn der König und die Prinzeſſin über den Hof in den Garten gehn.

Aber, mein Gott, rief Hiolm, kann ich auch erfahren, wo ich bin, und von was für Königen und Prinzeſſinnen hier die Rede iſt. — Von wem anders, war die Antwort, als von unſerm gnädigen Herrn, dem König von Scandinavien, und der Tochter des Königs der unbewohnten Inſeln, ſeiner Braut, die ihm heute an die Hand geſtellt werden wird.

Hiolm ſah nun auf einmahl helles Licht. Der Ehrennahme, deſſen ſich der Erlkönig im Curialſtyl zu bedienen pflegte, war ihm nicht unbekannt, und der Name des Königs von Scandinavien noch weniger. — Alſo iſt alles, was mir geſtern begegnete, und wovon ich heute die Fortſetzung ſehe, doch kein Traum? ſagte er zu ſich ſelbſt. Edda Braut eines andern? ich im Vorhof ihres Pallaſts die Hochzeitfreude zu ſtören? aber in dieſer Geſtalt, in der mich nicht einmahl die nichtigen Diener reſpektiren? — Himmel, wie ſoll ich es anfangen? O, daß ich die Rathſchläge des Unbekannten nicht verſchlafen hätte! Er wollte mir ſagen, wie ich mich bey der Sache nach ſeinme Willen benehmen ſollte, aber ich will ſterben, wenn ich ein Wort weis; der betrügeriſche Schlummer hat mich um alles gebracht.

Unter dieſem Selbſtgeſpräch hatte Hiolm ſeine Waſſereymer gefüllt, und fing an das Marmor-

morpflaſter zu beſprengen; er machte es ſo ziem⸗lich ungeſchickt, denn eines theils hatte er nie ein ähnliches Geſchäft unter Händen gehabt, andern⸗theils war ihm ſein Kopf auch ſo voll von ſelt⸗ſamen Gedanken, daß er ſelbſt nicht wußte, wie ihm zu muthe war, und daß er ſich wohl bey den allergeläufigſten Uebungen albern angeſtellt haben würde.

Er war eben wieder zum Brunnen gegan⸗gen, um noch einmahl zu ſchöpfen, als dicht bey ihm aus dem Haupteingange des Schloſſes eine weibliche Geſtalt vorüber ſtrich, die er au⸗genblicklich erkannte, und ihr einen ſehnenden Blick nachſchickte. Es war die ſchöne Thulis, die Tochter des Königs der Schneeinſel, die hin⸗ab in den Garten eilte, für ihre Freundin ei⸗genhändig noch einige Blumen zum Brautſchmuck zu pflücken. Ja, wenn ich dieſe ſprechen könn⸗te! ſagte er zu ſich ſelbſt. Doch wird ſie mich auch für den erkennen, der ich bin? Ach, mei⸗ne Kleider ſind es nicht allein, die mich un⸗kenntlich machen, Zeit und Jammer mögen mich wohl ſehr geändert haben!

Hiolms Vermuthung war nicht im ſtreng⸗ſten Verſtande wahr. Der Gram der Liebe, ſagt man, vermindert die Schönheit nicht. Er hatte auf ſeiner Inſel ganz gut leben können, auch hatte er daſelbſt die Sorge für ſeine Per⸗

ſon nach Art anderer wüſten Inſulaner nicht ganz vernachläßigt. Es war hier weder von langgewachſenem Bart, noch ausgezehrtem ſonnenbrändigten Geſicht, noch trüben verloſchenen Augen, die Rede. Ein wenig beſchatteten die dunkeln Locken ſeine Heldenſtirn, und die roſigten Wangen, er ſchlug ſie zurück, wuſch ſich aus der Fontäne, gürtete das koſtbare Schwerd über den groben Kittel, und machte ſo eine zwar etwas ſeltſame, aber nicht ganz unintereſſante Figur. —

Wie kenntlich er war, das bewies das Erſtaunen der ſchönen Thulis, welcher er, bey ihrer Rückkunft aus dem Garten, gerade entgegen trat, und die bey ſeinem Anblick laut aufſchrie.

Wie? rief ſie, Hiolm von Seeland? In dieſer Verkleidung? zu dieſer Stunde? — O, wo ſeyd ihr bisher geweſen? — Daß ihr noch am Leben wäret, muthmaßten wir erſt vor kurzem; aber euer Auſſenbleiben! euer ewiges Auſſenbleiben!

Vielleicht hätte es noch länger dauern ſollen, Thulis! erwiederte Hiolm mit einiger Empfindlichkeit. Einer Gattin, die ſich für Wittwe hält, und zur zweyten Ehe ſchreiten will, kann der Anblick des erſten Gemahls am Hochzeittage nie erwünſcht ſeyn!

Das ſollt ihr ſogleich erfahren, erwiederte ſie. Ich eile euren Namen der betrübten Braut zu nennen.

Hiolm, der das Feuer ſcheute, mit welchem die Prinzeſſin der Schneeinſel in allem zu Werke ging, rufte ihr nach: Behutſamkeit! aber an dieſe löbliche Tugend war weder bey ihr noch bey ihrer Freundin zu denken. Edda ſaß am Putztiſche, als ihr die Athemloſe Thulis den Namen ihres verlornen Gemahls nannte, und das Entzücken übermochte die treue Gattin ſo ſehr, daß ſie den kaum halbvollendeten Anzug, den königlichen Wohlſtand und jede Bedenklichkeit ganz aus den Augen ſetzte, und mit aufgelößtem Haar, mit unbedecktem Buſen, mit fliegendem Gewand hinabeilte, ihrer Freundin nach, in den Marmorhof, wo ſie das Glück finden ſollte, das ſie längſt, ach längſt nicht mehr gehoft hatte, das Wiederſehen des erſten und einzigen Sterblichen, der ſich ihrer Liebe rühmen konnte.

Wie ſchön war ſie in der Unordnung, mit welcher ſie ſich ihrem Hiolm in die Arme ſtürzte! wie ſchön in den Thränen der Liebe, die ſie an ſeinem Buſen vergoß! — Das ganze Hofgeſinde verſammelte ſich, um das ſeltſame Schauſpiel, wie ſich die königliche Braut mit einem Waſſerträger letzte, mit anzuſchauen; auch kamen die drey Könige, der von Scandinavien, der Erlkönig und der alte König von Thule auf dem Balcon zum Vorſchein, um zu ſehen, was es gäbe. Sie hatten den ſchnellen Schritt der beyden Damen an den Stiegen gehört, ſie ver-

nahmen nun das Getümmel unten im Hofe, und verließen voll Neugier die vollen Pokale, bey welchen ſie immer ſaßen, um ſich einen Anblick zu verſchaffen, der wenigſtens zweyen von ihnen nicht erwünſcht ſeyn konnte.

Der König von Scandinavien rieb ſich die Stirn, der Erlkönig ſprühte Funken, und nur der gute alte König der Schneeinſel hielt es für gut, ſich nicht ehe zu erzürnen, bis man die Sache näher beleuchtet hätte. Der Name Hiolm, welcher tauſendmahl aus dem Munde der entwickten Gattin tönte, löſte ſehr bald das ganze Räthſel, aber die Sache gut zu machen, war er nicht hinlänglich; bey dem Erlkönige diente er nur dazu, ſie noch mehr zu verſchlimmern. Seltſame Dinge würden erfolgt ſeyn, wenn der weiſe Greis, der viel über den heftigen Geſterprinzen vermochte, nicht ein Wort im Ernſte mit ihm geredet, und denn hinabgegangen wär, die vierte Perſon bey dem ſeltſamen Schauſpiel abzugeben, das dieſen ganzen Tag über noch ſo viel abändernde Scenen hatte, daß wir ein halbes Dutzend Blätter füllen könnten, blos ſie zu ſchildern.

Dies wär unnöthig, es ſey genug, zu ſagen, daß, da ſich die Identität des wiederkommenden Gemahls nicht bezweifeln ließ, gegen Abend unter der Vermittelung des Königs von Thule Traktaten zu Stande kamen, mit welchen alle Theile zufrieden waren oder zufrieden ſeyn

mußten. Daß Hiolm und Edda ungetrennt blieben, forderten alle göttliche und menſchliche Rechte. Selbſt die Geiſterpolizey, an welche ſich der Erlkönig hielt, ſprach für die Unauflöslichkeit der Bande, die der kleine Hiolm, der Sohn der wiedervereinigten Gatten beſtätigte. Der König von Scandinavien entſagte ſeiner Braut, weil ein anderer frühere Rechte auf ſie hatte, und er that es mit der beſten Art von der Welt; denn er war keinesweges der böſe Fürſt, wie ihn Edda, welcher ihr kleiner Eigenſinn manchmahl einen Streich ſpielte, ehemahls ihrem Hiolm geſchildert hatte. Der Erlkönig mußte ſchweigen, weil er beſorgte, Hiolm möchte ihn durch laute Erzählung der Meuchelthat beſchämen, die der Grund all dieſer Unordnungen war; aber ſein Widerwille vor der Verbindung mit einem gemeinen Sterblichen, der weder Kron noch Thron hatte, war auch in ſeinem Schweigen nicht zu verkennen.

Der König von Thule durchſchaute ihn ganz; und man höre, was er zum Beſten des Ehepaars that, das er in ſeinen Schutz genommen hatte. Iſt der Held, Hiolm von Seeland, ſagte er, zu gering, der Eydam des Königs der unbewohnten Inſeln zu werden, ſo wird Hiolm, der Erbe des Throns von Thule, vielleicht beſſeres Glück haben. Die Geſetze meines Reichs ſchlieſſen meine Tochter von der Thronfolge aus, ſie wird den beſitzen, den ihr ihr künftiger Gemahl zubringt,

den meinigen mußte ich Fremden laſſen. Wohlan, ſo ſey Hiolm dieſer Fremde, er iſt es zwar weder meinem Herzen noch meinem Volke, er hat ſich um das eine ſchon ſo verdient gemacht als um das andere, und verdient die Belohnung, die ich ihm ſchon ehe zugedacht, als all dieſe Dinge ſich ereigneten. Heil! Heil dem künftigen König von Thule! dem Retter meiner Tochter und meines Landes! dem glücklichen tapfern Hiolm von Seeland!

In den Zuruf des guten Königs ſtimmten alle Große der Schneeinſel ein, welche gegenwärtig waren, die Liebenden ſanken ihm zu Füßen und nennten ihn Vater, der Erlkönig gab ſich, und der König von Scandinavien, um auch etwas ruhmwürdiges zu thun, ordnete, daß das Feſt der Wiedervereinigung Hiolms und ſeiner Edda, dieſen Abend mit eben der Pracht ſollte gefeyert werden, als wär es ſein eigenes Hochzeitfeſt geweſen.

Alles war Wonne nun, alles Entzücken! Der Pallaſt tönte wieder von Freudengeſchrey. Als die Nacht einbrach, erſchufen tauſend angezündete Kerzen einen künſtlichen Tag. Man ſetzte ſich zur Tafel, und der König von Scandinavien überließ Hiolm von Seeland gern den Platz neben ſeiner Edda, denn er hatte den Seinigen bey der ſchönen Thulis genommen. Man lachte, man ſcherzte, man ließ die goldnen Po-

kale herumgehen, und dachte ſich tauſend Meilen weit von dem Unglück entfernt, als es auf einmahl die eiskalte Hand nach den Kindern der Freude ausſtreckte.

Alle Augen der Gäſte hefteten ſich plötzlich zu gleicher Zeit auf eine Stelle, und das, was ſie erblickten, ſchien ein allgemeines Schrecken, deſſen Grund man ſich ſelbſt nicht ganz erklären konnte, zu verbreiten. Mitten im Saal, der frohen Tiſchgeſellſchaft gegen über, ſtand ein Mann, man wußte nicht, wer er war, man wußte nicht, woher er kam. — Er nahte ſich mit feyerlicher Langſamkeit der Oberſtelle, wo Edda mit ihrem Gemahl ſaß. Kennſt du mich, Hiolm von Seeland? ſprach er, ich bin der, durch deſſen Hülfe du das gegenwärtige Entzücken genießeſt. Ich komme meinen Lohn zu fordern; erinnere dich, daß du mir geſtern die Hälfte des Liebſten, was du beſitzeſt, verſprochen haſt.

— Fordere, ſagte Hiolm, der ſich nichts Arges verſah und allein nicht erſchrack, fordere, ich bin bereit, mein Verſprechen zu halten. Ich bin jetzt ſo reich, daß ich dir leicht die Hälfte meiner liebſten Schätze abtreten kann, ohne darum zu verarmen.

Biſt du? — antwortete der Unbekannte. — Wohlan, ich weis, daß du auf der Welt nichts liebers haſt, als dieſes Weib und dieſes Kind; ich will nicht grauſam ſeyn, wähle du ſelbſt, welches von beyden du behalten, und wel-

ches du mir überlaſſen willſt. — Du zögerſt? Kannſt du das mir gethane Verſprechen leugnen?

Edda hatte all diese Zeit über im ſtummen Entſetzen dageſeſſen, erſt jetzt fand ſie Worte ihre Gedanken zu äußern.

Ein ſolches Verſprechen konnteſt du thun? fragte ſie, indem ſie ſich zu Hiolm wandte. Und kennteſt du den, dem du es thateſt! — O Hiolm! Hiolm! unvorſichtiger, blödſinniger Sterblicher! wie recht hatte ich, dir ehemals das, hüte, hüte dich! zuzurufen. Dies iſt der Fürſt der Inſel Mona, unſer alter Feind, du biſt in ſeine Fallſtricke gefallen, vor welchen ich dich warnte, und welche Macht ſoll dich nun retten? du ziehſt mich und meinen Sohn mit dir in den Abgrund hinab! Wir ſind alle verloren!

Hiolm war bey dieſer Rede, ſowohl des unbeſcheidenen Forderers, als ſeiner Gemahlin, mehr tod als lebendig. Allgemeines Entſetzen bemächtigte ſich der ganzen Verſammlung. Einige weinten laut über das kurze Glück der beyden wiedervereinigten Gatten, andere, die die Macht des Fürſten der Inſel Mona nicht kennten, drohten, und noch andere boten ihm Schätze, Länder und Kronen an, um ihn zu befriedigen. Er verlachte alles, und beharrte auf ſeiner Forderung. Das iſts, weinte Edda, was ich mich zu dir verſahe, ich wußte, du würdeſt nicht ruhen, bis du mich zur Vergeltung, für einſt

verſchmähte Liebe, gränzenlos unglücklich gemacht hätteſt! — Gott! wen wird nun das Loos des Elends treffen, mich? oder dies unſchuldige Kind?

Es iſt mir lieb, ſagte der Furchtbare, daß du die Urſach meiner Rache und die Rechtmäßigkeit derſelben erkennſt; doch würde die ſchöne Edda ſehr irren, wenn ſie glaubte, ich geizte noch nach ihren Beſitz, nein, um ſie von dem Gegentheil zu überführen, erkläre ich mich in dieſem Augenblicke, daß ich ſie willig ihrem Gemahl überlaſſe, und mit dieſem Kinde, das mir anſteht, den Weg nehme, den ich hieher gekommen bin. Lebt wohl, und denkt nie an das Wiederſehen!

Mit dieſen Worten bemächtigte er ſich des kleinen Hiolms, den ſeine weinende Mutter vergebens in ihren Armen feſt zu halten ſtrebte, und den ihr Gemahl, den ſchon vor dem Verluſt ſeiner Geliebten bange geweſen war, zwar mit Schmerzen, aber doch einigermaßen getröſtet, in der Gewalt des Unerbittlichen ſahe.

Tröſte dich, Edda! ſagte er, dieſer Mann wird unſerm Kinde kein Leid zufügen. Ob er der von dir ſo ſehr gefürchtete Fürſt der Inſel Mona iſt, weis ich nicht, aber ſo viel weis ich, er iſt derjenige, der mich zweymahl dem Tode aus dem Rachen riß, er iſt derjenige, dem ich deine Wiedererlangung danke; meynſt du, daß uns von einem ſolchen Unglück zuwachſen könne?

ich. — Iſt dies deine ernſtliche Meynung von mir? ſagte der Fremde. — Wohlan, ſo höre auch nun die meinige: du kennſt mich, aber doch noch nicht ganz. War ich dein Lebensretter, ſo warſt du auch der meinige. Als dieſe grauſame Prinzeſſin, und dieſer blutgierige Tyrann, dieſer Erdkönig, mir die Liebe zu einer Undankbaren mit Verluſt des Lebens lohnten, da warſt du es, der mir es erhielt, indem du meinem Leichnam eine Hand voll Erde gönnteſt. Ich hatte dir Dankbarkeit, ihr Rache gelobt, und ich dachte dieſes Gelübde zugleich zu erfüllen. Ich ſchafte, daß ihr einander ſahet: Liebe entglomm in Eurer beyder Herzen, — Liebe zu einem ätheriſchen Mädchen, Liebe zu einem gemeinen Sterblichen, was konnte wohl würkſameres erdacht werden, den einen zu erheben, die andere zu erniedrigen? Meine Hand war in der Folge überall bey Lenkung eures Schickſals mit im Spiel. Es iſt mir ſo ziemlich geglückt, dieſe ſtolze Schönheit zu demüthigen; ich leugne nicht, ich hatte es oftmals noch ſchlimmer mit ihr im Sinn, als es mir die Dankbarkeit gegen Hidlm erlaubte, der zu innig mit ihr verbunden war, als daß eins ohne das andere leiden konnte. Mein Herz erweichte ſich nach und nach auch gegen die Undankbare, um ihres Gemahls willen, und völlig ward es ausgeſöhnt, als neue Liebe mich die alte, und die damit verbundene Rache vergeſſen machte.

Ja, Edda, ich bekenne es, ich liebe, aber nicht mehr dich, nein, deine ſanfte, gutmüthige, unſchuldige Freundin, die ſchöne Thulis. Mein heimliches Einverſtändniß mit Hinrich von Röſchild iſt euch bekannt, ſein Verſtand war zu plump, als daß ich von ihm hätte völlige Befriedigung meiner Wünſche hoffen können; vielleicht war hier eine höhere Hand zu Eddas Rettung geſchäftig; anſtatt, daß Hinrich meine grauſame Geliebte mir in meine Hände hätte ſpielen ſollen, brachte er ſie an einen Ort, wo ich mich nur an ihrem Anſchauen ergötzen durfte. Aber als ich einſt auf die Erlinſel kam, mich an Eddas Schönheit zu weiden, ſah ich die holde Thulis, und fand durch ſie jeden andern Reiz verdunkelt, ſie iſt gegenwärtig der Gegenſtand all meiner Wünſche, und kann ſie ſich entſchlieſſen, den König von Scandinavien mir aufzuopfern, ſo iſt dies der letzte boshafte Streich, den ich ihren Freunden ſpiele, und ich gebe ihnen in dieſem Augenblicke ſelbſt ihr Kind zurück; ich hatte nichts Böſes mit ihm im Sinn, ich wollte es zum Erben der Inſel Mona, zum Eigenthümer der Inſeln des ſtillen Meers machen, die ſeit heut und geſtern mein ſind, aber was brauche ich fremder Kinder, da Thulis, die ſchöne Thulis, mir Söhne geben kann?

Aller Augen lenkten ſich bey dieſen Worten auf die Tochter des Königs von Thule, die in ſittſamer Verlegenheit an der Seite des Königs

von Scandinavien ſaß, und kein Wort aufbringen konnte. Hiolm und Edda hingen an ihr mit bittendem Blick, ſie wollten von ihrem Entſchluß, ihr Glück, die Freundſchaft des mächtigen Fürſten der Inſel Mona, und den Beſitz des kleinen Hiolm erflehn. Der König von Scandinavien zitterte; hätte man ihn gefragt, ſo hätte er nicht läugnen können, daß er die ſchöne Thulis zu Eddas Stellvertreterin erkohren hatte. Sein Glück ſtand hier abermahls auf dem Spiele, und es iſt keine Kleinigkeit, für den gemeinſten Sterblichen, wie vielmehr für einen ſolchen Herrn, in einem Tage zwey Bräute zu verlieren.

Thulis zögerte zu antworten; ach ihr Herz hatte bereits nur allzulaut für ihren königlichen Beyſitzer geſprochen, er war jung, ſchön und liebenswürdig, der Fürſt der Inſel Mona, ernſt, ſtill und feyerlich, und überdem ein Weſen aus einer verdächtigen Klaſſe, nach deſſen Verbindung ſich nicht leicht ein Erdenmädchen ſehnen wird. Ihre Blicke wanderten ängſtlich von dem kleinen Hiolm, der noch in den Armen des Furchtbaren zitterte, auf ihre Freundin Edda, aus deren Augen die Thränen häufig hervorſtürzten; ſie las ihren Wunſch in ihren auf ſie gehefteten Blicken. Ihr Herz ward bewegt, ſie dachte an die häufigen Aufopferungen, mit welchen ſie lebenslang ihrer Freundin ihre Liebe bewieſen hatte, und wollte es nicht

an der letzten und größten fehlen laſſen, die andern alle zu bekrönen.

Noch ein Blick und ein Seufzer für den König von Scandinavien, ein fragender Augenwink auf den König von Thule, und denn der heldenmüthigſte Entſchluß, deſſen ſich je ein Mädchen rühmen konnte, Aufopferung der liebſten Wünſche, um eine Freundin glücklich zu machen.

Sie ſtand auf; niemand war, der ihre edle Abſicht verkannte, am wenigſten der Fürſt der Inſel Mona, über deſſen Geſicht ſich ein verſchönernder Sonnenſchein ausbreitete, und der die Bewegung, welche die grosmüthige Thulis machte, für das Signal annahm, den kleinen Hiolm ſeiner Mutter wieder zu geben. Der König von Thule legte die Hand ſeiner Tochter in die Hand des Schwiegerſohns, der ihm weniger misfiel, als der zitternden Thulis. Glückwünſche, Ausrufungen des Beyfalls, Dankſagungen und Liebesverſicherungen folgten nach, in einem ſo geräuſchvollen Getümmel, daß kaum eines wußte, was das andere ſprach.

Niemand ſpielte bey dem ganzen Handel eine bedenklichere Rolle, als der gute König von Scandinavien. Er ergriff die klügſte Partie, und that, da es zwiſchen ihm und ſeiner zweyten Geliebten noch nicht zu wörtlicher Erklärung gekommen war, als ginge ihm die ganze Sache nicht an. Einige wollen ſogar ſagen, er ſey der erſte geweſen, der

Geſundheit des neuen Brautpaars dem Erlkönig in einem gefüllten Pocal zuzubringen.

Dieſer gute König wußte eben ſo wenig ganz genau, was er für eine Miene zu dem ſeltſamen Spiel machen ſollte. Des verdrüßlichen Handels mit ſeiner Tochter nicht zu gedenken, hatte er dieſen Augenblick gehört, daß ſich der Fürſt der Inſel Mona, einen Beſitzer der Inſeln des ſtillen Meers nennte, und ihm alſo gleichſam die Vaſallenpflicht aufkündigte, dieſes waren Dinge, die ſeinem Stolz nicht behagten, und es faſt nöthig machten, die hervorbrechenden Funken des Zorns in Wein zu löſchen.

Das Feſt ward dieſen und einige folgende Tage auf Koſten des grosmüthigen Königs von Scandinavien prächtig fortgeſetzt; einige der Gäſte fühlten ſich, wie faſt bey jedem Ehrengelag zu geſchehen pflegt, auf dem Gipfel des Entzückens, indeſſen die andern trauerten, und die dritten noch zweifelhaft waren, auf welche Seite ſie ſich ſchlagen ſollten. — Thulis blieb nicht lang unter den zweyten und dritten; Vernunft und Ueberlegung nebſt den heiſſen Dankſagungen ihrer Freunde, ſöhnten ſie mit ihrem grosmüthigen Entſchluſſe aus. Liebe und Dankbarkeit verſchönerten ihren Gemahl mit der Zeit in ihren Augen. Was ihn an lächelnder Anmuth abging, das erſetzte ſein weiſer Ernſt, und der hohe Rang, den er in der Reihe der Weſen behauptete. In ſeinen Armen

konnte sie sich Hoffnung zur Unsterblichkeit machen, indeſſen die gute Edda durch ihre Verbindung mit einem Sterblichen, freylich der Vergänglichkeit entgegenreiſte.

Zwar lang genoß die Tochter des Erlkönigs das Glück der Liebe an der Seite ihres Hiolms, aber endlich, endlich kam doch die Zeit der Trennung; ſie entfloh der Erde früher als er, und gab ihm im Sterben jenes berühmte Geſchenk, den goldenen Becher, den noch jetzt die Geſänge unſerer Barden feyern.

Gränzenlos wird dein Kummer ſeyn, wenn du mich nicht mehr dich mit liebevoller Zärtlichkeit umſchweben ſiehſt, ſagte ſie zu ihrem Hiolm, der damahls ſchon längſt die Krone von Thule trug. Du würdeſt vergehen, wenn ich dich nicht ein Lindrungsmittel lehrte! Nimm dieſes güldne Trinkgeſchirr; es mag gefüllt ſeyn mit welcherley Naß du wolleſt, ſo wirſt du daraus Vergeſſenheit trinken, bis wir uns in ſeligern Gegenden wieder finden, wo wir dieſes betäubenden Opiats nicht mehr nöthig haben, wo Wiedererinnerung ein Theil unſeres Glücks ſeyn wird.

Der weinende Hiolm nahm das Geſchenk ſeiner ſterbenden Geliebten, brauchte es nach Vorſchrift, und fand es probat; doch ſoll er es öfter mit Wein als mit Waſſer gefüllt, und ſich denn allemahl baß daraus geſtärkt haben. Von ihm her ſchreibt ſich die Gewohnheit der Erdenſöhne.

bis auf unſere Tage, aus gefüllten Bechern Vergeſſenheit zu trinken.

Doch Hiolm trank nie ſo tief wie ſeine Nachfolger, Eddas Andenken war ihm zu theuer, als daß er hätte wünſchen ſollen, es ganz aus ſeiner Seele zu tilgen.

Er war der König von Thule, der am ſpäten Abend des Lebens, bey Annäherung des Todes, nach geſchehener Erbtheilung nichts für ſich behielt, als den goldnen Becher. Bey dem letzten Feſte der Schalen, das er auf ſeinem Schloß am Meer feyerte, that er noch den Scheidetrunk aus dem heiligen Gefäß, warf es denn mit einer Thräne des Andenkens an die Geliebte hinab in die Fluthen, und — ſtarb.

Mit ihm ſtarb die Herrlichkeit von Thule; der junge Hiolm, den ſein Grosvater, der Erlkönig, als künftigen Thronfolger, wenig von der Seite ließ, war nicht im Lande. Der Seeräuber Naddock kam von den fernen Atlantis herüber, nahm Beſitz von der verlaſſenen Schneeinſel, und wandelte ihren Namen in Eisland, bey welchem ſie noch unter uns bekannt iſt, bis auf den heutigen Tag.

LB Coburg

21. JAN 1986
26. MRZ. 1992

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Naubert, Benedikte, / Miller, Johann Martin, / Schubert,

Neue Volksmährchen der Deutschen

Bd.: Drittes Bändchen

1792

Coburg, Landesbibliothek -- D III 8/17a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941210-6